

Donné à la bibliothèque de l'école libre de Théologie



No 26.

Diesen Wunsch empfängt
Joh. Ulrich Herzog
am Neujahrstag 1806.
von seinem Sohn Jäkling
von liebenden Aeltern, zur
Belohnung seines Fleißes das
und aufmunternd zum fernern
beharrlichen Lernen und gerne
in die Schule zu gehen!

Tittel Kupfer



Neue
Bilder-Schule.

Enthält:
das Merkwürdigste aus der
Moral, Natur- und Weltgeschichte.

Ein
nüzliches Lesebuch
für die
erwachsene Jugend.
Mit 22. Kupfern.



Stuttgart,
im Magazin für Litteratur.
1805.

Höchst Dero
Durchlauchtigsten regierenden Frau
Churfürstin von Würtemberg ꝛc. ꝛc.
Churfürstlichen
Durchlaucht
und
Königlichen Hoheit,
Frau
Charlotte Auguste Mathilde,
geborne
Kron-Prinzessin von Grosbrittanien,
des Russischen St. Catharinen-Ordensdame,
widmet
diese Schrift
in aller Unterthänigkeit
Der Verfasser.

Durchlauchtigste Churfürstin,
Gnädigste Churfürstin und
Frau!

Wenn das Unternehmen, den Höchsten Namen Euer Königlichen Hoheit vor meine Schrift zu sezen gewagt ist; so muß ich unterthänigst bitten, daß Höchstdieselben um angeführter Gründe willen darüber nicht zu zürnen gnädigst geruhen möchten.

Diese Voraussezung gereicht meinem Werk zur grösten Zierde, wozu mich die

Ueberzeugung angetrieben hat, daß Eure Königliche Hoheit Höchstselbst die thätigste Verehrerin und Freundin der Wissenschaften — und besonders solcher sind, die die Bildung der heranwachsenden Jugend befördern, und sie zur Tugend und Menschenliebe anfeuern, von welcher Art ich mein Werk zu sein erachte. Wie glüklich dürfte ich mich schäzen, wenn ich mich damit der Höchsten

Gnade Euer Königlichen Hoheit würdig machen würde.

Gott erhalte das unschäzbare Leben Euer Königlichen Hoheit zur Freude des Durchlauchtigsten Herrn Gemahls, und zum Glücke des gesammten Vaterlandes, dem die Namen seines Friederichs und seiner Charlotte Auguste Mathilde ewig theuer sind.

Mit dem Gefühl der ungeheuchelteſten Ehrfurcht erſterbe ich

Euer Königlichen Hoheit

Lehenweiler, im Oberamt
Böblingen. 1805.

unterthänigſter Knecht,

A. Koch, Schullehrer.

Pränumeranten-Verzeichniß.

Aidlingen.

Herr Pfarrer M. Hosch 2 Exemplar.
= Gerichtsschreiber Joh. Andr. Walker 25 Exempl.

Altenstaig, Stadt.

= Buchbinder Fischer 1 Exempl.
= Zimmermann und Rathsverw. Henßler 1 Exempl.

Altenstaig, Dorf.

= Schullehrer Schlak 1 Exempl.

Berg.

= Holzmesser Sannwald 1 Exempl.

Birkach.

= Provisor Dürr 1 Exempl.

Birkenfeld.

= Schullehrer Spiegel 1 Exempl.

Blaubeuren.

= Special Super, M. Baur 1 Exempl.
= Stadt-Oberamtmann Kauffmann 1 Exempl.
= Commerzienrath Lang 1 Exempl.

Böblingen.

= Flatt, Amts-Substitut, 2 Exempl.
= Wittich, Waldhornwirth, 1 Exempl.
= Ein Ungenannter 20 Exempl.

Calw.

= Collaborator Kies 10 Exempl.

Cannstadt.

= Collaborator Oswald 3 Exempl.
= Schullehrer Horrer 2 Exempl.

Dachtel.

= Schullehrer Kopp 1 Exempl.

Deinach.

Herr Schullehrer Schofer 7 Exempl.

Dettingen.

= Gaiser, Schullehrer, 1 Exempl.

Döffingen.

= König, Glaser und Mechanikus, 10 Exempl.

Egenhausen.

= Schullehrer und Feldmesser Stikel 1 Exempl.

Ensingen.

= Pfarrer M. Grundler 1 Exempl.

Erligheim.

= Pfarrer M. Schaudt 1 Exempl.

Erschach.

= Baumann, Fürstl. Colloredo Mansfeld. Amts-Chirurg. und Geburtshelfer, 1 Exempl.

Eschenthal.

= Pfarrer Ludw. Friedr. Grumbach 1 Exempl.

Eßlingen.

= M. Fried. Köstlin, Archidiakonus, 1 Exempl.

Feldstetten.

= Provisor Finckh 1 Exempl.

Frießenheim.

= Renovator Sievert 1 Exempl.

Gärttringen.

= Schullehrer Hefel 1 Exempl.

Gemmrigheim.

= Pfarrer M. Breuning 1 Exempl.

Gmünd.

= Doct. Stütz, Stadt-Physikus, 1 Exempl.

Göppingen.

= Präc. M. Ziegler 1 Exempl.

Grömbach.

= Pfarrer M. Bölter 1 Exempl.

Gross-Gartach.

Herr Pfarrer M. Bächler 1 Exempl.

Gross-Heppach.

= Schullehrer Ruthardt 1 Exempl.

Gruibingen.

= Pfarrer M. Lederer 2 Exempl.

Gültstein.

= Schullehrer Rotter 1 Exempl.

Gutenberg.

= Pfarrer M. Dizinger 1 Exempl.

Hall.

= Salzverwalter Dürr 1 Exempl.

Hausen, a. d. Würm.

= Pfarrer M. Knoderer 1 Exempl.

Heidenheim.

= Schullehrer Völter 1 Exempl.
= Provisor Joh. Kreeb 2 Exempl.

Heilbronn.

= Jakob Friedrich Gruis, Handelsmann, 1 Exempl.

Herrenberg.

= Walker, Provisor an der Mädchenschule, 10 Exempl.

Hoheneck.

= Christoph Moriz Zeller 1 Exempl.

Jagsthausen.

= Pfarrer M. Baumann 1 Exempl.
= Grözinger, Schullehrer, 1 Exempl.
= Uebel, Müllermeister, 1 Exempl.

Kippenheim.

= Apotheker Kühlenthal 1 Exempl.
= Jakob Wagner, Seilermeister und Hanfhändler, 1 Ex.

Kirchheim, a. d. Teck.

= Ludw. Fr. Huschwadel, Kastenpfleger, 1 Exempl.

Kochendorf.

Herr Amtmann Weissert 1 Exempl.

Liebenzell.

= Stadtschreiber Ferd. Fr. Kuhorst 2 Exempl.

Ludwigsburg.

= Kammerherr und Hauptm. Baron von Ezdorff 1 Exempl.

Frau Helfer Veiel 1 Exempl.

Herr Buchbinder Friedr. Nast 2 Exempl.

= Bijoutier Ulmer 1 Exempl.

Lustnau.

= Schullehrer Hiller 1 Exempl.

Mahlberg.

= Prof. Friedmann 1 Exempl.

= Doct. Ludwig, Oberamts=Physikus, auch Sanitäts=Assessor, 1 Exempl.

Merklingen.

= J. Gottlieb Geiger, Provisor, 1 Exempl.

Mökmühl.

= Heiligen und Almosen=Pfleger Biermann 1 Exempl.

= Caspart, Schullehrer und Organist, 1 Exempl.

Möttlingen.

= Pfarrer M. Joseph Fr. Gros 2 Exempl.

Neuenbürg.

= Stadtschreiber Bolley 1 Exempl.

Nürnberg.

= Post=Conducteur Lehner 1 Exempl.

Oeffingen.

= Pfarrer M. Nascholb 1 Exempl.

P. im W . . . schen.

= C. F. N. 1 Exempl.

Rastatt.

Herr Sprinzing, Buchdruker, 2 Exempl.

Reichenbach, Hirsauer Oberamts:

= Schullehrer Kugel 1 Exempl.

Riedlingen:

= Thad. Müller, Kaufmann, 1 Exempl.

Rothfelden.

= Schullehrer Braun 1 Exempl.

Rottenburg am Nekkar:

= F. J. Bellino, Kaufmann, 1 Exempl.

Schrozberg:

= Johann Presch 1 Exempl.
= Ochsenwirth Schmezer 1 Exempl.

Simozheim.

= Pfarrer M. Christ. Gottl. Seeger, 1 Exempl.
= Schullehrer Haldenwang 6 Exempl.

Sindelfingen:

= Präc. M. Kraus 1 Exempl.

Steinheim a. d. Murr:

= Pfarrer M. Esenwein 2 Exempl.

Stuttgart.

= von Lützow, Land-Oberjägermeister, 1 Exempl.
= Georg Fried. Griesinger, Konsistorialrath und Prälat zu St. Georgen, 1 Exempl.
= Ernst Urban Keller, Konsistorialrath und Prälat zu Herrenalb, 1 Exempl.
= Hauptmann und Kriegsrath Rheinwald 1 Exempl.
= Lindenmeier, Hof-Cammerrath, 1 Exempl.

Frau Forstrath Jäger 1 Exempl.

Herr Kaufmann J. H. Neidhardt 1 Exempl.
= Kaufmann Joh. Conr. Reihlen 1 Exempl.
= Lastin, Traiteur und Weinhändler, 1 Exempl.
= Hof-Mechanikus Hahn 1 Exempl.

Herr Färber Glocker 1 Exempl.
= Weik, Bebenh. Hofpflegküfer u. Weinhändler, 1 Ex.
= Hofmeister Hohl 1 Exempl.
= Linsen, Mezger, 1 Exempl.
= Privatlehrer Heller 1 Exempl.
= Dahlmann 1 Exempl.
= G. C. Horst 1 Exempl.
= Scheuerlin 1 Exempl.
= Tidemann 1 Exempl.
Für die hiesigen Schulen jede 1 Exempl.
Für die hiesige Schullehrer = Bibliothek 1 Exempl.

Sulzburg.

Herr Beck, Churfürstl. B. A. Apotheker, 1 Exempl.

Sulzfeld.

= Baron von Göler von Ravensburg 1 Exempl.

Thailfingen.

= Schullehrer Schmollinger 1 Exempl.

Trochtelfingen.

= Pfarrer M. Frauer 2 Exempl.

Tübingen.

= Hospital = Verwalter Vogt 1 Exempl.

Weil der Stadt.

= H. Schöninger, Baumeister und Rathsverw. 1 Ex.

Weiltingen.

= Pfarrer M. Burk 1 Exempl.

Widdern.

= Präc. Müller 1 Exempl.

Zell.

= Schullehrer Gneiting 1 Exempl.

Vorrede.

Die Jugend muß denken lernen, und sie lernt es niemals leichter, niemals begieriger, als durch Beispiele, die ihre Neugierde reizen, und ihr Herz rühren. Ohne dies sind oft die auserlesensten Vorschriften und Lehrsätze wie eine ungesalzene Speise, wenigstens für die Jugend, welche den innern Werth, derselben zu erwägen, sich nicht gerne Mühe gibt.

Man muß ihnen also die Grundsätze mit Begebenheiten (aus der Jezt- und Vorwelt) würzen, und so anschaulich darstellen, daß ihnen da-

durch das Nachdenken angenehm gemacht, und ihr Herz zur Liebe der Tugend angefeuert, vom Laster aber abgeschrökt wird.

Aber, nur auserlesene, und von allem, was falsch oder schädlich sein möchte, geläuterte Schilderungen und Erzählungen müssen es seyn, und so viel als möglich in gedrängter Kürze. Seien es hernach wichtige Erfindungen und Entdeckungen, oder edle Handlungen oder andere merkwürdige Begebenheiten, welche für die Menschheit ein allgemeines Interesse haben.

Z. B. Wie rührend für ein jugendliches Herz ist die Geschichte eines Woltemade (Richardson) u. s. w. der als ein Opfer der Menschenliebe in den Fluthen des Meeres sein Grab findet, und den Tod des Menschenfreundes stirbet! —

Wie viele Leiden und Schwierigkeiten überwindet der arbeitsame und unermüdete Düval; wie ist der Preis, den er dadurch erringt, wie erwekkend zur Nacheiferung sein Beispiel!

Geschichten dieser Art verdienen es, daß sie auf alle mögliche Weise unter die Menschen verbreitet, daß sie weltkundig gemacht, und besonders der Jugend zur Nahrung für ihren denkenden Geist, zur Bildung für ihr tugendfähiges Herz mitgetheilt; die Denkkraft zu verstärken, dem Verstand mehr Weite, mehr Ausdehnung zu geben, und ihn zur Beschäftigung mit Gott zu schärfen. —

Die beigefügten Kupfer können dazu dienen, daß die Begebenheiten, in dem sie vor die Augen hingestellt werden, desto mehr in die Einbildungskraft übergehen, daß also ihr Eindruck verstärkt, und dem Gedächtniß desto tiefer eingeprägt wird.

Ich weiß wohl, daß wir an Schriften dieser Art keinen Mangel leiden, aber bei der immer nachwachsenden Menge junger Leser, die jedesmal das Neueste vor das Beste halten, und deswegen am begierigsten darnach greifen, werden wir derselben nie zu viel haben.

Daß ich hie und da manche Kompilationen gemacht habe, kann mir nicht zum Vorwurf gereichen, theils weil ich jenen Verfassern, woraus ich schöpfte, dadurch keinen Abbruch thue, theils weil ich die Sache aufrichtig gestehe, und nicht verhele.

Meine Absicht war, der Jugend zu nützen, schädliche Lektüre zu verdrängen, und gute zu befördern.

Wenn ich auch nur einigermasen diesen Zweck erreiche, so ist mein Wunsch erfüllt, und ich halte mich für meine Mühe hinlänglich belohnt.

Der Verfasser.

Inhalts-Anzeige.

*) Ist von den Neufranken im Jahr 1798. gänzlich zerstört worden. S. Posselts Taschenb. v. J. 1798.

Neue
Bilder-Schule
für die
erwachsene Jugend.

Charakter der Deutschen.

Tab. I. Fig. 1.

Ihr seyd vermuthlich begierig, liebe, kleine Leser, vor allem das Volk zu kennen, zu dem ihr gehört, und dem ihr, wenn ihr einst groß werdet, Ehre bringen sollet! Ich will es euch schildern. — Schon öfters habt ihr von den alten Deutschen reden hören. Lernt also zuerst diese kennen; und ihr werdet finden, daß die Grundsätze ihres Charakters noch immer das Fundament des unsrigen sind!

Unsere Ahnherren waren — so sagen ihre Zeitgenossen, Nachbarn und Feinde — ein kriegerisches Volk, vom Geiste der Freiheit und Unabhängigkeit ganz beseelt. Ihrer ganzen Figur war die Mannheit eingedrückt. Körperliche Länge, feste Gliedmassen, gesunde Stärke; meist himmelblaue Augen, aber voll Feuer, hochgelbe Haare, und ein Soldatengesicht machten den Deutschen aus. Getiegertes Pelzwerk war ihre Kleidung, auf der Brust zusammengeheftet — Ihr Haar hieng entweder so wie es die Natur gab, um den

Nacken oder war auf dem Scheitel zirkelförmig gebunden, und mit einem Knoten befestigt. Sie wurden früh in den Waffen geübt, und waren bald Jäger, bald Krieger, die Wurfspieß, Pfeile u. dgl. gut gebrauchen konnten. Sie verstanden wohl, ihren Heerführern und Fürsten zu gehorchen, aber nicht das drückende Joch der Römer zu tragen. Sie hatten Schauspiele und Ergözungen und gottesdienstliche Feierlichkeiten; das alles, ihre Weiber und Töchter nicht ausgenommen, war kriegerisch. Freilich war ein gewisser Grad der Wildheit bei ihnen; aber ist der nicht bei kriegerischen Völkern ein natürliches Erbstück? Und unsere Vorfahren verbanden damit Religiosität, unerschütterliche Treue, Gastfreiheit und Keuschheit. Die ältesten Deutschen hatten eine liebenswürdige, sehr einfache Religion. Sie schlossen den Unendlichen nicht in Tempel ein, und schnizten sich keine Bilder von ihm. Ihnen war er durch die weite Erde verbreitet; in dichten Hainen, am Ufer der Flüsse, und an einsamen Hügeln verehrten sie den Schöpfer; und je stiller und einsamer der Ort war, desto fühlbarer war ihnen seine Gegenwart. Sie kannten ein Leben nach dem Tode, und versprachen ihren Helden im Tod den Eingang zu einem glücklichen Leben. Sonne, Mond und Feuer haben sie nie angebetet. Aber ihre Lieblingshelden hatten sie! Diese waren durch graues Alterthum ihnen noch ehrwürdiger geworden, als durch ihre Thaten; und dieselben stufenweise in Untergottheiten. Auch blutige Opfer brachten die alten Deutschen, so wie die gesammte Vorwelt ihren Göttern.

So sehr der Deutsche in der Schlacht ein Mann war: so sehr war er es in Absicht auf sein Wort,

und trieb seine Treue oft bis zur Halsstarrigkeit. Ein Wort, ein Wort, ein Mann, ein Mann: so hieß sein ältestes Grundgesez, nach welchem er stets handelte, und das ihm heiliger war, als das strengste Buchstabengesez unter andern Nationen. List und Verschlagenheit kannte er wenig; er gestand offenherzig, daß er sich nicht selten genöthigt fand, den Mann, gegen den er heute in der Aufdeckung des Innern mit argloser Einfalt freigebig war, am folgenden Tage mit finsterer Zurückhaltung zu begegnen.

Gastfreiheit ist ein eigenthümlicher Zug der meisten ungebildeten Völker; aber der Deutsche trägt den Ruhm derselben so vorzüglich, daß es für die gröste Schandthat unter diesem Volk gehalten wurde, einen Fremden von seiner Thüre zu weisen. Jeder bewirthete den Gast nach seinem besten Vermögen; und an eine deutsche Hütte gepocht haben, hieß schon so viel, als darinnen aufgenommen seyn. Eine weit seltnere Tugend, die die wenigsten Völker in dem Register ihrer Vorzüge aufgezeichnet finden; eine Tugend, die uns in dem gegenwärtigen Zeitalter vielleicht am meisten befremdet, ist die Keuschheit unserer Vorfahren. Und wir müssen diese Tugend an ihnen um so viel mehr bewundern, da sie nicht etwa phlegmatische, kaltblütige Leute waren, sondern ein Volk von starken Leidenschaften, an Seele und Körper gleich ungeschwächt. Sie lernten aber Keuschheit in der Schule der Waffen, der Abhärtung der Ehre und der männlichen Selbstbeherrschung. — Die Jünglinge sparten sich zur vollen Reife, und stählten durch Enthalsamkeit ihre Nerven für die

Zukunft, um Våter und Krieger mit Ruhm zu werden. Und je långer sie diese Kunst verstanden, desto grösser war ihr Ruhm. — Die Mådchen waren mit Keuschheit gleichsam verschanzt. Weder Gastmahle, noch Schauspiele, noch Tåndelei bahnten den Verführungen zum befangenen Herz den Weg. Auf das, was man heut zu Tage Galanterie nennt, verstanden sie sich gar nicht. Sie lernten, durch jungfråuliche Enthaltsamkeit treue, gute und wirthschaftliche Gattinnen werden. Und musten es. Denn sie waren unter den Germanen — so heissen eure Vorfahren in einer Sprache — geehrt; — nicht Beherrscherin der Månner, aber Beherrscherinnen im Hause, welches sie ganz regieren musten, weil der Deutsche zu sehr Mann, Krieger und Jåger war, um an ihrer Sorge für das Hauswesen Theil nehmen zu können. Auch hatte der Deutsche ein fühlbares Herz für die Reize der Frauen — sie und die Barden — so nannte man die Priester und Dichter — entflammten seinen Muth zur Schlacht; und das Weib war die beste, sorgfåltigste Pflegerin ihres verwundeten Helden.

Ehebruch war unter diesem zahlreichen Volk eine Seltenheit; Wehe der Unglücklichen, die sich von der heiligen Sitte deutscher Frauen, von der Keuschheit, entfernte! Der beleidigte Gatte war selbst ihr Richter, und unvertilgbare Schmach ihr Lohn. Mit verschnittenen Haaren stieß er sie nakt aus seinem Hause; und trieb sie im Angesicht ihrer Verwandten, mit der Peitsche in der Hand, durch den ganzen Flecken. Auch in den Speisen herrschte unter den Deutschen eine gleiche Måßigkeit und Einschrånkung, eine gleiche Entfer-

nung von Weichlichkeit. Nur in hitzigen Getränken verließ sie der Geist der Enthaltsamkeit gänzlich. Bei jedem Gastmahle, bei jeder festlichen Handlung — selbst in ihren Rathsversammlungen, (die sie auf öffentlichen Plätzen verrichteten) spielte der Humpe (Becher) die Hauptrolle. Mit dem Hang zur Trunkenheit verbanden sie eine unmäßige Leidenschaft für das Spiel. Ihr lebhafter Charakter vertrug sich nicht mit dem unthätigen Leben zur Zeit des Friedens. Ihr Geist verlangte Erschütterung; und weder die Jagd, noch der Trunk konnten die Leere ausfüllen, die sich bei ihrer wenigen Bekanntschaft und mit jenen Künsten, womit man die Zeit vertändelt und tödtet, nicht selten einschleichen muste. Sie arbeiteten ihr also durch das Spiel entgegen — nicht durch ein kaltblütiges, politisch-gewinnsüchtiges, oder affektloses Spiel, sondern gerade so, wie es dem aufbrausenden Soldaten angemessen ist. Selbst die Freiheit — ihr kostbarstes Gut, für das sie ihr Leben opferten — war ihrem ausschweifenden Affekt nicht zu theuer, wenn es darauf ankam, sie im Spiel zu verlieren. Und so waren manche rauhe Sitten in das Ganze ihres Charakters eingewebt. Denn starke Leidenschaften erzeugen auch starke Fehler; und ungebildete Nationen haben ihre eigentliche Laster, wie ihre Tugenden. Grausamkeit, als feste, fortdauernde Neigung betrachtet, konnte unmöglich der Hang eines Volks sein, das mit so viel Einfalt der Sitten, so viel Redlichkeit und Ehrfurcht für die Gottheit verband; aber im Sturm der Leidenschaften konnte der kriegerische Muth desselben hier und da in einzelne Ausbrüche der Grausamkeit ausarten. Um nun eines einzigen Beispiels zu gedenken, so will

ich euch nur das blutige Verfahren der aufgebrachten Deutschen gegen die römischen Sachwalter erzählen. Die siegreichen Römer hatten den politischen Grundsaz, jedem Volk, das von ihnen überwunden worden, ihre ganze rechtliche Verfassung so geschwind als möglich aufzudringen, und es auf diese Weise dergestalt zu naturalisieren, daß es gar nicht mehr zu seiner vorherigen, eigenthümlichen Verfassung gelangen könnte. Dieses Kunststük ward auch an den überwundenen Deutschen versucht, schlug aber so unglücklich aus, daß dieselben aufs äusserste gebracht wurden, und die nie gewohnten Fesseln gewaltsam abwurfen. Beides, ihr Freiheit athmender Geist und ihre schwärmerische Anhängigkeit an alte Sitten, entflammte sie mit Haß gegen die Römer, und mit unaufhaltsamer Wuth zur Abschüttelung des Jochs. Der entrüstete Deutsche ließ den Ausbruch seines gerechten Zorns bis zur Grausamkeit vollen Lauf. Seine Wuth traf am meisten die unglücklichen Sachwalter, die dem römischen Feldherrn ins Lager folgen musten, und nach erfolgtem Sieg das Hauptquartier in eine Gerichtsstube für die Besiegten zu verwandeln. „Endlich, du Otterzunge must du aufhören zu zischen!" rief der wüthende Deutsche, und hielt dabei die ausgerissene Zunge des römischen Rechtsgelehrten in der Hand.

Ueberhaupt sezten die Deutschen das Recht in die Stärke. Jene blutigen Zweikämpfe, die noch heut zu Tage die Sitten unsers Adels und unserer Studenten sind, schienen sich ihrem Ursprung nach, als das öffentliche Entscheidungsmittel eines Rechtsstreits unter den Freigebohrnen dieser Nation, bis in das graue Alterthum

zu verlieren. — Auch der Raub, sobald er nur ausserhalb der Grenzen des kleinen Staates geschah, zu welchem man gehörte, war unter den Deutschen weder entehrend, noch selten. Oft geschah es, die Jugend in kriegerischen Beschäftigungen zu üben. Wie viel, jezo meist zerstörte Raubschlösser des deutschen Adels sieht man noch immer besonders auf Bergen? Endlich riß die bessere Militärverfassung und die Verfeinerung der Sitten das Uebel mit der Wurzel aus. Nur noch etwas von der peinlichen Gesezgebung bei den alten Deutschen. Die Todesstrafen waren eine Seltenheit unter ihnen. Verrätherey und Ueberlauf zu den Feinden wurden mit dem Hängen — niederträchtige Zaghaftigkeit in der Schlacht und schändlicher Genuß der mehr als thierischen Wollust, mit der Erstickung in Sümpfen bestraft. Alle übrigen Verbrechen wurden mit Schadensersetzung an den Beleidigten, mit dem Verlust der Ehre, oder mit dem Verlust an Gütern belegt. Schandthaten, dies war ihr Grundsaz, müssen verdeckt — bestrafte Verbrechen zur Warnung ausgestellt werden.

In wiefern läßt sich nun dieses unvollkommene Gemählde auf unsre Zeiten anwenden? In wiefern ist es ein Spiegel, der uns die Gestalt des Volkes zurückwirft? Wollte Gott, man dürfte nur die Laster der alten Deutschen von ihren Tugenden scheiden, nur die leztern aufstellen und sagen: Wir sind es! — Doch die Wahrheit liegt in der Mitte. Einzelne Tugenden unserer Vorfahren sind verlohren oder verdunkelt; einzelne Laster abgeschliffen oder verläugnet. Unsere Tugenden haben nicht mehr die Stärke, das Felsenfeste

unsrer Ahnherren; aber auch unsere Laster nicht mehr das Verwüstende und Eingreifende, das der Zorn des entrüsteten Deutschen, sein Hang nach Privatgewalt, seine Trunkenheit, seine Spielsucht hatten. Doch erkennt man noch die Väter an dem grössesten Haufen ihrer Enkel. — Der gute Deutsche ist ein alter Deutscher.

Kultur, Verfeinerung, Luxus sind die drei grossen Stufen, welche Deutschland seit jenem Zeitpunkte in verschiedenen Abwechselungen durchgangen ist.

Der Deutsche ist gut und stark, wie sein Rheinwein und Pumpernickel; aber nicht süß — nicht zärtlich — nicht tändelnd. Auch uns fehlt noch jene schnelle Reizbarkeit eines Franzosen; jener trockene Ernst des Engländers; jenes hinschmelzende Gefühl des Italieners; das seine Sprache, seine Musik so lebhaft ausdrückt. Aber eben so wenig ist Phlegma, Kaltblütigkeit, oder ängstliche Dummheit in unserm Charakter. Kraft ist da, aber Kraft, die wenige Gegenstände umfaßt, keinen Gegenstand mit voreiliger Begierde, aber was sie einmal umfaßt hat, das umfaßt sie auch ganz. Wir sind nicht rasch; aber stark — nicht flüchtig, sondern anhaltend. Und dieser Charakter ist unter allen Verhältnissen des Lebens und der Stände sichtbar. In dieser Gestalt erscheinen die Angelegenheiten des Herzens. Auf deutschem Grund und Boden gedeihen Freundschaften und Bündnisse, die so gerade, so stark und so alt werden, als seine Eichen.

Der Deutsche spricht insgemein wenig Worte; seine Freundschaft ist mehr inwendig, als äusserlich

glänzend. Sie ist selbst im Auge weniger sichtbar, als fühlbar im derben Händedruck, und im nachdrücklichen, aber nicht bäurisch=lautem Kuß. Der Deutsche mag gern viele Halbbekanntschaften; denn er ist gesellig: aber in seine innige Freundschaft nimmt er selten mehr als ein Paar auf.

Für das Alte und Vergangene, für die Zeiten und Anstalten der Vorwelt hegt der ächte Deutsche besonders viel Ehrfurcht. Davon zeugen so manche, unsern Zeiten so wenig mehr angemessene, Gebräuche in verschiedenen Reichsstädten. Die aber durch die erleuchtete Regierungen, durch welche dieselbe (nach dem Lüneviller Frieden an jene gekommen sind) dem Geist unseres gegenwärtigen Zeitalters, Schritt vor Schritt nähern müssen.

Der Deutsche könnte nicht so viel Kraft haben, als er wirklich hat, wenn er nicht auch kriegerischen Muth besässe. Zwar ist es seinen Altvätern im Frieden nicht so wohl gewesen, als ihm. Aber es hatten jene auch nicht die Mittel, ihre Zeit auszufüllen, oder wenn man will, zu tödten, die wir jezt haben. Doch sind unsere Heere, wenn sie dem Feind entgegen geführt werden, noch immer das ungeschwächte, ausdaurende, mannhafte Volk, das es sonst war. Der Deutsche versteht sich auf Gehorsam und Ausharren; und dies macht heut zu Tag den gebornen Soldaten.

In der Mäßigkeit sind wir schon mehr gefallen. Wir tafeln lange und kostbar, wenn wir können. Kindertaufen, Hochzeiten, Namens= und

Geburtsfeste, Leichenbegängnissen — alles Fächer, in die der Deutsche seine Schmausereien einschiebt.

Das Spiel ist, im Durchschnitt genommen, bei dem Landvolk minder unsere Leidenschaft; der Trunk hingegen ist, wo das Licht der Kultur noch nicht durchgedrungen hat, bis zum lästigen Zwang unserer Gäste, ein entschiedener Hang. Die Keuschheit hat sich noch nicht so verloren, als man hinter den Mauern grosser Städte glaubt. Noch giebt es Gegenden, in denen eine Ehebrecherin selbst jede geschwächte Dirne, mit unauslöschlicher Schande gebrandmarkt ist, wodurch sich manche von den leztern bis zum fürchterlichen Verbrechen des Kindermordes hat hinreissen lassen.

Der Deutsche ist gastfrei, obwohl beim ersten Empfang ceremoniös; nicht prahlerisch, aber er findet so eine gewisse Familienfreude daran den neuen Bekannten bald mit dem, was er ist, und was er hat, vertraut zu machen. Weil er offenherzig ist, wird er leicht betrogen und überlistet, als es sonst bei seinem gesunden eindringenden Verstand möglich wäre. Im Umgang selbst ist er mehr gutmüthig und in sich vergnügt, als lustig, mehr fröhlich, als spaßhaft; beides wird er leicht, sobald sein Blut durch den Wein in stärkere Wallung gebracht ist.

Charakter der Engländer.

Tab. I. Fig. 2.

Hebt sich irgend ein Volk unter allen Mitvölkern des Erdbodens an Merkwürdigkeit des Charakters heraus, so ist es gewiß das englische. Von der gelehrten Seite betrachtet, ist der Britte ein freier und tiefdringender Denker. Seine Wahl stößt gemeiniglich auf grosse, wesentlich praktische Gegenstände. Er liebt Vollständigkeit und Kürze; daher ist sein Ausdruck körnicht — und für hundert Köpfe dunkel. Er läßt es darauf ankommen, was falsches zu sagen, wenn es nur neu und aus ihm selbst geschöpft ist. In den Künsten ist der Engländer fürs Nüzliche und Verwegene. Vom erstern zeugen seine weltberühmten Manufakturen aller Art; vom leztern seine Klopffechterkünste und Wettrennen.

In dem sittlichen Charakter desselben findet man drei bezeichnende Stufen: Er ist Mann, ist frei, und originell.

Der Britte ist Mann; jener Verzärtelungsgeist, der fast in alle Welt ausgegangen ist, hat ihn noch nicht übermeistern können. Man gehe zu seinen Gastmahlen; und noch gehört ein englischer Magen dazu, sie zu verdauen. Kein Franzose findet leicht Geschmak daran; er erklärt die Liebhaber der brittischen Kochart für halbe Wilde. Ihre Doppelbiere sind die stärksten von der Welt.

Man gehe auf ihre Fechtschulen: und selbst ein deutscher Körper wird ihre, mit Stärke und Leichtigkeit angebrachten Stöße, ziemlich ungewohnt finden.

Man beobachte sie bei ihren Ergözlichkeiten. Hunde und Jagd; Fahren, Wettrennen und Hahnengefechte sind noch immer die Hauptvergnügungen einer so kultivirten und gewiß nicht grausamen Nation. Wo der Körper mit Kunst und Stärke in Regung ist, da scheinet sich der Engländer zu freuen — nicht gerade, wo Blut fließt.

Der Geist der Britten ist nicht weniger männlich. Ernst und Würde im ganzen Aeussern, Entschlossenheit in Gefahr, und kalter Muth — von dem allen hat der Britte ein gutes Maaß. Zu schweigen ohne Dummheit, das versteht er trefflich. Im Anfang der Bekanntschaft läßt er sich die Worte abkaufen; nach und nach wird er redseelig, selten schwazhaft. Komplimente — hat der steifsinnige Britte nie gelernt — und fällt daher oft ins Plumpe, das man ihm aber bald verzeiht. Der Britte ist frei. Die Grossen und Niedrigen sind in England näher an einander gerückt; der König ist der Vater des Volks — nicht der De-

spote. Er hat volle Freiheit wohl zu thun, zu erlassen, zu belohnen, aber drücken darf er nicht. — Der unterste Bürger hat seine Rechte; und auch seine Gewährsmänner für sein Recht. Der Adel bedarf des bürgerlichen Standes; die höhern Stände zusammengenommen des gemeinsten Pöbels, mehr als irgendwo. Wer eine bedeutende Rolle spielen will, muß sich herunter stimmen, und darf nicht vergessen, daß der gemeinste Bürger auch Bürger ist. Das hebt denn freilich den Handwerksmann so zum vornehmen Kavalier hinauf, daß jene, ohne seiner Ehre etwas vergeben, in öffentlichen Gärten so vertraulich neben diesem sizt, als ob er ihm völlig gleich wäre. Wo eine solche Denkungsart allgemein ist, da muß sich der Sinn für wahre Grösse öffnen. Daher der Edelmuth, der dem englischen Volke eigen ist. — Daher die felsenfeste Beharrlichkeit des Britten in allem, was er als gerecht erkannt, und zu seinem Zwecke gemacht hat; daher seine Erhabenheit über die elende Kunst des Kriechens.

Die brittische Nation ist thätig, fleißig und reich — denn jeder weiß, daß ihm sein Eigenthum gesichert, und, was er erringt, für sich selbst errungen ist.

Wenn grosse Tugenden nicht so gewöhnlich mit grossen Lastern vereinigt wären; so stünde es mit der Menschheit, und insbesondere mit dem brittischen Volk, sehr gut. Aber, die Menschen bleiben, wie sie insgemein sind, bis an ihr Ende mittelmäßig in Tugenden und Gebrechen; oder bei grossen Tugenden doch mit gleich grossen Untugenden beladen.

Eben jener Geist der Freiheit, der den Engländer zu grossen Thaten beseelt, artet sehr leicht in Zügellosigkeit aus, und verlernt die Selbstbeherrschung. Der Pöbel, der sich in England mehr fühlt, als anderswo, handelt in öffentlichen, oft blutigen Auftritten, wie ein vielköpfiges Ungeheuer, stürmt ein Theater, wie Palläste seiner Feinde; schmeißt einen Franzosen, der ihm in den Wurf kommt, mit Koth, und es gab eine Zeit, wo er kaltblütig zusehen konnte, daß sein König Karl enthauptet wurde.

Eben jener Steifsinn im Grossen und Edlen wird unbiegsame Hartnäckigkeit in bösen Thaten, Troz gegen das Schicksal, oder vielmehr gegen die Gottheit selbst. Das Klima wirkt auf den Engländer mit vorzüglichem Nachtheil, und drückt seinem ernsten Geist einen Hang zur Schwermuth ein, die den abscheulichen Selbstmord zu einem so gewöhnlichen Laster unter ihnen gemacht hat, daß sie den Zeitungsschreibern von ganz Europa reichlichen Stoff gegeben haben. Endlich hat das Gefühl so mancher Vorzüge, und übertriebener Patriotismus, den Engländern gegen Feinde eine gewisse Gleichgültigkeit, nicht selten Verachtung eingeflößt. Keine Nation verfolgt der Engländer mit mehrerem Widerwillen und beissenderm Spott, als den Franzosen. Viele Kriege haben die natürliche Abneigung noch mehr verstärkt. Beide hegen eine schwindelnde Vorliebe für ihr Vaterland.

Der Britte ist meistens Original; das heißt: er hat einen unvermischten Charakter, er bleibt ganz, was er von Natur ist, ohne sich durch fremde Zusäze


Tab I
Fig I
Fig II

und Nachahmungen umzubilden. Fremde Sitten, Moden und dergleichen wirken selten auf ihn, wenigstens nie so stark, daß er dadurch umgemodelt würde. Bei den meisten Nationen wird das natürliche Gepräge des Menschen verwischt und verheimlicht. Der Britte geht aufgedeckt, verbirgt seinen natürlichen Charakter nicht. Seine Sitten haben sich nicht in der Schule des Zwangs, sondern der Neigungen gebildet. Der Gedanke: Was wird mein Nachbar dazu sagen? stört ihn im geringsten nicht. Den Narren zu spielen, so bald er Lust dazu hat. Selbst kein Britte ahmt dem andern nach. Jeder hat seine Besonderheiten und Streiche für sich — nur das Auffallende und Unerwartete haben sie mit einander gemein Indessen gibts unter uns Deutschen viele unglückliche Nachahmer, oder eigentliche Nachäffer der Britten. Keine Nation kann weniger nachgeahmt werden, als die englische. Denn keine ist origineller, ungeschmeidiger, ganz in den Geist ihrer Regierungsform, ihrer Luft und ihrer Lebensart eingearbeitet, als diese. Merkt es euch, junge Leser! Man kann gar kein Engländer scheinen, man muß es sein.

Noch ein Wörtchen zum Lob des brittischen Frauenzimmers. Meist schöne Figuren, die unter dem Strohhut so niedlich hervorgucken, wie die Natur, deren Kinder sie sind. Ihr Thee macht sie blaß, und doch eckelt ihnen die Schminke. Sie sind minder schwatzhaftig, aber desto geistvoller. Das deutsche Frauenzimmer hat mehr weibliche Sanftheit, mehr Kunst zu dulden, und im Dulden zu lächeln, als je das brittische faßt.

Charakter des Franzosen,

vor der Revolution.

Tab. II. Fig. 3.

Die französische Nation hat sich für ganz Europa wichtig gemacht. Ihre Sitten haben sich allenthalben verbreitet und eingeschlichen, auch da, wo die natürliche Lage eine ganz andere Form verlangt. Und unser deutsches Vaterland seufzt vorzüglich unter dem drückenden Vorurtheil, daß alles, was groß und schön ist, aus Frankreich kommen, zum wenigsten

in Paris erdacht
und in Leipzig nachgemacht,

sein müsse. Aber muß nicht darunter der Patriotismus erliegen? Verkennen wir nicht unsern eigenen Werth? Verläugnen wir nicht unsere angeborne Kräfte, nebst dem Kreiß, in welchem sie wirksam sein könnten?

Doch wir wollen deswegen nicht nachtheilige Begriffe und gehäßige Neigungen gegen die Nation fassen, die wir als die Urheberin dieses Uebels ansehen,

das sich so weit unter uns verbreitet hat. Wir wollen das Gute nicht erkennen, das sie uns wirklich geleistet, nicht vergessen, daß sie die erste Gelegenheit zu unsrer Verfeinerung gegeben hat.

Die französische Nation hat einen Reichthum von Kenntnissen. Helle Köpfe und vortreffliche Schriften in dem Fache der Gelehrsamkeit haben sie seit der Regierung Ludwig des XIV. berühmt gemacht. Aber was der Franzose vorträgt, das trägt er mit zu grossem Geräusch vor. Schon das Mittelmäsige wird als etwas ausserordentliches angekündigt. Unbekannt mit den Verdiensten fremder Völker stellen sie die gemeinste Dinge als nagelneue Erfindungen auf, borgen von andern, und schminken das Erborgte in unbedeutenden Punkten so mannigfaltig aus, daß sie sich am Ende selbst bereden, Erfinder gewesen zu sein. Das Mühsame im Gegentheil scheuen sie größtentheils.

Frankreich ist das Vaterland der Moden, und herrscht bis diese Stunde über den Kleiderschnitt und Kopfpuz der galanten Welt, mit vollkommener Tyranney der Abwechselung und der wundersamsten Wahl, so wie es sich selbst von dem Eigensinn und der Laune einer Puzmacherin oder Komödiantin beherrschen läßt. Eine gute Folge ihrer Grundsäze ist die Leichtigkeit, mit der sie dem Fremden entgegen kommen, die Freundlichkeit, mit der sie sich jedem, der ihnen in Geschäften oder Gesellschaften aufstößt, gefällig machen.

Was die neuere Konstitutios-Urkunde des Reichs, so der Kaiser Napoleon beschworen hat, in dem französischen Staate und der Denkungsart für eine Umbildung hervorbringen werde, muß erst die Zeitfolge entscheiden. Aus der Insel Korsika gieng Napoleon Bonaparte hervor, der dem unglücklichen, durch so lange und blutige revolutionäre Konvulsionen zerrütteten Frankreich, eine festere Organisation, Ruhe und Ordnung, endlich den langersehnten Frieden wieder gab, und es als der allerchristliche Kaiser mit der Römischen Kirche aussöhnte. Napoleon ward am 16 August 1767 geboren.

Charakter des Italieners.

Tab. II. Fig. 4.

Scherz, Tanz und Musik ist das Element, worinn der Italiener lebt. Mit Lustigkeit des Sinnes ist ihm jeder willkommen. Seine Feste und Feierlichkeiten, deren er nicht wenige hat, geben ihm Abende der freudigsten Erholung. Im tanzenden Reihen — bei Spiel und Musik, kann man das junge Volk auf jedem Dorf und in jedem kleinen Städtchen in corpore versammelt sehen. Und da sind sie in ihren kleinen Vergnügungen so recht mit voller Seele. Wenn der Italiener den heissen Sommertag über geschwizt und geschlafen hat: so ist er mit dem Abend ganz Leben und Munterkeit. Hat er nichts, so hat er doch seine Geige und seinen Gesang. Und in volkreichen Städten kann man die Strassen um Mitternacht noch vom frölichen Getümmel voll sehen.

Der Italiener ist sehr religiös, und haftet ganz einfältig an seinen Religionsbegriffen. Das heißt

so viel: In Italien giebt es keine Freigeister, die sich so lang sie leben und gesund sind, über die Religion wegzusezen wissen. Im Gegentheil giebt es daselbst wie überall Religionsspötter, erklärte Bibelfeinde, Atheisten — Aber der größte Haufe ist im Glauben, Denkart und Sitten ganz in den Geist seiner Religion eingewebt. Einigen Frühmessen beizuwohnen, hält er so nöthig, als sein Morgenbrod; in die Prozessionen mischt er sich mit ganzer Theilnahme; die heiligen Gebräuche des Gottesdienstes macht er mit glühender Andacht mit. Kein Land ist reicher an Priestern, Mönchen, Reliquien; und nirgends sind sie angesehener, als in Italien. Doch sind die Einwohner nicht zur Verkezerungs- und Verfolgungssucht so geneigt, als man nach der Anhänglichkeit an ihre Religion vermuthen sollte, obgleich der Siz der Mutterkirche und des heiligen Vaters Rom noch immer geblieben ist.

Aber auch einen bösartigen Zug dörfen wir nicht vergessen, der die Italiener in Osten und Westen übel berüchtigt gemacht hat. Niemand fühlt eine Beleidigung geschwinder und heftiger als die Italiener; und nirgends fühlt er sie stärker, als wo es auf Liebe ankommt. Aus Eifersucht wird er grausam, und findet eine Wollust daran Blut mit eigener Hand zu vergiessen, das er auf seinem Gerichtsplaz nicht ohne Thräne sehen konnte. Leider wird diese grimmige Neigung durch die Saumseeligkeit der italienischen Justizverfassung unterstüzt. Der Mörder flieht in eine Kirche, findet daselbst eine heilige Freistätte, die nur die verfolgte Unschuld verdiente; und bis man vom Bischoff ausgewirkt hat, ihn aus der Freistätte holen zu dürfen,

Tab II



ist er gemeiniglich bei Seite geschafft. — Eben diese Schläfrigkeit in der Justizverwaltung hat dieses Land mit einer guten Zahl Banditen angefüllt; die den italienischen Damen und Herren, wenn sie sich beleidigt fühlen, bisweilen den nämlichen Dienst thun, welcher dem gemeinen Italiener sein eigenes Stilet, und seine eigene werthe Hand leistet.

Charakter des Spaniers.

Tab. III. Fig. 5.

Die spanische Nation war in demjenigen Zeitpunkte, wodurch sie der vierte Welttheil entdeckt ward, die vorzüglichste Nation in Europa, die wegen ihrer Herzhaftigkeit, Klugheit, Standhaftigkeit und Geistesgröße in Unternehmungen, eine sehr glänzende Rolle spielte, und die Aufmerksamkeit anderer Völker auf sich zog. Man muß, wie man die Geschichte von der Entdekkung und Einnahme des festen Landes von Amerika durch Ch. Columbus und Fernando Cordez und seine Gefährten liest, erstaunen, theils über die Tollkühnheit von 5 bis 600 Abentheurern, ein Land einnehmen und unterjochen zu wollen, das Millionen Einwohner hatte, die sich ihnen widersezten; theils über die List und Verschlagenheit, womit sie solches, troz aller

Schwürigkeiten, die ihnen bei jedem Schritt in den Weg kamen, ausgeführt haben. Aber freilich muß man es zugleich bedauren, daß diese so tapfere, kluge und edelmüthige Nation zu Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten herabgesunken ist, die sich schlechterdings nicht entschuldigen lassen.

Im Ganzen läßt sich von der spanischen Nation schwerlich ein Gemählde entwerfen, welches auf alle Bewohner einzelner Provinzen dieses weitläufigen Reichs passend wäre. Ihre eigene Schriftsteller widersprechen sich in ihren Schilderungen gar sehr.

Die Catalonier sind die thätigste Art von Menschen, die geschäftigsten, arbeitsamsten Manufakturisten. Die Valentianer sind eine geruhigere, stillere Art von Leuten, geschickter zu den Geschäften der Haushaltungskunst, furchtsamer und argwöhnischer, als die erstern.

Die Andalusier sind wohl die grösten Schwäzer und Prahler unter den Spaniern. Die Castilianer sind freier im Umgange, und nicht so arglistig oder betrügerisch, als jene. Die Neucastilianer behaupten wohl am meisten den Charakter der Trägheit und Faulheit, den man der ganzen spanischen Nation nicht ohne Grund zum Vorwurf macht. Die Altcastilianer sind arbeitsam, und behalten ihre alte Einfalt der Sitten bei, fest aber und beständig in ihrem Charakter sind beide. Die Biskajer sind scharfsinnig und fleißig, stolz und ungedultig. Die Gallicier sind eine mühselige Art von Menschen, die in Spanien herumschwärmen, um Verdienst zu suchen.

Nirgend wird die Trägheit so weit getrieben, als in Spanien. Hier sieht man tausend Menschen den ganzen Tag über nichts vornehmen, als im Koth herum waten, sich an eine Mauer lehnen, oder unter einen Baum strecken. Ihr Geist schläft ganz, ist völlig unthätig, alle Triebfedern desselben verrosten. Patriotismus kennt der Spanier nicht, und für die Ehre, oder das Wohl seines Vaterlandes fühlt er nichts. Er arbeitet auch nicht, wenn ihn nicht Hunger und Mangel dazu treibt. Da er seine Nahrung und Kleidung mit wenigen Kosten erlangen kann, so verwendet er nicht mehr Zeit auf die Arbeit, als schlechterdings erfordert wird, sich die nöthigsten Bedürfnisse zu verschaffen. Der erste Beweis von der Trägheit, den ein Fremder erfährt, ist die Gleichgültigkeit, womit ein spanischer Wirth seine Gäste empfängt, und der Widerwillen, den er bezeugt, ihnen aufzuwarten. An einigen Orten geht dies so weit, daß, obgleich die Lebensmittel wohlfeil zu haben sind, dennoch selbst ein unmittelbarer Gewinn nicht im Stande ist, die Leute aus ihrer Trägheit zu erwecken; der Reisende muß nicht allein für seinen Unterhalt sorgen, sondern auch oft ihn noch selbst zubereiten. Diese Trägheit der Spanier ist eine Folge der Unthätigkeit ihrer Regierung.

In einem Lande, das von Natur die herrlichsten Anlagen zur Fruchtbarkeit empfangen hat, sieht man große Strecken, aus unbebauten Einöden bestehen, die, wie man zur Schande der Regierung gewahr wird, mittelst einer mäßigen Industrie, Sitze des Ueberflusses werden könnten. Den Acker bauen, heißt bei ihnen nicht viel mehr, als die Oberfläche der Erde ein wenig kratzen; und Dörfer, die insgemein in der be-

schwerlichsten Entfernung von den Städten liegen, sehen hier mehr einem Aufenthalt von Bettlern, als Wohnungen von Ackerleuten ähnlich. Hätte die Erde in Spanien nicht eine so bewundernswürdige Fruchtbarkeit; so würde bei der schlechten Bearbeitung, die man darauf wendet, Hungersnoth das unvermeidliche Schiksal dieses Volkes sein, das alle Arbeit mit Widerwillen betrachtet. Die spanischen Soldaten können vieles aushalten, weil sie schlecht zu leben gewohnt und von fester Leibeskonstitution sind. Wo ihre Offiziere sie hinführen, da folgen sie ohne Widerrede, und wäre es auch gerade vor eine Batterie von Kanonen; geben diese ihnen aber kein gutes Beispiel, so gehen sie auch keinen Schritt vorwärts. Insgemein sind die Spanier kühn, bis zur Verwegenheit; sie halten alle Unbequemlichkeiten der Jahrszeit und Witterung ohne Murren aus, und ertragen die Beschwerden des Kriegs mit der bewundernswürdigsten Standhaftigkeit. Sie schlafen jede Nacht in ihren Kleidern auf der Erde; sie sind mäßig im Essen und Trinken, mehr aus einer ihnen zur andern Natur gewordenen Dürftigkeit: denn wenn sie an der vollen Tafel eines andern schmausen können, so schlingen sie, so viel sie können, bis zum Uebermaaß in sich, und, nicht zufrieden, sich satt zu essen, nehmen sie mit, was sie nur in den Taschen beherbergen können.

Sie sind grosse Liebhaber vom Gewürz, und essen fast keine Speise ohne Saffran oder Knoblauch; sie trinken gern starken Wein, und essen gern Oel, das ranzig riecht und schmeckt. Mit eben demselben Oel, womit sie den Docht in der Lampe tränken, machen

sie auch ihren Salat fett, und thun davon in ihre Suppen. In den gemeinen Wirthshäusern hängt die Lampe über dem Tisch, daß ein jeder so viel nehmen kann, als er will. Den Tobak rauchen sie nicht allein, sondern kauen ihn auch.

Bei den Vornehmern der Nation, wenigstens bei allen, die sich zum Adel rechnen, herrscht eine gewisse Ernsthaftigkeit in ihren Mienen und bedachtsame Ueberlegung in ihren Gesprächen, die bisweilen ins Lächerliche übergeht. Ihr äusserliches Betragen ist voller Behutsamkeit, den andern nicht zu beleidigen, die freilich aus ihrem Nationalstolze und dem Gefühle ihrer vornehmen Geburt, ihren Ursprung hat. Um sich eine höfliche und achtungsvolle Begegnung von andern zu verschaffen, beobachten sie eine Zurückhaltung im Umgange, die jenen allzuvertraulichen Ton verbannet, aus welchem insgemein Verachtung und Gleichgültigkeit entspringt. Dieser gravitätische Anstand im Reden und Betragen begleitet sie bei allen Vorfällen; und wenn sie verschiedener Meinung sind, oder selbst wenn ernsthaftere Streitigkeiten unter ihnen entstehen, werden sie mit weniger Heftigkeit und Bitterkeit, als bei andern Nationen geführt. Nur in einem Fall überschreiten die Spanier die Gränzen der Mäßigung, nämlich wenn sie von ihrem Königreiche reden. Ungeachtet der Schwäche ihres Staates, und des erstaunlichen Verfalls seiner ehemaligen Macht und Ansehens, können sie sich doch nicht enthalten, von der Wichtigkeit ihrer Nationalgröße zu denken, und stolz zu sprechen. Die Spanier sind gute Unterthanen, weil sie es für Pflicht halten; aber sie haben bei aller ihrer Treue

Muth genug, das Betragen ihres Königs zu mißbilligen, wenn sie glauben, daß er unrecht, und seiner Würde oder Pflicht zuwider handle.

Diese standhafte Gesinnung, nicht alles ohne Ausnahme zu billigen, was der König thut, ist sonderlich bei den Grossen auffallend. Die bei aller Ehrfurcht für der Majestät ihres Regenten, doch noch Achtung für sich selbst behalten. Ein edelmüthiges Bewußtsein, ihrer eigenen Würde bleibt ihnen immer eigen, wozu ihr Vorrecht, welches sie als Grandes von Spanien besizen, sich in des Königs Gegenwart das Haupt bedekken zu dürfen, wohl etwas beitragen mag, der Hauptgrund aber unstreitig in ihrer ernsthaften, nachdenkenden und weniger biegsamen Gemüthsart zu suchen ist. Diese sorgfältige Schäzung ihres eigenen Werthes klebt den Edelleuten in Spanien so stark an, daß ihr Stolz dardurch aufs stärkste gereizt wird, für die Erhaltung seiner Ehre zu sorgen. Der Zustand der Gelehrsamkeit in Spanien ist, wie der Zustand des Landes überhaupt, schlecht, armseelig und vernachläßigt. Die Hauptursache hievon ist, weil die Geister vom Aberglauben unterdrükt, und die Thätigkeit der Gelehrten von den Schreken der Inquisition, und von so vielen andern geistlichen Fesseln eingeschränkt wird, wodurch die tyrannische Geistlichkeit das Volk in der sklavischen Unterwürfigkeit erhält. Daher blühen in Spanien nur solche Studien, welche dem gemeinen Wesen keinen Nutzen schaffen.

Ueberhaupt wird es in Spanien schwer, zu einem richtigen Geschmack und feinem Gefühl von dem, was gut und schlecht, anständig oder unanständig ist, zu

gelangen: denn die öffentliche Erziehung wird zu sehr vernachläßigt, und die Nation kann auch nicht leicht durch den Umgang mit Fremden und Ausländern erleuchtet werden. Theils ist die Zurükhaltung, die man gegen Fremde beobachtet, als angebohrner Stolz, Aberglauben und frommer Unwissenheit ungemein groß; theils sehnen sich Ausländer nicht sehr nach dem Aufenthalte unter einer Nation, bei welcher man die kälteste gleichgültigste Aufnahme, mit der grösten Unreinlichkeit ihrer Wohnung vergesellschaftet findet. Madrid, die Hauptstadt und Residenz des Königs, war noch vor einigen Jahren durch den entsezlichen Schmuz und die Unsauberkeit ihrer Strassen so übel berüchtigt, daß Ausländer von diesem Orte sagten, man könne ihn auf viele Meilen schon riechen, ehe man ihn zu Gesichte bekäme, und die Luft an demselben sei unaufhörlich von den widrigsten Dünsten angesteckt. Nur die Spanier allein fanden diese ekelhaften pestilenzialische Dünste sehr leidlich, ja sie behaupten sogar, daß sie der Gesundheit ungemein zuträglich wären. Unter der gegenwärtigen Regierung ist man zwar auf Mittel bedacht gewesen, die Strassen ordentlich zu reinigen, und einige andere Vorkehrungen zu machen, um Sauberkeit und Anständigkeit in diese Hauptstadt zu bringen. Allein die Einwohner waren in ihren Schmuz so verliebt, daß sie sich diesen Anstalten anfangs aus allen Kräften widersezten, und man Zwangmittel anwenden mußte, um sie hierinn dem Willen ihres Monarchen folgsam zu machen.

Charakter des Portugiesen.

Tab. III. Fig. 6.

Die Portugiesen sind ein vermischtes Volk, das aus den mancherlei fremden Nationen, die nach einander dies Reich eingenommen, und eine Zeitlang darinn ihre Wohnung aufgeschlagen haben, entstanden ist. Man wundere sich also nicht, daß ihr Charakter aus einer Mischung von dem Eigenthümlichen anderer Völker, die sich mit ihnen vermengt haben, zusammen gesezt ist.

Es befindet sich darunter viel jüdisches Geblüt. Denn weil König Johann der II. die im Jahr 1492 aus Spanien vertriebenen Juden aufnahm, und ihnen im Lande zu wohnen vergönnte; sein Nachfolger Emanuel aber dieselben durch gewaltsame Mittel zum Christenthum zu bekehren suchte: So liesen vieletausend sich taufen, und wurden nach und nach durch Heyrathen mit den Portugiesen vermengt. Aber nicht wenige dieser neuen Christen behielten ihre vorige Religion

bei, welche sie heimlich übten, und auf ihre Nachkommen fortpflanzten, ob sie wohl äusserlich die Ceremonien der römischen Kirche mitmachten, und sich aus Furcht vor dem schröcklichen Ketzergerichte, der so betitelten Inquisition, als eifrige Katholiken beweisen musten. Zwar hat dies furchtbare Gericht, welches nirgends mit solcher ununschränkter Gewalt, als in Spanien und Portugall geherrscht hat, sich viele Mühe gegeben, die heimlichen Juden zu entdecken, und zu vertilgen, auch selten ein Auto da Fe, das ist: eine feierliche Hinrichtung gehalten, wobei nicht unglükliche Menschen von dieser Nation wären verurtheilt und verbannt worden. Indessen sind doch deren noch viele in allen Ständen übrig geblieben, und sowohl unter der zahlreichen Geistlichkeit, als unter den Weltlichen verborgen, die der Aufmerksamkeit dieses Gerichts entgangen sind; es ist nicht leicht eine Familie in Portugall, selbst unter dem höchsten Adel zu finden. in der es nicht geheime Anhänger der jüdischen Religion gäbe.

Die meiste Aehnlichkeit der Leibes- und Gemüthseigenschaften findet sich unstreitig zwischen den Portugiesen und Spaniern; und die meisten Tugenden und Laster, die man bei diesen findet, sind auch jenen gemein. Sie sind von Natur scharfsinnig, von schnellem und munterm Wiz, aber doch in ihren Handlungen bedächtlich, und bei wichtigen Unternehmungen vorsichtig und langsam; dabei verschwiegen, und treu in ihren Verbindungen.

Gegen Fremde beweisen die Portugiesen viele Höflichkeit, und unterscheiden sich hierinn von den Spaniern. Auch rühmt man an ihnen Leutseligkeit, und

Gutthätigkeit gegen ihre Verwandten. Tapferkeit, Liebe zur Gelehrsamkeit, Religionseifer, und Liebe zu ihren Königen, sind vorzügliche Eigenschaften, die man ihnen nicht streitig machen kann.

Im Stolze, in der Eitelkeit und Prahlerey wetteifern sie mit den Spaniern, und übertreffen alle ander Nationen. Dem Geize und Wucher ist die portugiesische Nation auch über die Masse ergeben, welches dem vielen jüdischen Geblüte, das unter ihnen ist, zugeschrieben wird. Vielleicht aber auch durch die Lage dieses Reichs, das zur Handlung ungemein bequem ist, mit veranlaßt wird. Ueberhaupt sind die Portugiesen den Spaniern darinn vollkommen ähnlich, daß sie den Akerbau vernachläßigen und die mühsamen Künste verachten. Diese Arbeit ist theils ihrem Stolz zu geringschäzig, theils dünkt sie ihnen nicht vortheilhaft genug, ihre Gewinnsucht zu befriedigen. Daher erwählten die meisten die Handlung und Schiffahrt zu ihrer Lebensart. Dieser Handlungsgeist ist in Portugall so allgemein, daß alle Anordnungen, welche zur Aufnahme des Feldbaues von der Regierung zuweilen gemacht werden, ohne Wirkung geblieben sind, folglich ein grosser Theil des Landes ungebaut liegt.

So sehr indessen die Nation von diesem Handlungsgeiste beseelt scheint, so versteht sie doch die Kunstgriffe bei weitem nicht, wodurch sie sich zu den einzigen Besitzern der Handlung ihrer Länder zu machen im Stande wäre. Denn obgleich die Portugiesen eine Menge feiner Wolle und Seide im Lande gewinnen, auch einige Eisenminen im Königreiche sind, und verschiedene andere Wolle da gefunden werden:

so schicken sie doch alle diese, und aus ihren auswärtigen Ländern erhaltene Materialien lieber roh aus dem Lande, als daß sie solche verarbeiten sollten. Die in neuern Zeiten angelegten Wollenmanufakturen, und sogar eine königliche Spiegelfabrik, welche guten Fortgang und vielen Absaz hatten, sind in kurzer Zeit wieder eingegangen.

Die Kleidung der Mannspersonen in Portugall ist bei gemeinen Leuten kein weiter Mantel, und ein niedergeschlagener Hut; die vornehmen und feinen Leute in diesem Lande kleiden sich ganz nach französischer Art. Auch nur diese tragen Degen; die von gemeinem Schlage aber gewöhnlich Dolche unter ihrem Mantel, obwohl dies meuchelmörderische Gewehr verboten ist. So sind auch alle Zierrathen von Gold, Silbertressen und Galonen, wie auch alle Stickerey, sowohl für Mannspersonen als Frauenzimmer, untersagt. Ihre seidenen Kleider sind bisweilen mit Seide von verschiedener Farbe sehr schön gestickt; aber Gold- und Silberstickerey sieht man nicht bei ihnen, wohl aber an Festen und Gallatagen viel Diamanten, auch Topasen in grosser Menge, die sehr gut gefaßt sind; aber die Goldschmidarbeit ist bei ihnen sehr plump. Die Frauenzimmer tragen keine Hauben, sondern binden eine Art von schön gearbeiteten seidenen Beuteln über ihre Haare, hinten mit langen Quasten, das vornen über der Stirn in einer Schleife gebunden ist. Diesen Kopfspuz nennen sie Recilla, Vornehmere und Geringere tragen denselben. Grosse Blumensträusse sind bei dem schönen Geschlecht der Portugiesen sehr Mode.

Die reichen Portugiesen lieben Staat und Pracht in der Kleidung sowohl, als im Aufwande; sie halten eine grosse Menge Bediente, und beobachten im Umgange mit einander viele Ceremonien. Die vornehmsten und beliebtesten öffentlichen Lustbarkeiten waren in Portugall eben so, wie in Spanien, die Stiergefechte. Es wird damit jährlich das Fest des heiligen Antons von Padua zu Lissabon, weil derselbe aus dieser Stadt gebürtig, und ihr Schuzheiliger ist, gefeiert. Auch bei andern freudigen Gelegenheiten sind diese gefährliche Schauspiele ausserordentlich angestellt worden. In Spanien sind sie nun untersagt; ob sie auch in Portugall abgeschafft werden, das ist zur Ehre der Menschheit zu hoffen und zu erwarten.


Tab III
Fig. 5.
Fig 6.

Edle That deutscher Frauen zu Weinsperg, im Churfürstenthum Würtemberg.

Tab. IV. Fig. 7.

Kaiser Lothar der Zweite konnte die Abhängigkeit der Deutschen von den Päpsten nicht vermindern, ob er gleich in Deutschland selbst mächtig war. Aber eben diese hochangewachsene Macht seines Hauses, bewog die deutschen Fürsten, die Kaiserwürde auf ein nicht minder mächtiges Haus zu übertragen. Sie wählten daher Conraden, Herzog von Franken, der aus dem schwäbischen Geschlecht von Hohenstaufen herstammte. Von diesem Conrad dem Dritten an, wie er in der Reihe der Kaiser genannt wurde, regierte dieses schwäbische Haus fast hundert und zwanzig Jahre über Deutschland mit vorzüglichem Ruhme. Aber unglücklicher Weise gab diese Wahl Veranlassung zu Streitigkeiten zwischen zwey großen Parteien, die sich einander auf alle Art zu entkräften suchten, und dadurch nicht nur Deutschland, sondern auch Italien zum Schau-

plaze blutiger Kriege machten. Diese beiden Parteien wurden die Gibellinische oder Kaiserliche, und die Welfische oder bairische genannt: weil das kaiserliche Haus unter andern Erbgütern in Schwaben auch Waiblingen besaß, woraus die Italiäner nach ihrer Aussprache Gibellinen machten. Die Gegenpartei aber von dem bairischen Hause angeführt wurde, das von einem berühmten Wolf abstammte. Lothars Schwiegersohn aus diesem Hause, Heinrich, der zugleich Herzog von Baiern und Sachsen war, trachtete nach dem Kaiserthum. Allein, da ihm Conrad vorgezogen wurde, der hierauf die Welfische Partei zu demüthigen suchte, kam es zum Kriege, und es entstand die Erbitterung, die sich so lange zwischen den beiden Parteien fortgepflanzt hat. In diesem Kriege im Jahre 1147, welchen Conrad mit den Welfen führte, haben deutsche Frauen ein sehr merkwürdiges Beispiel der Treue gegen ihre Ehemänner abgelegt. Der Kaiser belagerte Weinsberg, eine Stadt in unserm Churfürstenthum Würtemberg, welche die Welfen inne hatten, und nöthigte die Einwohner, sich zu ergeben. Er verstattete aber nur Weibern und Kindern den freien Abzug. Die Männer sollten gefangen bleiben, oder gar als Aufrührer hingerichtet werden. Darauf erlangten die Weiber durch ihr Bitten noch die Erlaubniß, daß jede von ihrem Vermögen so viel forttragen dürfte, als sie auf ihren Schultern wegbringen könnte. Man erstaunte jedoch, als man diese Frauen mit Zurücklassung aller Habseeligkeiten, ihre Männer als das Wertheste, was sie hatten, mitten durch das kaiserliche Lager auf ihrem Rücken forttragen sah. Selbst der Bruder des Kaisers hielt dafür, daß dieser Kunstgriff

nicht gestattet werden könne. Allein Conrad bewunderte vielmehr die Treue der Weinsberger Frauen und gab zur Antwort: Was ein Kaiser gesagt hat, darf nicht geändert werden. Er erlaubte ihnen mit ihren Männern und allen ihren Gütern sicher fortzuziehen.

Kaiser Heinrich der IV. muß sich vor dem Pabste demüthigen.

Tab. IV. Fig. 8.

Der Pabst Gregor der Siebente, forderte Kaiser Heinrich vor eine Kirchenversammlung nach Rom, (im J. 1076.) wo er sich wegen der ihm vorgeworfenen Verbrechen verantworten sollte, indem er sonst aus der Kirchengemeinschaft würde gestossen werden. Diesen unerhörten Uebermuth seines Unterthanen bestrafte zwar der Kaiser sogleich dadurch, daß er den Pabst durch eine Versammlung der deutschen Bischöffe absetzen ließ Allein dieser erkühnte sich hierauf, den Kaiser nicht allein mit dem Bannfluche zu belegen, sondern ihm auch die Regierung des deutschen und italiänischen Reichs zu verbieten; Zu einer andern Zeit würde ein so unverschämtes Verfahren den Pabst nur noch verabscheuungswürdiger gemacht, und gar keine

Wirkung bei Heinrichs Unterthanen gethan haben. Da jedoch der Kaiser so viele Feinde in Deutschland hatte, und darunter ganze Nationen. Da sich auch viele in diesen elenden Zeiten einbildeten, ein Pabst habe das Recht, Fürsten zum Thron zu bestimmen, und auch abzusetzen; (weil nämlich die Fürsten sonst selbst die Schwachheit begangen hatten, den Ausspruch und Beistand des Pabstes hierüber zu verlangen;) da endlich die Furcht der damaligen knechtisch gesinnten Christen vor dem Kirchenbanne so gros war, als wenn dadurch wirklich jemanden die Rechte eines Christen und auch eines Mitglieds der bürgerlichen Gesellschaft entzogen werden könnten: so wurde Heinrich zuerst von seinen Bischöffen und bald auch fast von allen andern Grossen und den Nationen seines Reichs verlassen. Sie kündigten ihm an, daß sie seine Sache der Entscheidung des Pabstes überliessen, den sie ersuchen würden, deswegen nach Deutschland zu kommen; und wenn ihn derselbe nicht binnen einem Jahre vom Kirchenbanne losgesprochen hätte, so würden sie sich einen andern König wählen. Bis dahin aber müsse er sich der Regierung gänzlich enthalten.

In diesem unglücklichen Zustande ergriff Heinrich ein Mittel, welches, so demüthigend es auch für ihn war, doch allein ihm wieder auf den Thron verhelfen konnte. Er sahe voraus, daß wenn er die Ankunft des Papstes in Deutschland erwartete, dieser ihn auf immer und unter neuen öffentlichen Beschimpfungen von der Regierung ausschliessen würde. Um also den Absichten dieses seines Feindes zuvorzukommen, trat er mitten im Winter auf einem starken Umwege, weil

ihm die deutschen Fürsten den ordentlichen Weg versperrten über die Gebürge von Savoyen eine höchst beschwerliche Reise nach Italien an; entschlossen, sich die Lossprechung vom Banne schlechterdings vom Pabste zu verschaffen, damit er sich gleich darauf wieder in den Besiz der höchsten Gewalt setzen könnte. Der Papst befand sich in dem Schlosse einer italiänischen Fürstin, welche ihm sehr ergeben war, die ihn erst durch ihr Bitten bewegen mußte, daß er den Kaiser vorließ. Endlich durfte dieser in den Schloßhof kommen; und hier stand er drei Tage lang eingeschlossen, als ein Büssender, in einem wollenen Hemde und mit blossen Füssen unter Schnee und Eis. Am vierten Tage bewilligte ihm erst der Papst eine Unterredung, sprach ihn zwar vom Banne los, behielt sich aber immer noch die richterliche Untersuchung seiner Sache vor, und untersagte ihm, bis er ihm sein Urtheil gesprochen haben würde, alle Ausübung der königlichen Macht. — Solchergestalt war Heinrich von einem Bischof seines Reichs mit einem Stolze, wovon man noch kein Beispiel hatte, mißhandelt, und nach aller Erniedrigung, der er sich unterwarf, in einen Zustand versezt worden, der fast verächtlicher und gefährlicher war, als der erstere. Aber nunmehr ermannte sich auch Heinrich der IV.; da die italiänischen Bischöffe und weltlichen Grossen ihren bittern Verdruß über die Begegnung äusserten, welche ihr Kaiser von einem Bischof ihres Vaterlandes hatte ausstehen müssen. Er beschloß seine Krone standhaft zu behaupten, und beharrte auf diesem Vorsaze in den übrigen fast dreisig Jahren seines Lebens unveränderlich. Bald fand sich auch eine Anzahl getreuer Deut-

schen, die ihn durch ihre Tapferkeit unterstüzten. Ueberhaupt wurden damals die Deutschen, die sonst ihren Fürsten so getreu waren, und es noch sind, durch die Geistlichkeit erführt; und mehrere Bischöffe, die besonders die Sachsen zur Erneuerung des Kriegs wider den Kaiser reizten, verloren auch in demselben das Leben. Dadurch, und durch die päpstliche Aufmunterung geschah es denn auch, daß Rudolf, Herzog von Schwaben, an Heinrichs Stelle zum deutschen Könige gewählt wurde. Als er aber in einer Schlacht gegen diesen tödtlich verwundet, und ihm zugleich sein rechter Arm abgehauen wurde, sagte er kurz vor seinem Ende, beim Anblik desselben, zu den anwesenden Bischöffen unter Seufzern: das ist die Hand, mit welcher ich Heinrich, meinem Herrn, Treue geschworen habe. Ihr, die ihr mich auf seinen Thron gesetzt habt, möget zusehen, ob ihr mich auf dem rechten Wege geführt habt! Darauf zog Heinrich nach Italien, und eroberte Rom, von wo aus der Papst Gregorius sich flüchten und an seinem Zufluchtsorte sterben mußte. In Deutschland behielt er auch immer mehr die Oberhand, wiewohl ihm noch zween Fürsten als Kaiser daselbst entgegengesezt wurden. Die Päpste fuhren mittlerweile beständig fort, ihn mit dem Kirchenbanne zu belegen; und ihre Partei ließ ihn nicht zum ruhigen Besize von Italien kommen. Von denselben verhezt, empörte sich erstlich sein älterer Sohn wider ihn, sodann auch der jüngere. Dieser leztere gebrauchte den nichtswürdigen Vorwand, er würde sich selbst um die väterliche Krone bringen, wenn er einem Fürsten, der vom Kirchenbanne getroffen wäre, und dem er also nicht einmal Unterwürfigkeit schuldig sey, ferner gehorchte. Es

Tab III



kam zum Kriege zwischen dem Vater und Sohn. Allein da der erstere sich durch einen Verglich hatte hintergehen lassen, immer mehr Bischöffe und andre Grossen von ihm abfielen, und sein Sohn ihn durch Verstellung sicher machte, wurde er endlich gezwungen, der Regierung zu entsagen, und sie an seinen Sohn zu übertragen. Der unglükliche Fürst, der nach langen Leiden und Unruhen, wegen seines edlen Geistes, seiner Tapferkeit und Großmuth verdient hätte, bis an sein Ende zu regieren, starb nicht lange darauf.

Es ist eines der traurigsten Beispiele von den üblen Folgen einer schlechten Erziehung, besonders bei einem Fürsten; ob er gleich die Fehler seiner frühern Jahre nach und nach verbesserte. Die Päpste verfolgten ihn mit unversöhnlichem Hasse noch nach seinem Tode, indem sein Leichnam fünf Jahr lang (in Speier) unbegraben aufbehalten werden muste, bis sie ihn vom Kirchenbanne losgesprochen hatten!

Der junge Prinz Conrad wird in seinem väterlichen Reiche zu Neapel enthauptet.

Tab. V. . Fig. 9.

Nach dem Tode Kaiser Friedrichs des Zweiten, stieg die Zerrüttung, in welcher Deutschland bereits durch die ihm erregten zahlreichen Feinde und Gegenkaiser befand, noch viel höher. Sein Sohn Conrad der IV. folgte ihm zwar auf dem Throne nach; allein die Päbste thaten ihn gleichfalls in den Bann, und beeiferten sich, ihn nicht blos des Kaiserthums, sondern auch seines sizilianischen Reichs zu berauben.

Conrad, der sich durch seinen Muth behauptete, starb nach wenigen Jahren (1254). Damit war jedoch der unversöhnliche Haß der Päpste gegen das Hohenstaufische Hauß, das sich ihnen so herzhaft widersezte, und zu ihrem Verdruß das sizilianische Königreich erworben hatte, noch nicht gesättigt. Der Kaiser Conrad hinterließ einen Prinzen gleiches Namens, der noch ein Kind war, und daher von den Italiänern Conra-

dino (Conradin) das heißt, der junge oder kleine Conrad, genannt wurde. Um ihn von seinem Erbreiche Sicilien auf immer auszuschliessen, boten es die Päbste mehreren Fürsten an, bis endlich der Bruder des Königs von Frankreich, Carl, dasselbe annahm, und sich mit Gewalt in den Besiz davon sezte. Weiter untersagten es die Päpste den deutschen Fürsten bei Strafe des Bannes, den heranwachsenden Prinzen Conrad, nicht zu ihrem Könige zu wählen, wozu verschiedene geneigt waren. Er muste sich also an dem Herzogthum Schwaben, oder eigentlich an geringen Ueberbleibseln desselben, begnügen, bis er in einem Alter von sechzehn Jahren, von den Freunden seines Hauses in Deutschland und Italien aufgemuntert, mit einem Kriegsheere hinzog, um sein väterliches Reich den unrechtmäßigen Beherrschern desselben zu entreissen. Er hatte alle Tapferkeit seiner berühmten Vorfahren; Liebe und Mitleiden gegen ihn, so wie gegen sein grosses Geschlecht, das nun auf ihm allein beruhte, verstärkten sein Heer in Italien ungemein; und er drang endlich mit einer überlegenen Macht in das Königreich Neapel ein. Allein der Muth dieses jungen Prinzen konnte dasjenige nicht ersetzen, was ihm noch an Erfahrung und Klugheit fehlte. Er verlor den Sieg, den er in einer Schlacht mit seinem Feinde Carl bereits in den Händen hatte; mußte sich durch die Flucht retten, und wurde bald nebst seinem vertrauten Freunde und Vetter dem Prinzen Friedrich von Oesterreich, Carls Gefangener. Dieser handelte (auf dringendes Anstiften des Papstes) wie man es von dem ungerechten Besizer eines fremden Königreichs erwarten konnte. In der Besorgniß, daß ihm solches niemals

sicher verbleiben werde, so lange der rechtmässige Erbe desselben lebte, ließ er nicht allein denselben, sondern a:ch den Prinzen Friedrich zum Tode verurtheilen. Das Urtheil wurde auf dem Marktplatze zu Neapel in der Hauptstadt des Reichs, an seinem rechtmäßigen Könige, und dessen treuem Freunde vollzogen. Der siebenzehnjährige Conrad starb mit vieler Unerschrockenheit. Er verwies dem Richter, daß er sich unterstehe, einen König zu verdammen, und berief sich auf die Gerechtigkeit seiner Ansprüche an sein väterliches Reich. Das Andenken an seine Mutter, die ihn zärtlich liebte, und der Kummer, den ihr die Nachricht von seinem Tode verursachen würde, beunruhigte ihn am meisten. Er hatte auch noch den Schmerz, zu sehen, daß der geliebte Mitgenosse seines Unglücks, der Prinz Friedrich, der blos aus Freundschaft für ihn sich in diesen Feldzug begeben hatte, um seinetwillen und vor seinen Augen zuerst enthauptet wurde. Er küßte den abgeschlagenen Kopf desselben, und benetzte ihn mit seinen Thränen; darauf entkleidete er sich selbst und hielt den lezten Streich ruhig aus. Mit ihm gieng nach dem Wunsche der Päpste, und der mit ihnen verbundenen Welfen, das gefürchtete Haus der Hohenstauffen gänzlich zu Grunde. Im J. 1268.

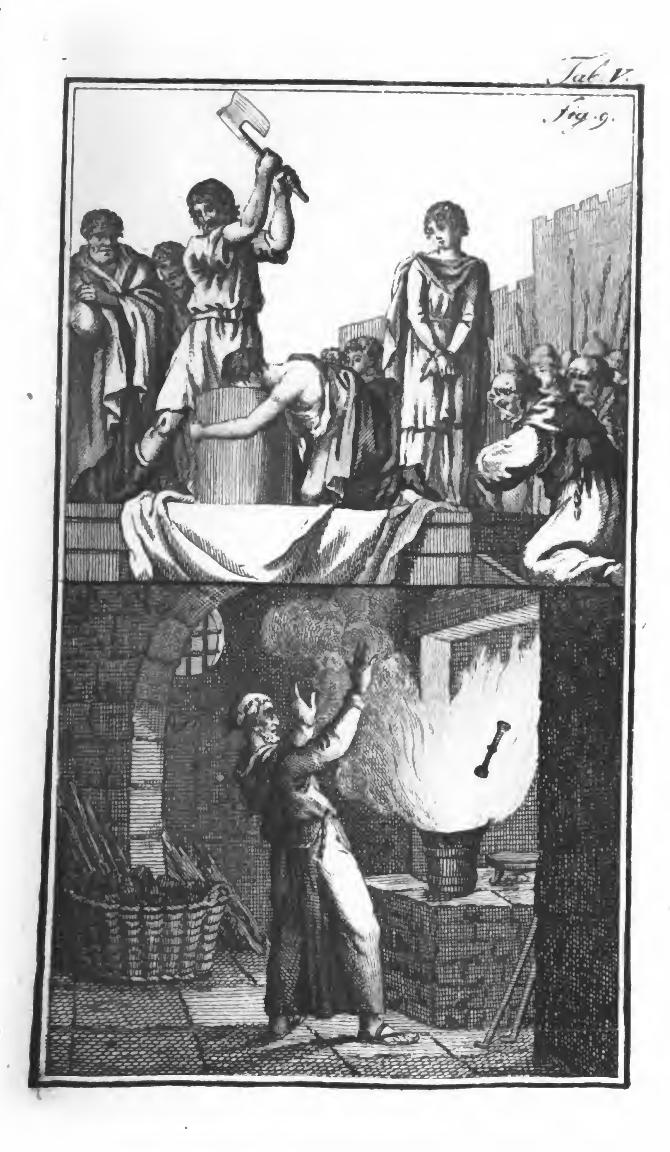
Der Mönch Schwarz erfindet das Schiespulver.

Tab. V. Fig. 10.

Während der Regierung Kaiser Carls des Vierten im Jahr 1350, erfand nach einer alten, ziemlich allgemeinen Erzählung, Berthold Schwarz, ein Franziscanermönch zu Freiburg im Breisgau, einem Theil von Schwaben, das Schiespulver. Man war zwar bereits vor ihm auf eine Vermischung des Salpeters mit Schwefel und Kohlen, woraus das Schiespulver zusammen gesezt ist, gefallen; allein da diese Mischung wenigen bekannt, und auf das Kriegswesen noch gar nicht angewandt worden war, so konnten die von Schwarz weiter angestellte glückliche Versuche, wohl als neue Erfindung betrachtet werden. Man erzählt, daß Schwarz, der ein Scheidekünstler war, einst die zum Pulver gehörigen Materien in einem Mörser gestampft, (s. Kupfertafel) und darauf mit einem Steine zugedeckt habe; ein Funke aber, der in den Mörser gesprungen, habe die Materie angezündet, wodurch der Stein und Stämpfel auf eine ziemliche Höhe empor geworfen worden sei. Eine

solche Würkung konnte zuerst zum Gebrauch des Pulvers beim Geschütze führen. Die erstaunliche Kraft, die es äusserte, so bald es entzündet worden, mit ungemeiner Schnelligkeit die schwersten Körper abzuschiessen, andere durchzubrechen und zu sprengen, wurde bald im Kriege fürchterlich.

Man schmiedete von Eisen, und goß nochmals von Metall, sogenannte Donnerbüchsen; oder Bombarden, aus welchen mit Hülfe des Pulvers steinerne Kugeln von fünfzig, siebenzig, bis hundert und zwanzig Pfund, abgeschossen wurden. Aber diese ungeheuren und ungeschikten Maschinen, die überaus schwer fortzubringen und zu behandeln waren, thaten eben deswegen bei den Belagerungen der Städte, zu welchen man sie gebrauchte, noch keine beträchtliche Dienste. Als aber die Franzosen gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts leichteres metallenes Geschütz, welches man Kanonen nannte (das heißt, grosse Schiesröhre, so wie Cane bei ihnen ein kleines Rohr anzeigte) zu giessen anfiengen, wurden diese nicht allein sehr schnell durch Pferde fortgezogen, da jene schwerfällige Stücke nur überaus langsam durch Ochsen fortgeschleppt werden konnten; man wandte sie auch bequemer in Schlachten an; ihre kleinere Mündung machte sie stärker als jene; sie konnten überdies eine grosse Ladung von besserm Pulver aushalten, als sonst; und eiserne Kugeln von vierzig bis fünfzig Pfund wurden in eine geschwindere Bewegung gebracht, erhielten also auch mehr Kraft, als man vorher durch die grösten Steine hatte erlangen können. Anfänglich wurde auch das Schiespulver so fein wie Mehl und


Tab. V.
fig. 9.

Staub zubereitet; aber mit dem 16ten Jahrhundert bemerkte man erst, daß seine Stärke durch die Körnung viel gewinne, indem das Feuer zwischen den Körnern einen freien Durchgang bekomme; und man hat sich daher, seit dem dieser allein bedient.

Dieses neue Zerstörungsmittel des menschlichen Geschlechts, furchtbarer als alle vorhergehende, veränderte nach und nach den ganzen Zustand der Kriegskünste, seit dem die Kugel, vom Pulver in so weiter Entfernung fortgetragen, den tapfersten Mann eben sowohl ohne Gegenwehr niederwirft, als den feigherzigsten, ist Tapferkeit im Kriege nicht mehr allein entscheidend. Die Menschen, die Güte, die Stellung und fertige Bedienung des Geschützes ist es weit mehr und öfterer. Anstatt daß der Muth, die Erfahrung und Kriegszucht der Fechtenden in ältern Zeiten selbst dem kleinern Haufen unfehlbar die Oberhand verschaffte, ist seitdem das Kriegsheer eine Maschine in den Händen des Feldherrn geworden, von der klugen Lage und Bewegung der Sieg abhängt. Nachdem man die Wirkung des Geschützes immer höher gebracht hat, ist auch keine Festung mehr unbezwinglich, und keine Belagerung von sehr langer Dauer, wenn nicht Fehler oder unerwartete Hindernisse dazwischen kommen. Auf der andern Seite sind die Europäer nicht dafür besorgt gewesen, nachdem sie durch das Schiespulver den Angriff auf die Fechtenden in Schlachten ungemein verstärkt haben, auch ihre Bedeckung und Schutzwehre dagegen zu vermehren. Sie stellen dieselben einem so mörderischen Feuer beinahe ganz blos entgegen, da doch die Soldaten der ältern Zeiten gegen weit weniger

unwiderstehlichen Angriff durch ihre Rüstungen ungleich besser verwahrt gewesen sind. Daher verliert oft der Sieger mehr Menschen als der Ueberwundene, welches in den frühern Jahrhunderten kaum möglich war. Die Kriege werden auch dadurch langwieriger, und erschöpfen ganze Reiche desto mehr. So merkwürdig und wichtig also an sich die Erfindung des Schiespulvers ist, so vielerlei unschädlichen, auch sogar belustigenden Gebrauchs dasselbe fähig ist: so kann man doch immer zweifeln, ob es dem menschlichen Geschlechte mehr Nutzen oder Schaden gebracht habe.

Guttenberg erfindet die Buchdruckerkunst zu Strasburg.

Tab. VI. Fig. 11.

Bis gegen die Mitte des 15ten Jahrhunderts konnte man die Bücher nicht anders, als in Abschrift lesen, welche davon mit mühsamer Langsamkeit gemacht wurden. (Im Jahr 1436 erfand ein Deutscher, Johann Guttenberg von Mainz, die Buchdrukerkunst zu Strasburg.) Diese Abschriften waren so kostbar, daß nur wenige Personen eine kleine Büchersammlung anlegen konnten; Sie wurden oft fehlerhaft verfertigt,

weil die Abschreiber Mönche waren, welche bald die Sprache, bald die Sachen selbst nicht verstanden. Viele der besten Bücher wurden gar nicht abgeschrieben, oder auch so selten, daß sie sich endlich ganz verlieren mußten, wie es wirklich einer beträchtlichen Anzahl gegangen ist. Die wenigen Büchersammlungen, die noch dazu meistenstheils aus schlechten Werken bestanden, lagen meist nur in den Klöstern, oder waren überhaupt für die Geistlichkeit bestimmt; Es war also überaus schwer, und beinahe unmöglich, durch Schriften eine Nation zu belehren, ihr die trefflichen Werke des Verstandes aus allen Zeiten vorzulegen, Entdeckungen in den Wissenschaften bald auszubreiten, und freie Wahrheiten zur allgemeinen öffentlichen Prüfung anzubieten. Desto sichtbarer und herrlicher war die göttliche Wohlthat, daß eben um dieselbe Zeit, als die wahre Gelehrsamkeit unter den meisten Europäern aufzuleben anfieng, die Buchdrukerkunst zum Vorschein kam, ohne welche sie sehr spät, oder niemals, ganze Nationen erleuchtet haben würde. Man hatte zwar schon längst die Kunst, Buchstaben und Bilder in Holz zu schneiden, von welchen man sie auf Papier abdruckte. Daher wurden auch schon gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts die Formen zu Spielkarten auf diese Art unter den Deutschen, besonders zu Nürnberg, zubereitet. Allein, obgleich diese Kunst nach und nach zu einer hohen Vollkommenheit gebracht wurde, so war sie doch als ein Werkzeug, Bücher und Wissenschaften bekannter zu machen, von einem sehr eingeschränkten Nutzen. Wenn man auf diese Art ein Buch abdrucken wollte, so mußten die Buchstaben und Wörter desselben in eben so viele hölzerne Tafeln einge-

schnitten werden, als es Seiten des Buchs gab; eine höchst beschwerliche Arbeit, die viel Zeit wegnahm, und den Preis des Buchs ziemlich erhöhen mußte. Als aber bewegliche Buchstaben oder einzelne Lettern erfunden wurden, die man in mancherlei Wörterzeilen und Seiten zusammensetzen, mit einer Schwärze auf- getragen, abdrucken, und alsdenn wieder von einander trennen konnte, um noch unzähligemal einen andern ähnlichen Gebrauch davon zu machen, so wurde es leicht, von einem Buche in kurzer Zeit viele hundert und sogar mehrere tausend Abdrücke zu verschaffen, die für einen geringen Preis verkauft werden konnten. Und auf diese unschäzbare Erfindung gerieth Guttenberg zu Strasburg nicht lange vor dem Jahre 1440. Seine ersten Versuche, die er in Gesellschaft einiger Strasburger Bürger machte, welche das erforderliche Geld herschossen, wurden sehr geheim gehalten. Sie wurden zwar durch einen Streit unter ihnen entdeckt, allein von andern noch nicht begriffen; und sie waren auch ziemlich unvollkommen. Guttenberg schnitt anfänglich hölzerne, nachher bleierne und metallene Letter, sie hatten aber alle ihre starken Unbequemlichkeiten. Eben so gieng es mit der Verbindung unter einander, da sie an Fäden oder Schnüre angereiht wurden, und mit der ordentlichen Schreibdinte, die er anstatt der Schwärze gebrauchte, überstrichen wurde. Unterdessen war er doch der Erfinder der Kunst geworden, deren wesentliche Bestandtheile von ihm sämtlich herrühren. Dem jezigen Anscheine nach war sie leicht zu erfinden. Cicero hatte sich derselben schon sehr genähert; gleichwohl ist sie erst anderthalbtausend

Jahre

Jahre nach ihm ans Licht gebracht worden, ob aus Nachdenken ihres Urhebers oder durch Zufall, ist unbekannt. Als sie erst vorhanden war, kam sie geschwind zu grösserer Reife. Das geschah zu Maynz, wohin sich Guttenberg begab. Hier übte er seine Kunst in Verbindung mit Johann Fausten, einem dortigen Bürger aus, von dem er sich aber ebenfals nach einiger Zeit wegen entstandener Zwistigkeiten, trennen muste. Seine Glüksumstände verschlimmerten sich immer mehr, und der Erfinder einer Kunst, die so vielen Tausenden Unterhalt, auch wohl Reichthum verschafft hat, starb in ziemlicher Dürftigkeit. Faust nahm hinwiederum seinen Schreiber Peter Schoiffer, zum Gehülfen an, dieser erfand die Kunst, einzelne Buchstaben in Bunzen von Stahl zu schneiden, sie in Matrizen von Bley oder Kupfer abzuschlagen und nachzugiessen. Diese gegossene Lettern haben erst der Buchdruckerkunst eine gewisse Festigkeit und Stärke gegeben. Auch wurde zu Mainz die von Kienrus mit Leinöl gekochte Druckerfarbe, anstatt Lampenruses, dessen man sich bis dahin bedient hatte, erfunden. Die ersten, zumal auf diese verbesserte Art, gedrukten Bücher erregten nicht geringes Erstaunen, indem man sie als ungemein schöne, mit einer neuen, noch geheimen Kunst, verfertigte Abschriften, die doch unbegreiflich wohlfeil waren, betrachtete. Nun fanden die gewöhnlichen Abschriften der Mönche fast keine Käufer mehr. Sie rächten sich dafür, indem sie Fausten einen Betrüger und Schwarzkünstler nannten, der seine in der That schwarze Kunst mit Hülfe eines bösen Geistes erfunden und getrieben habe. Das ist der Ursprung des bekannten Mährchens

von Doktor Fausten, der in so vielen Schriften und Schauspielen als ein Zauberer vorgestellt wird. Noch war diese Kunst beinahe nur in Mainz eingeschlossen; aber bald nach dem Jahr 1460 breitete sie sich sowohl in Deutschland, als in Italien und Frankreich schnell genug aus, überall, wo sie hinkam, eilte man berühmte und beliebte Werke durch ihre Hülfe gemeiner zu machen. Der Trieb, Bücher zu lesen, und zu sammlen, wurde ausserordentlich rege gemacht; und ob man gleich noch wenig Gutes, im Deutschen aber noch gar nichts zum allgemeinen Gebrauch schrieb, so war es doch schon ein ausnehmender Gewinnst, daß von Zeit zu Zeit einige Schriften der grossen Alten abgedrukt wurden, überhaupt aber ein neuer Weg geöffnet war, den Verstand der Deutschen auf die würdigste Art zu beschäftigen. Glücklicherweise war auch zur Erleichterung des Bürgerdrucks schon in der Hälfte des 14ten Jahrhunderts das Lumpen- oder Leinenpapier in Deutschland aufgekommen, ohne daß man übrigens weiß, in welchem Lande und zu welcher Zeit dasselbe erfunden worden sey. Hätte man sich wie überall, bis zum Ende des 13ten Jahrhunderts im Schreiben, also auch jezt zum Bücherdrucken, des Pergaments oder des baumwollenen Papiers bedienen müssen, so würden die gedruckten Bücher weit theurer geworden sein, als sie auf unserm gewöhnlichen Papier verkauft werden können.

Huß wird zu Costanz verbrannt.

Tab. VI. Fig. 12.

Johann Huß, ein geborner Böhme, Lehrer der Theologie auf der Universität Prag, und zugleich Prediger in dieser Stadt, war einer von denen, welcher gegen die um das Jahr 1400. so sehr eingerissenen Mißbräuche in der Religion predigte. Von der Wahrheit und Nützlichkeit seiner Lehren überzeugt, konnte es daher auch nicht fehlen; daß solche von dem größten Theil seiner Nation gut aufgenommen werden mußten. Es läßt sich jedoch leicht erachten, daß der Papst, die höhere Geistlichkeit und deren Anhänger, nicht mit ihm einverstanden seyn konnten, deswegen erklärten sie ihn auch für einen Ketzer, und luden ihn vor, auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz, einer Stadt in Schwaben, zu erscheinen, und sich dort wegen seiner neuen Lehren zu vertheidigen. Huß, seiner gerechten Sache bewußt, fand keinen Grund diese Forderung abzuschlagen, um so mehr, da ihm der Kaiser freies Geleit versprochen, und also für seine Person nichts zu befürchten war.

Alles sah nun mit gespannter Erwartung auf den Tag hin, wo er vorgefordert werden sollte. Es war sonderbar, beide Partheien freueten sich darauf. Die Böhmen, weil sie nun hofften, ihre Sache untersucht, und vor den Augen der Welt gerechtfertiget zu sehen, und die Gegenparthei, welche dabei ihren Groll auslassen wollte. Der fünfte Junius 1415 erschien, und traf schon die heilige Vätter versammelt an. Man wollte die Sache recht kurz machen, und die gegen Hussen angesezten Artikel vorlesen und ohne weitern Verzug noch vor seiner persönlichen Gegenwart verdammen. Aber ein Freund der guten Sache konnte dies unmöglich geschehen lassen; Es war der Notarius des Conciliums Petrus von Mladonowitz. Sobald dieser hörte, was man vor hatte, eilte er sogleich zu den Böhmen, um ihnen Nachricht davon zu geben. Augenblicklich verfügten sich diese zum Kaiser, mit der demüthigen Bitte, er möchte sich doch einer solchen offenbaren Ungerechtigkeit widersetzen. Es ist doch gegen Missethäter gebräuchlich, sprachen sie, daß man sie erst selbst höre, ehe man ihnen den Proceß macht. Es bedurfte nicht vieler Gründe, um dem Kaiser das Schändliche des Vorhabens begreiflich zu machen. Er sahe mehr ein, als man ihm jezt sagen konnte. Schade nur, daß er nicht immer seinen Einsichten zu folgen, sich verpflichtet hielt! Aber diese Anklage schien ihm doch so beschaffen zu seyn, daß er sich nicht verzeihen konnte, dabei zu schweigen. Augenblicklich gab er der Versammlung den Befehl, nichts eher über Hussen zu beschliessen, bevor dieser von ihnen persönlich vernommen sei, und, damit er sich selbst in der Sache unterrichten und seine Theologen befragen kön-

ne, ihm die wieder jenen aufgesezten Artikel mitzutheilen,

Das wurde befolgt und nicht befolgt. Der erste Befehl wirkte so viel, daß man Hussens Verurtheilung einstweilen verschob. Aber den zweiten Punkt betreffend, erklärte die Versammlung, der Kaiser könne in Sachen der Religion nichts entscheiden, und Beurtheilung, ob eine Lehre irrig oder verdammenswerth seie, stehe blos der Kirche zu. Sigismund, der sich schon so viel hatte gefallen lassen, schwieg auch zu dieser abschläglichen Antwort. Huß wurde nun zum erstenmale dem Concilium vorgeführt. Lange ließ man ihn an einem entfernten Winkel des Saales stehen, ohne etwas zu thun, als Blicke der Verachtung auf ihn zu werfen. Doch einer Anrede mußte man endlich den Ketzer würdigen. Man legte ihm also seine Bücher mit der Frage vor: „ob er diese Schriften verfertiget habe?"

Huß durchblätterte sie, und „ja ich bin der Verfasser," war seine Antwort. „So wollen wir gleich „die Artikel gegen ihn vorlesen lassen," versezte der Präsident. Und kaum war der erste Klageartikel abgelesen, und Huß wollte eben seine Verantwortung darauf erfolgen lassen, als ein tobender Lärm entstand, welcher jedes seiner Worte unhörbar machte. Alle Theile des Saals ertönten von Schimpfnamen, Vorwürfen und Lästerungen. Alle wollten reden und keiner wurde verstanden, Bemühte sich ja einer hier mit seiner Stimme durchzudringen, so erhob sich dort schon wieder eine andere, die ihr überlegen war. In

diesem schreienden wilden Getöse konnte Huß kein Wort aufbringen. Versuchte er es ja einmal, so schrieen die ihm zunächst sizenden: das ist nicht wahr! das gilt nicht!; — Kurz ein solches Verhör ist wohl, so lange die Welt steht, nicht angestellt worden. Es war nicht, als ob Huß vor einer Kirchenversammlung, sondern vor einem zusammengerotteten Haufen unsinniger Menschen stünde. Wer konnte es ihm verdenken, wenn er bei einer einmahl entstehenden Pause ausrief: „hier hätte ich mir es doch anders vorgestellt." Ein neuer Tumult verschlang diese wenigen Worte, die Sizung wurde aufgehoben, und Huß zum 7. Junius wieder vorgeladen, unterdessen aber zum ruhigen Ueberdenken des vorgefallenen in seinen Kerker geführt. Zum Nachdenken gab es freilich Veranlassung genug, und zum Verdruß noch mehr, so daß ihm die Zeit bis zum 7. Juni nicht lang wurde. An diesem Tage erschien er wieder und wie erstaunte er, als er alles verändert fand und statt des tobenden Lärms, Ruhe und Stille in der Versamlung bemerkte. Wie freute er sich, daß seine Freunde den Kaiser dahin vermocht hatten, persöhnlich gegenwärtig zu seyn, und durch seine Anwesenheit Ruhe zu erhalten. Aber grosse Ursache zur Freude hatte der arme Mann eben nicht, denn konnte er das vorigemal kein Wort vor Geschrei aufbringen, so sollte er diesmal in keinem Worte Recht behalten. Man eröffnete die Anklage: „du hast behauptet, das Brod im Abendmahl bleibe auch nach der Consecration blosses Brod! „Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich diese Meinung niemals gehabt noch weniger gelehrt habe; Und wenn hundert mich dieser Lehre beschuldigen, so erkläre ich es entweder für Mißverstand oder

für Verläumdung" „du hast Wiklefs Lehrsätze vertheidiget und wider die Verbrennung seiner Bücher zu Prag geeifert." Irrthümer habe ich niemals in Schuz genommen, und werde es auch fernerhin nicht thun. Daß ich die üble Behandlung seiner Bücher laut gemißbilliget habe, gestehe ich eben so gern ein, als ich noch jezt damit unzufrieden bin, weil sie ununtersucht und ungeprüft verbrannt wurden, und doch viele Lehren in denselben enthalten sind, die mit dem katholischen Glauben übereinstimmen. „Du hast oft den Wunsch geäussert, in jenem Leben dahin zu kommen, wo die Seele des Erzketzers Wiklefs sey." Das habe ich gewünscht und wünsche es noch, da ich weiß, daß Wiklef ein weiser, rechtschaffener Mann gewesen ist. Ich läugne es nicht, seine Schriften haben mich erbauet, gesezt auch, daß sie nicht in allen Theilen ganz annehmlich wären." „Du hast das Volk zum Aufruhr gereizt und es ermuntert das Schwerdt zu ziehen. Mir ist nie in den Sinn gekommen. Oft habe ich das Volk zur Ruhe und Unterwürfigkeit ermahnt, und gefährliche Aufläufe zu verhindern gesucht. Ich habe zwar zuweilen mich des biblischen Ausdrucks bedient, daß man den Helm des Glaubens und das Schwerdt der Gerechtigkeit ergreifen müßte, aber auch immer hinzugesezt, es ist darunter kein eigentliches Schwerdt zu verstehen. „Du hast durch deine Lehre die weltliche Obrigkeit mit den Bischöffen und Geistlichen entzweit." „Nicht meine Lehre, sondern Privatabsichten haben solche Mißhelligkeiten und Spaltungen verursacht." „Du hast der Universität Prag ihren Flor genommen, und von derselben die deutschen Studenten vertrieben." „Sie sind

von selbst gegangen, nachdem ich die Rechte meines Vaterlands zu retten suchte.

Dies sind ungefähr die Punkte, über welche Huß vernommen wurde, und welche ausführlich in den Akten des Conciliums aufbewahrt worden sind. Es ist immer gut, daß wir alle Punkte wissen, sei es auch nur, daß wir nun beurtheilen können, welche Meinungen vor vierhundert Jahren mit dem Scheiterhaufen bestraft wurden. Die Sitzung war nun beendigt, und man gab das Zeichen zu seiner Wegführung. Noch im Fortführen fragte ein nahe bei dem Kaiser sitzender Cardinal, wahrscheinlich um ihn verächtlich zu machen: „Bleibst du noch dabei, was du geäussert hast, daß weder Kaiser noch Könige dich hätten zwingen können, vor dem Concilio zu erscheinen, wenn es nicht dein freier Wille gewesen wäre?“ „Ja, erwiederte Huß, nur in einem etwas gemilderten Sinne, daß mich nämlich viele meiner Gönner und Freunde hätten verborgen halten können.“ Ich selbst, Herr Cardinal, fiel ihm der treue, immer gegenwärtige Chlum ein, hätte ihn ein ganzes Jahr lang schützen wollen, und ich bin doch einer der ärmsten und unmächtigsten Ritter;“ Der Cardinal darüber aufgebracht: „Nun wohl, daß du hier bist. Hier aber must du dich entweder besser vertheidigen oder erwarten, was über dich beschlossen wird;“ Kurz der Kardinal hielt Hussen absichtlich so lange auf, daß der Kaiser nicht umhin konnte, das Wort zu nehmen: „Ich muß öffentlich bekennen, dir sicheres Geleit ertheilt zu haben, damit du hier ungehindert erscheinen konntest. Da ich aber dadurch die Strenge der Gerechtigkeit nicht hindern

will, und ein Geleitsbrief keinen überwiesenen Ketzer schützen kann, so rathe ich dir, dich aller hartnäckigen Vertheidigung zu enthalten, und dich dem Concilio zu unterwerfen. Im Gegentheil werde ich eher mit dieser meiner Hand einen Scheiterhaufen anzünden, um dich zu verbrennen, ehe ich deiner Hartnäckigkeit mit meinem Geleitsbriefe durchhelfen will." Kaum daß Huß dem Kaiser antworten und ihm seine Bereitwilligkeit versichern konnte, alle seine Meinung fahren zu lassen, sobald man ihn eines bessern belehrt haben würde, so zog man ihn schon an seinen Ketten fort.

Man verfuhr jezt mit einer Eile, die den heiligen Vätern ganz ungewohnt war. Der folgende 8 Junius sahe sie schon wieder versammelt. Auch die Gegenwart des Kaisers fehlte nicht. Eben so wenig Hußens Ankläger, welche aus dem schon oben erwähnten Buche: über die Kirche neun und dreißig Artikel ausgezogen hatten, und jezt mit vieler Selbstgefälligkeit vorlasen. Es würde mich zu lange aufhalten, wenn ich jezt diese Artikel der Reihe nach beifügen wollte. Ich kann sie um so eher übergehen, da ich schon oben die Grundsätze jener Hußischen Schrift gezeichnet habe. Alle Anklagen betrafen nemlich seine Meinungen über die Macht des Pabstes, über das ärgerliche unwürdige Leben der katholischen Geistlichkeit, und über die Pflichten eines christlichen Lehrers. Was Huß darauf antwortete, fällt von selbst in die Augen. Entweder er unterstüzte seine Lehrsätze mit neuen aus Schrift und Vernunft hergenommenen Beweisen, oder er läugnete, daß die ihm vorgeworfenen Meinungen in dem Sinne, in der Ausdehnung und Allgemeinheit sich in seinem

Buche finden. Er erinnerte, daß man oft boshafter weise die nöthigen von ihm hinzugefügten Einschränkungen eines Satzes weggelassen und dadurch einen auffallenden Irrthum herausgebracht habe, wo, von ihm nur eine unschuldige und niemanden anstößige Wahrheit behauptet worden sey. Aber alle seine Erinnerungen wurden nicht geachtet. Der Präsident gab ihm zu bedenken, daß ihm jezt zwei Wege offen stünden, von welchen er einen wählen müßte. Er möchte entweder die Meinung des Conciliums annehmen und sich seiner Aussprüche ruhig unterwerfen, oder fortfahren, seine Meinungen zu vertheidigen. Der lezte Fall sei um so weniger rathsam, je unbesonnener es sei, gegen viele grundgelehrte und weise Herren etwas anders behaupten zu wollen. „Ich bin ein Mensch, sprach Huß, und kann also als solcher irren. Eben deswegen bin ich gekommen, um mich belehren zu lassen, wo ich etwa einen Irrthum hege. Vergönnet mir also, mich noch ausführlicher über einige streitige Punkte auslassen zu dürfen, und fehlt es mir an Gründen und Beweisen, so will ich mir sehr gern euren Unterricht gefallen lassen. „Auf solche ungewisse Erklärungen, versezte der Präsident, können wir uns nicht einlassen. „Das Concilium verlangt nach einem einmüthigen Beschlusse dreierlei von dir: du sollst die dir beschuldigten „Lehrsätze für irrig erklären, sie abschwören und sie „öffentlich widerrufen.“ „Ich muß,“ entgegnete Huß, „einen Unterschied zwischen diesen Artikeln machen. Einige enthalten wirklich meine Meinungen, und diese „will ich abschwören, wenn man mir beweiset, daß sie „Irrthümer sind. Andere dagegen sind mir blos angedichtet. Wann nun Abschwören heißt: einem Irr-

„thum eidlich entsagen, den man vorher gebilliget hat, „so kann ich auch diese nicht abschwören, da sie mir „nicht in den Sinn gekommen sind.“

„Warum nicht? fiel jezt der Kaiser selbst ein. Ich „will alle Ketzereien im römischen Reiche abschwören, „ohne daß ich muß ein Ketzer gewesen seyn! Dann „nehmen, antwortete Huß, Ew. Majestät das Wort „in anderer Bedeutung. Ich meines Orts kann mein „Gewissen nicht so beschweren, daß ich mich entweder „zu Irrthümern bekenne, die ich nie gelehrt habe, oder „das für Irrthum erkläre, was ich für Wahrheit „halte. Um aber allen Mißverständnissen vorzubeugen, „so flehe ich nochmals um die Erlaubniß, mich über „meinen Glauben weitläufiger erklären zu können.“ „Wozu das? was brauchen wir weiter Zeugniß? schrieen „viele Stimmen und, um das Ueberflüssige seiner lez„ten Forderung noch recht anschaulich zu machen, „brachte einer diese, der andere jene neue Beschuldi„gung vor. Da stand der Unglückliche, über den alle „Zungen ihren Geifer ausspieen! Jedes Wort, das „er sprach, wurde mit Hohngelächter beantwortet. „Jede Antwort gab seinen Gegnern Gelegenheit zu „neuen Vorwürfen und Verunglimpfungen. Guter „Mann, daß du alles ertragen konntest! daß du von „allen verlassen, dich doch nicht zu entschliessen ver„mochtest, die Wahrheit zu verlassen! daß du nicht „bei der allgemeinen Zusammenrottung gegen dich zu „Boden sankst! Daß dich die Mienen deiner Feinde „nicht erschreckten, ihre Blicke dich nicht durchbohrten, „ihre Drohungen dich nicht niederschlugen! Ach wir „bewundern deine Beharrlichkeit! Wir sehen dich auch

„nicht wanken, als schon die befehligten Trabanten „deinen Arm ergriffen, um dich aus dem Saale des „Grolls und der Erbitterung wieder in deinen friedlichen „einsamen Kerker zu führen. Dieser war dir noch ein „Labsal bei deinen Leiden, denn du warst von denen „entfernt, die Tod und Verderben schnaubten. Dein „treuer Chlum begleitete dich dahin, der dich aufrich„tete, und dir zurief, die Wahrheit sei doch mehr „werth als das Leben! Wir überlassen dich dort dei„nen Betrachtungen und kehren wieder in die Ver„sammlung zurück. Aber leider hören wir eine Rede, „die nicht von Gerechtigkeit zeuget." Huß, sprach der Kaiser von seinem Throne herab, ist nun solcher Irrthümer theils selbst geständig gewesen, theils überführt worden, wovon jede den Tod verdient. Wir wollen ihm nun die Wahl lassen, was er thun will. „Widerruft und schwört er nicht ab, so soll er zum Feuer verdammt werden. Fügt er sich aber in unsern Willen, so sollen ihm wenigstens in Zukunft alle geistliche Verrichtungen und insbesondere die Rückkehr nach Böhmen untersagt werden, damit nicht das lezte Uebel ärger als das erste ist." Mit diesem Ausspruche, in welchen das ganze Concilium einstimmte, wurde die Sitzung beschlossen.

So vielen Ernst auch diese Erklärung zu haben schien, so würde man sich doch sehr irren, wenn man darinn Sigismunds wahre Gesinnungen zu finden glaubte. Es war bei weitem nicht seine Absicht, Hussen dem Scheiterhaufen zu opfern. Denn zu geschweigen, daß sein Verstand nicht schwach genug war, um Ungerechtigkeiten nicht zu bemerken, und sein Gewis-

sen nicht abgehärtet genug, um sie zu begehen, so gab es auch noch eine Menge Rüksichten, die ihn abgeneigt machten, etwas gewaltsames gegen Hussen zu unternehmen. Zu seinen weitläuftigen Entwürfen bedurfte er der Liebe der Böhmen viel zu sehr, als daß er sie durch Hussens Hinrichtung gegen sich aufbringen sollte. Ließ er sich aber die Rettung des Gefangenen zu sehr angelegen seyn, so hatte er es mit der römischen Geistlichkeit und dem deutschen Reiche zu thun, und sein Ruhm, ein Vertheidiger des katholischen Glaubens zu seyn, war auf einmal dahin. Was wir daher den Kaiser bisher haben thun sehen, war ein beständiges Hin = und Herschwanken bald auf diese, bald auf jene Seite. Bald that er einen Schritt zu zu Gunsten der Böhmen, bald zum Vortheil ihrer Gegner. Daß er sich bei dem lezten Verhör so stark gegen Hussen erklärte, war eine bloße Maske, von welcher er keinen übeln Ausgang befürchtete. Nimmermehr konnte er sich vorstellen, daß es mit Hussen so weit kommen würde, als es würklich kam. Denn nichts war ihm gewisser, als daß Huß widerrufen und dadurch beide Partheien zufrieden stellen würde. Dies zu bewirken und seiner Verlegenheit ein Ende zu machen, sezte er nun alles in Bewegung. Daher die Drohungen, die Hussens Muth erschüttern, und seinen Entschluß wankend machen sollten! Daher sein harter Ton, mit welchem er ihn im Verhör behandelte! Daher sein unerklärbares Zusehen, bei allem Muthwillen von Hussens Anklägern! Daher aber auch nun die wiederholten Versuche, weil Schärfe nichts ausrichtete, den umgekehrten Weg zu ergreifen, und ihn durch Bitten und Versprechungen zu gewinnen!

Es musten Ritter und Bischöffe sich dem Gefangenen nähern, und ihn durch alle Künste der Beredsamkeit zum Widerruf zu bewegen suchen. Man legte ihm die gelindesten Abschwörungsformeln vor, von denen man nur immer glauben konnte, daß sie von ihm angenommen werden dürften. Man stellte ihm die Nothwendigkeit des Widerrufs bald von Seiten der Verpflichtung gegen sein Leben, bald von Seiten der Klugheit, bald von Seiten seiner Freunde, die seine Beharrlichkeit noch größern Verfolgungen aussetzen würde, bald endlich von Seiten seines Vaterlandes vor, in welchem unvermeidlich Unruhen entstehen würden.

Man versprach ihm Geld und einen bequemen glänzenden Aufenthalt in irgend einem Kloster.

Aber alles umsonst! Das Benehmen des Kaisers war auf einen gewöhnlichen Menschen berechnet, bei dem vielleicht seine genommenen Maasregeln ihren Erfolg gehabt hätten. Aber Huß war kein alltäglicher Mensch. Der Verdruß, der allezeit unvermeidlich erfolgt, wenn man alles auf gewöhnliche Menschen berechnet hat, und nun wider Erwarten auf einen edlen Weisen stößt, traf auch jezt den Kaiser. Er bereuete es, sich so weit in die Sache gemischt und dem Concilio nachgegeben zu haben. Zurüktretten wollte er nicht, denn er hatte ja Hussen öffentlich verdammt, und ihm sein Urtheil gesprochen. Was war zu thun? Nichts als nun zu spät begreifen, daß man sich eher in Schwierigkeiten verwikelt, als davon losmacht, wenn man in bedenklichen Fällen nicht gleich der Wahrheit geständig ist.

Huß war weniger verlegen, als seine Richter. Männlicher Muth hatte ihn bis hieher begleitet, und er verließ ihn nicht, da ihn selbst die Schauer des Todes ergriffen. „Ich habe euch noch schreiben wollen, lie„ben Freunde, daß sie mich mit keinem Beweise der „Schrift noch sonst einem redlichen Grunde überwun„den, sondern mit Schrecken und List angefochten ha„ben, daß ich sollte widerrufen und meine Lehre ab„schwören. Aber der barmherzige Gott, dessen Wort „ich verkündiget habe, war mit mir und ists auch noch „und wird es bleiben. Geschrieben in Banden, da ich „des Todes erwartete."

Ja wohl wartete er des Todes. Denn wir nähern uns jenem schrecklichen Tage, vor welchem jeder Redliche erbeben muß. Der sechste Julius 1414 war zu seiner Hinrichtung bestimmt. Dieser Tag wurde mit einem Pompe eröfnet, welcher nicht grösser seyn konnte. Sey es nun, daß man durch diese Anstalten sein Gewissen übertäuben, oder seinem Haß noch die lezte Befriedigung geben wollte. Wir wollen das erste glauben, weil es Ehre ist, an dem lezten zu zweifeln. Alle Glieder des Conciliums versammelten sich früh in der Hauptkirche von Costniz, (eine Stadt, die seit 1803. Churbaden gehöret) und sezten sich um den Kaiser herum, der prächtig gekleidet auf seinem Throne zwischen zwei Herzogen saß, wovon einer den Reichsapfel und der andere ein Schwerdt in der Hand trug. Es wurde Messe gelesen (vom Fürst-Bischoff von Würzburg) und so lange diese dauerte, der vorgeführte Gefangene vor der Thüre der Kirche gehalten, um durch seine Gegenwart den Gottesdienst nicht zu ent-

heiligen. Nach Beendigung desselben führte ihn die Wache herein, wo er neben einem dazu erbauten Gerüste Plaz nehmen muste. Ein Bischof bestieg die Kanzel, hielt eine Predigt über die Worte aus Röm. 6, 6. der sündliche Leib soll aufhören, sprach vom Abschneiden des wilden Fleisches bei Wunden am menschlichen Körper, von Ausrottung der räudigen Schaafe aus dem Schaafstalle, von Dämpfung eines kleinen Feuers u. s. w. und kitzelte damit alle fromme Ohren rechtglaubiger Eiferer.

Aus Hussens Angesicht konnte man folgendes Betragen lesen:

Lieb aus deinem Herzen stammend,
Immer rein und immer flammend,
Liebe die dem Feind verzeiht,
Und dem Freund das Leben weiht.

Jezt wurden die Klagartikel noch einmal öffentlich abgelesen, und da Huß diejenige Artikel, die man ihm fälschlich Schuld gegeben hatte, von sich abweisen wollte, legte man ihm Stillschweigen auf. „Die „Zeit zu reden, hieß es, ist mit dir vorbei.“ „Aber, rief er: „was mag das Volk von mir glauben, wenn „es hört, daß ich solche Dinge soll gelehrt haben?“ Daran kehrte man sich aber um so weniger, jemehr man geflissentlich daran arbeitete, üble Begriffe von ihm zu verbreiten. Seine Wächter erhielten den Auftrag, ihm den Mund zu verstopfen, wenn er noch mehr reden und das Vorlesen unterbrechen würde. Was wollte er thun? Er muste geduldig das über ihn ge-

spro-

sprochene Urtheil anhören. Es lautete wesentlich also: „Johannes Huß wird von der Kirchenversammlung „für einen halsstarrigen Ketzer erklärt, seine Schriften „zum Feuer verdammt, er selbst aber seines priester„lichen Ordens entsezt, und der weltlichen Obrigkeit „zur verdienten Züchtigung überantwortet.“ Huß, der dies hörte, fiel auf seine Knie nieder, faltete die Hände und sprach: „Herr, du allein weißt es, ob diese „mich recht richten!“ Mehr durfte er nicht sprechen. Man gab ein Zeichen, daß er das Gerüste besteigen, und die auf einem Tisch liegende Kleidung anziehen sollte. Er that es, und zwar mit der grösten Seelenruhe und Gelassenheit. Man fragte ihn noch einmal, ob er nicht gesonnen sei zu widerrufen. „Nein, sprach er mit zu dem Volke hingewandtem „Gesichte, ich kann und werde nichts thun, was mir „mein Gott und eben darum auch mein Gewissen zu „thun verbietet. Ich soll mich zu Irrthümern beken„nen, die ich nie für Wahrheit hielt, und soll das, „was ich für Wahrheit halte, als Irrthum ausge„ben. Beides darf ich nicht, so wahr mir Gott „hilft!“

„Er bleibt halsstarrig, hieß es. Man entkleide ihn seines priesterlichen Anzugs!“ Und so begann die beschimpfende Ceremonie. Man stellte sich in einem Kreise um ihn herum, zog ihm die geistliche Kleidung aus, schor ihm die Tonsur ab, und sties ihn hiermit aus einem Orden, von welchem es jezt, nicht viele Ehre war, ein Mitglied zu sein. Man sezte ihm eine papierne mit gräßlichen Teufelsgestalten bemahlte Müze

auf, welche die Inschrifft führte: Ein Kezer. „Hie-mit, sprach man, übergeben wir deine Seele dem Teufel!“ „Und ich, erwiederte er, empfehle sie in die Hände dessen, der einst gar eine Dornenkrone trug.“

Jezt hatte man seine Erfindungskraft in den Möglichkeiten, Hussen zu beschimpfen, gänzlich erschöpft. Es fehlte nichts, als daß die Herren selbst das Amt des Nachrichters über sich genommen hätten. Das wollte man aber doch nicht. Man wandte sich also zu dem Kaiser und übergab ihm zur weitern Behandlung das Schlachtopfer das nun einmal zu fallen bestimmt war. Auf des Keisers Befehl, wurde der Gefangene einem Offiziere ausgeliefert, der ihn vor der Kirchenthüre mit 800 Mann Soldaten, und einer noch weit größern Menge bewafneten Bürger in Empfang nahm. Es begann der Zug, den viele Fürsten und Bischöffe zu Roß und zu Wagen anführten. Er gieng an dem bischöflichen Palaste hin, vor welchem gleichsam zum Vorspiele der folgenden Handlung ein Scheiterhaufen angezündet und Hussens Schriften vor seinen Augen verbrannt wurden. Auch diese Kränkung hatte man noch ersonnen, um ja dem Sterbenden recht viel unangenehme Gefühle in das jenseitige Leben mitzugeben.

Man verweilte aber hier nicht lange, denn die tolle Wuth der Verblendeten wollte den Verfasser dieser Bücher selbst gern bald brennen sehen. Es gieng auf den Richtplaz hinaus. Eine kleine Insel, die der Rhein bei Kostniz bildet, war absichtlich dazu erwählt, damit die Ruhestätte des Ketzers von der übrigen Erde abgesondert wäre. Die Neugierde, welche immer bei solchen Gelegenheiten Menschen herbei ruft,

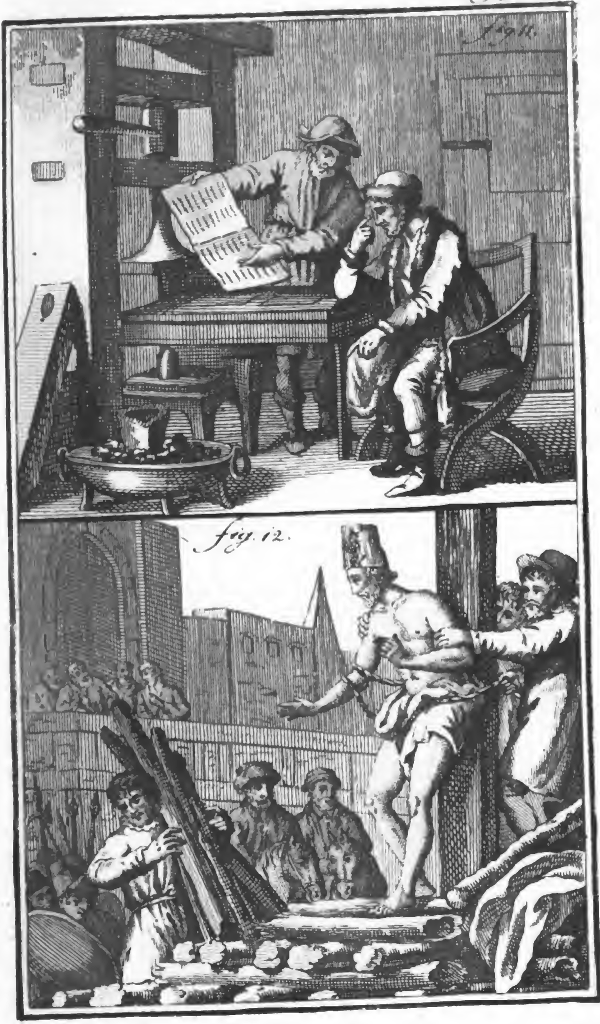
hatte auch jezt eine solche Menge zusammen gebracht, daß man aus Furcht vor Gefahr sie nur in gewissen Abtheilungen zum Thore hinaus lassen konnte. Der Unglückliche war kaum an dem Ort seiner Marter angelangt, als er niederknieend die Hände faltete, den 30sten und 50sten Psalmen betete und sein Gebet mit den Worten beschloß: „In deine Hände befehle ich meinen Geist; du verlangst ihn, du Gott der Wahrheit.“ Die glühende Inbrunst des Betenden, seine himmlische Andacht, sein frommes Entzücken machte hie und da unter den Umstehenden ein Herz weich, aber das wilde Geschrei der Uebrigen übertäubte jede gute Empfindung. „Was er sonst gesprochen hat, riefen einige, das wissen wir nicht; aber was er jezt spricht, ist doch gewiß recht christlich!“ Einige kamen auch auf den Gedanken, ihm noch einen Beichtvater zuzuschicken, den er auch nicht verweigerte. „Es darf ihn keiner absolviren, schrien einige Bischöffe, bevor er nicht widerruft.“ „Auch das bedarf ich nicht, antwortete Huß; ich habe schon gebeichtet.“

Unter seinem Gebete war ihm die Papier-Mütze abgefallen. „Man setze sie ihm wieder auf, schrie man, denn die Teufel müssen auch verbrannt werden!“ Jezt nahm er auf das zärtlichste von seinen Bekannten Abschied, dankte insbesondere seinen Kerkermeistern und Wächtern für alle bewiesene Liebe und Gefälligkeit, bat noch die Umstehenden, nicht so viel Schlimmes von ihm zu denken, uud den Andichtungen seiner Feinde keinen Glauben beizumessen, und stieg, von den Henkern geführt, gelassen auf den

Scheiterhaufen hinauf. Hier wurde er an einen Pfahl hingestellt, seine Hände auf dem Rücken zusammen geschnürt, und sein ganzer Körper von oben bis unten mit sieben vorher gefeuchteten Stricken, der Hals aber mit einer Kette an das Holz befestiget. Das war schon fast geschehen, als einer seiner Verurtheiler die Richtung seines Angesichts bemerkte. „Er sieht gegen Morgen, hieß es. Ein Ketzer darf nicht nach der aufgehenden Sonne sehen. Man wende ihn gegen Abend.“ Und da auch dieser Befehl vollzogen war, Reisbund und Stroh um ihn herum gelegt. Ein Beweis, wie weit die fromme Verblendung gehen könne, gab noch ein Bauer, (man sehe die Kupfertafel) der aus geschäftigem Eifer gegen den Ketzer, noch ein Scheit Holz auf den Scheiterhaufen warf. Huß bemerkte diese Handlung nicht sobald, als er bemitleidend ausrief: heilige Einfalt! — Schon wollte der Henker das Holz anzünden, als noch der Churfürst von der Pfalz hinzuritt, und ihn fragte: „ob er noch nicht geneigt seye, zu wiederrufen? Wie kann ich, bevor man mir nicht aus der Schrift beweiset, daß ich geirrt habe! Indessen vergebe Gott meinen Feinden.“

Jetzt wurde das Reisholz angezündet, und der Wind schlug die Flamme in sein Gesicht. Sehen konnte man nichts mehr von ihm. Hören wollte man noch dreimal die Worte: „Jesus Sohn, des lebendigen Gottes erbarme dich meiner!“ Als es aber wieder etwas windstiller wurde, zeigte sich noch der obere Theil seines Körpers sichtbar, welcher mit der Kette an den Pfahl befestiget war. Er erschien schon halb gebraten und verzehrt. Schrecklicher Anblick!! — Der

Tab. VI.



untere Theil hatte schon losgerissen, und war in die Gluth hinab gefallen. Man sties den Pfahl um, warf noch dürres Holz darauf und verbrannte vollends alles zu Asche. Es wird zwar erzählt, daß unmenschliche Buben mit einigen unverbrannten Theilen seines Körpers noch ihr Spiel getrieben hätten.

Wer bezweifelt aber nicht gerne Dinge, welche die Ehre der Menschheit schänden, und unser Geschlecht so sehr herabwürdigen? So viel ist indessen gewiß, daß man um sein Andenken ganz von der Erde zu vertilgen, auch nicht einmal seine Kleider den Nachrichtern ließ, die sich schon darein getheilt hatten. Gegen das Versprechen andere zu erhalten, wurden sie befehligt, auch diese den Flammen zu opfern. Selbst die Asche sogar wurde, nachdem das Feuer niedergebrannt war, gesammelt und damit die Erde nichts mehr von Ueberbleibseln eines so verruchten Mannes zu tragen hätte, in den vorbeifliessenden Rhein geworfen.

Dreißigtausend deutsche Protestanten verlassen um der Religion willen ihr Vaterland.

Tab. VII. Fig. 13.

Um das Jahr 1730. ereignete sich eine Begebenheit, die für Deutschland warnend und lehrreich war. Ihre alte Religionsfeindschaft unter einander hatte sich noch viel zu wenig gelegt; ob sie gleich selbst durch ihre gemeinschaftliche Vortheile in der bürgerlichen Gesellschaft aufgefordert wurden, dieselbe zu unterdrücken. Schmähsüchtig beleidigende Schriften, gestörte Religionsübung, und andere Beweise davon kamen öfters zum Vorschein, und nöthigten wohl gar den einen Religionstheil, Gegengewaltthätigkeiten zu gebrauchen, damit nur seinen Glaubensgenossen in andern Ländern Gerechtigkeit widerführe. Unter andern hatten sehr viele Einwohner des Erzbisthums Salzburg schon im sechzehnten Jahrhundert den evangelischen Glauben angenommen; ihre Nachkommen vermehrten sich, und diese Gesinnungen breiteten sich immer weiter daselbst aus.

Man hatte sich eine Zeitlang daran begnügt, ihnen alle Freiheit ihrer Religionsübung zu entziehen;

nun sollten sie gezwungen werden, römisch-katholische Gebräuche zu beobachten, und ihrem Glauben völlig zu entsagen. Als sie dagegen Hülfe suchten, wurden sie als Verbrecher behandelt und gestraft. Doch die weise Veranstaltung des westphälischen Friedens und die Standhaftigkeit der evangelischen Reichsfürsten kam ihnen endlich zu statten. Es wurde ihnen vergönnt, ihr Vaterland mit ihren Habseligkeiten zu verlassen. Der Erzbischof von Salzburg verlor gegen dreyßigtausend arbeitsame und getreue Unterthanen, meistens Landleute, die keinen andern Fehler begangen hatten, als daß sie gegen sein Verbot das Christenthum nach ihrer gewissenhaften Ueberzeugung ausüben wollten.

Sie liessen sich in protestantischen Ländern in und ausserhalb Deutschland nieder, welche sie noch fleißiger anbaueten; eine Anzahl von ihnen hat dieses selbst in den englischen Pflanzungen von Nordamerika gethan. Seitdem sind zwar öfters kleinere Auswanderungen der Deutschen in mäßigen Haufen erfolgt, die sich in andere europäische Länder, oder in auswärtige Welttheile gewandt haben. Aber wenn gleich auch diese bisweilen Religionsbedrückungen zum Grunde gehabt haben: so ist doch nach und nach in den lezten vierzig bis fünfzig Jahren die Religionsverträglichkeit zwischen den beiden herrschenden Kirchen in Deutschland immer höher gestiegen. Die Menschenliebe und Klugheit der Fürsten verhütet den Ausbruch des Verfolgungsgeistes auch da, wo er noch tief eingewurzelt ist. Den Römisch-katholischen ist selbst in manchen evangelischen Ländern mehr Freiheit ihrer Religionsübung eingeräumt worden, als sie nach den allgemeinen Reichsgesetzen

fordern konnten. Es nähert sich vielleicht die Zeit, da beide Religionsgesellschaften einander blos nach den Gesetzen des Christenthums und der patriotischen Verbrüderung betrachten werden.

Wilhelm Tell,
oder
das Gefühl der Menschenwürde.

Tab. VII. Fig. 14.

Die Einwohner der Schweiz, des uralten Sitzes deutscher Treue und Tapferkeit, blieben lange ein unbekanntes freies unabhängiges Volk. Orgetorix, ein vornehmer und tapferer, dabei aber herrschsüchtiger Held, überredete sie, die Erweiterung ihres Landes, in dem angränzenden Gallien zu suchen. Er hatte dabei die hinterlistige Absicht, daß er sich, während dem, unter dem Beistande der mit seinem Plane bekannten und heimlich verbündeten Römer, zum Alleinherrscher über Helvetien, so hieß die Schweiz, zu erheben. Sein Vorhaben wurde aber zu früh entdeckt und verrathen, und sein Tod vereitelte seinen Plan. Ein Theil der Helvetier oder Schweizer versuchten es jedoch, ohngefähr 60 Jahre vor Christi Geburt, auszuwandern; sie fielen in Gallien ein, und wollten daselbst ihren neue

Wohnsiz machen. Dieses Unternehmen mißlang aber, und Julius Cäsar, jener berühmte Römer, überwand sie und brachte sie unter die römische Botmäßigkeit. Nach einem Zeitraum von zweihundert Jahren wurden sie daraus wieder befreiet, und kamen unter die Allemanier nachher unter die Franken, und endlich wurden sie nach mehreren Veränderungen, im 11ten Jahrhundert unter Kaiser Conrad dem Zweiten, dem deutschen Reiche unterworfen. Der Kaiser Albrecht, welcher sie nachher aufs neue in seinen Reichsschuz genommen hatte, sezte darauf zwei Landvögte über sie, von welchen sie zwar Anfangs sehr freundlich, bald nachher aber sehr hart, schimpflich und ungerecht behandelt wurden. Diese Landvögte giengen sehr despotisch und grausam mit den Schweizern um, so, daß sie als Leibeigene und knechtische Unterthanen behandelt wurden. Alle Klagen der Unterdrückten blieben ungehört, und die Landvögte und ihre Diener haußeten immer schlimmer. So wie nun oft ein kleiner Funken ein grosses Feuer erregt, besonders wenn viel feuerfangende Materie in seiner Nähe liegt; so gieng es auch hier mit der Unzufriedenheit über ungehörte Klagen; sie stieg bis zum Aufruhr und zur blutigsten Revolution.

Das erwachte Gefühl der Menschenwürde sann und suchte so lange eine Gelegenheit, bis sie sich von selbst darbot, um sich aus dem Stande der Unterdrückung zu erheben, und frei zu machen. Ein verehrter Greis, Heinrich von Melchthal aus Unterwalden, wurde von dem Landvogte, Herrn von Landberg durch seinen Diener beschikt, mit dem Andeuten, daß er ihm, weil er reich sei, einige

Joch Ochsen schicken sollte. Melchthal auf sein mit Recht erworbenes Eigenthum sich gründend, versagte und verweigerte solche dem Boten des Landvogts. Der Bote dagegen, welcher wie gewöhnlich auf seinen hohen Auftrag stolz und grob war, bediente sich harter und empfindlicher Reden, und kränkte mit erniedrigenden Ausdrücken den alten guten Greis. Hierüber erzürnte Arnold, der wackere Sohn des braven Melchthals, er ergriff einen Stock und sandte den Boten mit Prügeln begleitet, zurück. Arnold entwich zwar gleich darauf nach Uri, wo er sich bei seinen Freunden verborgen hielt, aber sein guter unschuldiger Vater empfand die schändliche Rache eines unmenschlichen Landvogts, indem er ihn nicht nur arm machte, sondern auch noch oben drein, die beiden Augen ausstechen ließ! Der zweite Landvogt, welcher Geßler hieß, machte es nicht besser, und verfolgte und drükte die edlen und guten Schweizer. Unter diesen Unterdrückten war einer Namens Werner Staufacher, welcher vor dem Landvogt flüchten muste, und sich nach Uri begab, wo er mit Arnold Melchthal, in Bekanntschaft kam. Beide unterhielten sich oft über die Art, wie ihr Vaterland am besten von den Landvögten befreit werden könnte, und sie und Walter Fürst von Uri verschworen sich im September 1307. unter freiem Himmel: „daß sie die Despotie „zernichten und des Vaterlandes Freiheit „retten und wieder herstellen wollten.“ In dieser Absicht entdeckten sie ihren Plan ihren heimlichen und verschwiegenen Freunden, und fanden so zahlreichen Beifall, daß sie den Neujahrstag 1308, an welchen die Burgen und Vesten der Landvögte geöf=

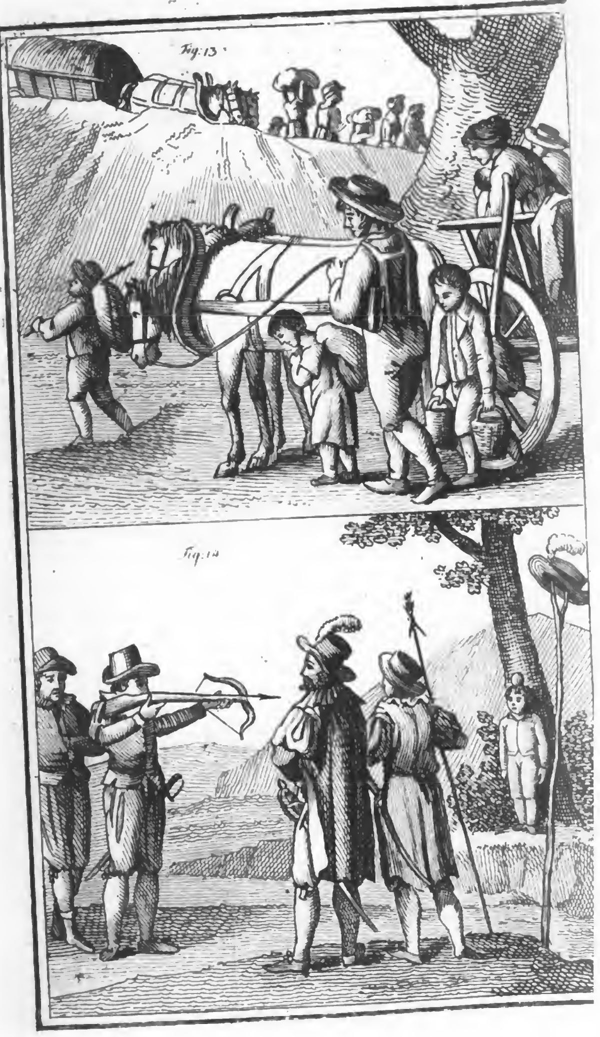
net standen, um die gebrachten Neujahrsgeschenke zu empfangen, zum Zeitpunkt der Ausführung ihres Vorhabens bestimmten und festsetzen. Das war der Anfang des Schweizerbundes.

Geßler, der Landvogt, argwöhnte ein solches Bündniß, und konnte doch nicht zur Entdeckung gelangen, weil der allgemeine Haß gegen ihn, und die Hoffnung der Freiheit die Bundesgenossen verschwiegen machte. Er wollte ihnen daher drohen, und ließ in Altdorf eine Veste bauen, welche er das Urner-Joch nannte. Um aber auch desto eher zur Entdekung der Rädelsführer der gemuthmaßten und zu fürchtenden Verschwörung, und ihres Vorhabens zu gelangen, ließ er auf einem offenen platten Orte in Uri, unter einer Linde seinen Huth auf eine Stange stecken, mit dem, die Menschheit entehrenden Befehle: „daß ein jeder „Vorübergehender, dem Huthe eben dieselbe Ehrenbe„zeugung, als ihm selbst,“ erweisen sollte, und zwar bei Gefängnißstrafe. Er stellte auch einen seiner Knechte dazu, welcher die Ungehorsamen bemerken und angeben muste. So, dachte er, wirst du aus dem Gehorsam oder aus der Widersezlichkeit der Urner, ihre Gesinnung errathen und die etwaigen Verschwornen entdekken können.

Jezt geschah es, daß Wilhelm Tell, welcher nicht weit von dem Flecken Altdorf wohnte, vor dem aufgesteckten Huthe, ohne ihm eine Ehrerbietung zu bezeigen, mit edler Freimüthigkeit vorübergieng. Des Landvogts Knechte griffen ihn daher, und führten ihn mit Ketten und Banden gefesselt ins Gefängniß ab. So sehr und so dringend ihn auch nun der Landvogt ausforschte und ausfragen ließ, so wenig konnte

er auf irgend eine Spur der vermutheten Verschwörung kommen. Mit grausamer Härte drang er in Tell, und forderte ihn auf, entweder zu bekennen oder seinem liebsten und jüngsten Sohne einen Apfel vom Kopfe zu schiessen. Tell auf seine gerechte Sache sich stüzzend, und auf seine Fertigkeit und Gewandheit im Schiessen, sich verlassend, entschloß sich, den Schuß — bei welchem das sanfte Gefühl der Menschheit in einen Schauder gesezt wird — zu thun. Ueber dem Haupte seines Lieblings, seines Sohnes, sah er das Ziel, nach welchem er seinen Pfeil richten sollte, und — wer denkt sich hier nicht Lebensgefahr des Kindes, und das Vaterherz mit Sorgen für das Wohl und Leben seines Sohnes, welcher an einen Baum gebunden, da stand, um von der Hand dessen, der ihn zum Leben befördert hatte, jezt vielleicht den schrecklichen Tod zu erhalten. Tell schoß und traf — sicher und gut den Apfel von dem Haupte seines Kindes! Wer freut sich nicht eines solchen Treffens?! — Die vorempfundene Schadenfreude im Tigersinne des Landvogts, der ihm diesen Schuß zu thun befohlen, und mit Blutgierde selbst angesehen hatte, war vereitelt! Tolle Wuth und Aerger über die Mißlingung des gottlosen Vorsatzes, trieben jezt den Landvogt näher an, noch ferner in Tell zu dringen, um eine Ursache zu finden, ihn unter dem Scheine des Rechts, weiter strafen und peinigen zu können. Er sah in Tells Köcher einen zweiten Pfeil und fragte dabei, wozu er zwei Pfeile mitgenommen habe, da doch ein Einziger schon hinlänglich gewesen sei? Tell antwortete ohne alle Menschenfurcht, es sei zwar der Schützen Gebrauch, mehr als Einen Pfeil im

Tab: VII.



Köcher zu führen; doch solle er wissen, daß wenn der erste und abgeschossene Pfeil das Leben seines Kindes getroffen hätte, er mit diesem andern den nicht verfehlet haben würde, der ihn zu diesem Schuß gezwungen. Das war gefundene Ursach, ihn in ewiger Gefangenschaft zu erhalten, als einen, der ihm nach seinem Leben trachte, und nicht Hochachtung genug gegen ihn hege. Er ließ ihn aufs neue schliessen, und wollte ihn mit sich nach Küssnacht zur ewigen gefänglichen Haft führen, nahm ihn daher mit sich in sein Schiff, als aber ein plözlicher Sturm, den mit bösem Gewissen behafteten Landvogt, in Furcht vor einem Schiffbruch sezte, so ließ er Tell seine Bande abnehmen, und ihn als einen erfahrnen Schiffsmann an das Ruder stellen. Tell lenkte darauf landeinwärts, ergriff sein Schieszeug und sprang auf eine Platte an das Land, so daß er beim Hinausspringen, das Schiff wieder in die See trieb, und dem Winde und den Wellen Preis gab. Er verbarg sich darauf ins Gebüsche, und sah, daß der Landvogt nach erfolgter Windstille nicht weit von Schwiz zu Brün ans Land stieg, und seine Reise nach Küssnacht, zu Pferde vollenden wollte. Da lauerte der gekränkte und sehr gemißhandelte Tell im Gebüsche; mit seinem Auge faßte er den Landvogt scharf, und schoß ihn mit einem Pfeile vom Pferde herab.

Hierauf eilte er nach Schwiz, wo er seinen Freunden und insbesondere dem Stauffacher, die frohe Nachricht brachte. Das gos Oel ins Feuer und es entstand mit dem Neujahrstage 1308. der wichtige Anfang der grossen Begebenheit, daß das Schweizerland zu einer freien Eidgenossenschaft eingerichtet wurde.

Der Vesuv.

Tab. VIII. Fig. 15.

Dieser bei Neapel liegende Berg hat eine Gestalt, wie sie alle Vulkane, ohne Ausnahme zu haben pflegen. —

Die geschmolzene Materie bricht aus einem Schlunde hervor, welcher Crater genannt wird. Die ausgeworfene Masse (Lava) fließt an den Seiten des Schlunds herunter, und so entsteht, ohngefähr wie bei einem Maulwurfshügel, die kegelförmige regelmäsige Gestalt der Vulkane. Doch verstopfen sich auch die Oeffnungen; durch welche die geschmolzene Massen ausgeworfen werden, nicht selten, und alsdann entstehen an den Seiten solcher Berge neue Kegel mit Oeffnungen oder Schlünden, da hingegen zuweilen die Gipfel der ersten Kegel herabgeworfen werden. Aus dieser Ursache ist auch die Gestalt des Vesuvs verändert, und da er ursprünglich nur einen Berg gemacht hat, so besteht er jezt aus drei Bergen, dem eigentlichen Vesuv und den auf seiner Nordseite liegenden

Bergen Somma und Ottajano, die durch ein Thal von einander abgesondert sind. Alle zusammen haben 12 Stunden im Umfang; der Versuv allein $3\frac{1}{2}$ Stunde; die leztern beiden sind wahrscheinlich erst bei irgend einer schrecklichen Explosion (Ausbruch) entstanden.

Hier folgt eine Beschreibung des Vesuvs, von einem Reisenden. Vor mir sehe ich aus meinem Fenster das stille Meer, und in einiger Entfernung die Insel Kapri, zu meiner Linken raucht der Vesuv rund umher mit Weinbergen bepflanzet, und mit Landhäusern besäet, die im Kontrast gegen die rauchende und flammende Spitze des Berges einen Anblick gewähren, der über alle Beschreibung geht. Zu den Füßen des Vesuvs, dicht am Meere sahe ich, über dem verschütteten Herkulanum das angenehme Städtchen Portici, mit dem königlichen Lustschlosse, liegen; und unten, längs dem Meere hin, die schöne breite Strasse, welche von Neapel dorthin führt. Die Stadt Neapel macht in dem Meerbusen einen halben Zirkel von unabsehbarer Größe, welche wegen der immer fortgehenden Landhäuser scheinet, als wenn die angrenzende Stadt Portici u. s. w. mit dazu gehörten. Ich schreibe Ihnen dies in meinem Wirthshause in Portici, am Fuße des Vesuvs, auf dessen höchsten Gipfel ich mich noch noch vor ungefähr zwei Stunden befand. Diese schrekliche Naturerscheinung habe ich also nun auch in der Nacht betrachtet.

Heute früh, weil es ein heiterer Tag war, entschloß ich mich, mit einer Gesellschaft von noch drei Personen, worunter sich auch ein Landschaftsmahler aus B . . . befand, hinzusteigen. Am Fuße des Ber,

ges liegt ein Dorf, aus welchem die Bauren die Fremden hinaufführen. Hier nimmt man also Wegweiser und Maulesel, mit denen man zwar eine ziemliche Strecke den Berg hinan reitet, aber noch eine weit grössere Strecke durch die Lava und Asche zu steigen hat, ehe man den Gipfel errreicht.

Der untere Theil des Berges ist rund umher mit den schönsten Weingärten umpflanzt, worinn der vortreflichste Wein wächst. Gegen diesen untern Theil macht der obere Theil des Berges, welcher aus lauter Asche und Lava besteht, und schwarz aussieht, einen sonderbaren Kontrast aus, so wie auch der breite schwarze Strom von Lava, der sich das leztemal bis ans Meer hinunter ergoß, und dessen Gang man noch sehr deutlich wahrnimmt. Mitten durch diesen ehemaligen Lavastrom führte, uns zum Theil unser Weg wie auf lauter Eisenschlacken, und selbst darinn sahe man doch schon hin und wieder grüne Sprossen hervor keimen. Nun kamen wir aber erst an den eigentlichen Fuß des schwarzen Aschenberges, wo, so weit man sieht, auch nicht ein Grashälmchen wächst, und wo man gar keinen Weg mehr sieht, sondern bis an die Knie durch Asche und Lava steil in die Höhe steigen muß. Unsere Maulesel wurden hier an grosse Steine fest gebunden, und unsere Führer banden sich einen Gurt um den Leib, woran man sich halten muß, und von ihnen gleichsam heraufgezogen zu werden, weil sie in der Asche und Lava einen festen Tritt haben. Ob man nun gleich auf diese Weise gezogen wird, so ist doch das Hinaufsteigen das allerermüdendste,

ste, was man sich nur denken kann; denn bei jeden drei Schritten, die man vorwärts thut, fährt man wenigstens einen Schritt selbst mit dem Wegweiser wieder in die Asche zurük. Und weil es so erstaunlich steil hinangeht, muß man alle hundert Schritte wenigstens einmal ausruhen. Aber zur Belohnung für diese Ermüdung sieht man auch jedesmal, wo man ausruht, die Aussicht auf eine wunderbare Art um sich her erweitert. Von dem schwarzen Aschenberge übersieht man die reitzenden grünen Ufer des Meerbusens von Neapel, welche einem immerwährenden Lustgarten gleichen; Man sieht endlich weit über dem Meerbusen von Gaeta, und zur Linken den von Salerno, und auf dem Meere die Insel Ischia, Kapri, Procida u. s. w. wie auf einer Landkarte vor sich liegen; auf der Landseite die ganze fruchtbare Ebne, welche sich bis weit über Kapua hin erstreckt. Wenn Sie diese Oerter auf der Landkarte nachsehen, so werden Sie sich von dieser Aussicht ohngefähr eine Vorstellung machen können. Am schönsten ist der Anblick der nahen Inseln, die man mit ihren Städten, Bergen, Thälern und Flüssen, mitten im Meere liegen sieht. Wenn man endlich bis auf die Spitze des Berges gekommen ist, so ist auf dieser Spitze noch eine andere, welche den eigentlichen Crater ausmacht, der beständig Rauch, Flammen und Steine auswirft, und auf diesen Crater steigt man hinauf bis an den Rand des Abgrundes, aus welchem die Flamme hervorbricht; hiebei nimmt man immer eine solche Stellung, daß der Wind den Rauch, die Flammen und den Steinregen von einem wegtreibt, wo man alsdann gerade

in den Crater hineinsehen kann, und wo die Wegweiser einen hinführen, da steht man auch immer völlig sicher. Dieser oberste Crater, so wie der ganze oberste Gipfel des Berges, ist weiter nichts, als eine dünne Kruste, unter welcher sich unmittelbar das Feuer befindet und der Boden ist an manchen Orten so heiß, daß man kaum darauf stehen kann. Hie und da sind dünne Spalten, über welche man wegschreitet, und die beständig rauchen; die Wegweiser stekten einen von ihren Stäben mit der Spitze in eine solche Spalte hinein, und er fieng sogleich an zu brennen. Nun war es ein Unglück für uns, daß sich plözlich der Wind änderte, und wir nicht von der rechten Seite auf den Crater steigen konnten, wo man gemeiniglich hinaufzusteigen pflegt: denn hier trieb uns der Wind den Rauch und Steinregen gerade entgegen, so daß noch halb glühende Schlacken dicht vor unsern Füßen niederfielen, wovon ein jeder, nachdem sie kalt geworden waren, ein Stück in die Tasche steckte. Um nun auf die andere Seite, wo der Wind nicht herkam, zu kommen, mußten wir die Zeit abwarten, wo der Steinregen eine Weile aufhörte, und so geschwind wir konnten über die ausgeworfenen Schlacken hinklettern, ehe wieder ein neuer Steinregen erfolgte. Vor jedem Steinauswurf geht in dem Berge immer ein kurzes Gebrüll vorher, wodurch er sich ankündigt. Als wir nun auf die andere Seite gekommen waren, so rauchte der Berg fast an allen Ecken, und nun stiegen wir den Crater selbst hinauf, welches eine der schrecklichsten Ermüdungen war, die ich in meinem Leben gehabt habe: denn die Aussenseite des Craters besteht aus nichts, als blosen Steinen und Schlacken, die bei den geringsten

Anstoß herunterrollen. Zwischen diesen Steinen nun, die über und unter einem wegrollen, muß man sich auf Händen und Füssen hinaufarbeiten; mein Wegweiser kroch auf diese Weise hinan, und ich ihm nach, und da wir schon beinahe in der Mitte waren, rutschten wir beide wieder beinahe den ganzen Crater herunter, und so musten wir zwei bis dreimal ansetzen, ehe es uns gelang, den Gipfel zu ersteigen. Der Rauch, welcher allenthalben aus den Ritzen hervordrang, die Schlacken, welche um uns herrollten; und der Berg, welcher unter uns brüllte, machten diesen Aufmarsch sehr ernsthaft und feierlich. So wie wir an den obersten Rand des Craters kamen, war es mir vor Ermüdung kaum möglich Athem zu schöpfen; ich warf mich auf den Boden nieder und wäre hier gern eingeschlafen, wenn es Zeit gewesen wäre; allein ehe wir uns versahen, stieg ein neuer Steinregen mit einer Rauch- und Feuersäule so nahe vor uns auf, daß wir sie mit der Hand hätten erreichen können; sie wurde bald vom Winde auf die andere Seite von uns abgetrieben. Hier sahe ich also nun dieses fürchterliche Schauspiel, das schon in der Ferne einen so schaudervollen Anblick giebt, so nahe, als man es nur sehen kann, und nun gieng es eben so schnell den Crater und den Berg wieder herunter, als es langsam hinauf gegangen war; denn man geht nicht, sondern glischt nur durch die Asche und Steine hinunter, wodurch denn freilich die Schuhe in Stücken zerrissen werden. Am Fuße des Berges warteten unsere Maulthiere, und als wir in dem Dorfe wieder anlangten, von welchem wir ausgegangen waren, tranken wir ächte Thränen

Christi, einen Wein, der am Vesuv wächst, und erinnerten uns der gehabten Beschwerlichkeiten mit Vergnügen.

Gestern bin ich in den ausgegrabenen Städten Pompeji und Herkulanum gewesen (welche 79 Jahre nach Christi Geburt im Augustmonat ganz unter Asche und Bimssteine verschüttet wurden, und im vorigen Jahrhundert 1737. wieder entdeckt wurden) wovon eine ganze Strasse wieder aufgedeckt ist, die man mit allen Häusern und Buden an beiden Seiten, mit dem alten Wagengleise, das sich ins Pflaster eingedrückt hat, mit den Stadtthoren und allem, was zu einer Stadt gehört, siehet, und in den Häusern, die seit mehr als fünfzehnhundert Jahren von der Asche überdeckt gewesen, wieder umher gehen, und die ganze häusliche Einrichtung der Alten, ihre Küchen, Kammern, Speise- und Schlafzimmer, ihre Malereien in den Zimmern, u. s. w. betrachten kann. Es ist ein wunderbarer Anblick, wenn man in dieser Strasse zwischen den beiden Reihen Häusern, alle von antiker Bauart auf- und niedergeht.

Schreklich sind die Wirkungen eines solchen unter der Erde entstandenen Feuers, und entsezlich die Drangsalen, die daraus für die Einwohner entstehen. Aber dennoch ist es gewiß, daß der Herr, der allen Elementen gebietet, und ohne dessen Wissen kein Haar an unserm Kopfe verrückt wird, alles dies zum allgemeinen Besten veranstaltet. Die feierspeiende Berge sind deswegen da, damit sie dem unterirrdischen Feuer, das sonst noch mehr Zerstörungen und Unheil verur-

sachen würde, wie ein Kamin, durch ihre ungeheuren Schlünde einen Durchzug verschaffen. — Wäre in Neapel kein Vesuv, in Sizilien kein Aetna, wie viel Unheil würde nicht, und vielleicht auch für uns schon entstanden sein. Wem anders haben diese beiden Länder ihre gesegnete Fruchtbarkeit zu verdanken, als vielleicht dieser Flamme, die immer unter ihnen lodert. Und wer weiß, zu welch noch andern weisen Absichten der Herr alles dieses werden läßt. Seine Gerichte sind gerecht, und die Wege seiner Allmacht sind unerforschlich. Gros und fürchterlich ist der Herr, der so grosse und schreckliche Dinge auf dem Erdboden thut.

Der beherzte Leibchirurgus Weisse.

Tab. VIII. Fig. 16.

Unter den Männern die der sächsische August der I.; König von Pohlen; vorzüglich liebte, war auch sein Leibchirurgus, Namens Johann Friedrich Weisse, aus Kallew in Schwaben. Er hatte fünf Jahre lang auf königliche Kosten auswärtige Spitäler besucht; und der berühmte Petit, ein grosser französischer Wundarzt, war vornehmlich sein Lehrer gewesen. Endlich kam er an den Hof seines Herrn zurük; fand den Monarchen geneigt gegen sich, aber auch an den übrigen Leibärzten so kräftige Gegner, daß er nur selten mit seinen Vorschlägen gehört wurde. Nun belästigte den König schon seit langer Zeit ein kleiner Schaden an einer Zehe, der durch Vernachlässigung immer bösartiger ward; bis endlich der Brand sich in demselben zu zeigen anfieng. Man berief sogleich die Leibärzte und den Chirurgus. Der lezte stimmte auf die schleunigste Hülfe, durch den Schnitt; aber die Aerzte widersprachen; seine Gründe wurden überstimmt, ohne widerlegt zu werden; und man beschloß endlich, den schon genann-

ten berühmten Petit, durch schleunige Staffeten, von Frankreich aus, bis nach Bialostock, einem Gute des Fürsten Czatorisky, wo eben der König sich aufhielt, kommen zu lassen. — Die weite Entfernung verursachte nothwendig, troz der größten Eile, einen zu langen Verzug; und der treue, seinen König liebende Chirurgus war in seinem Herzen fest überzeugt, daß das Leben seines Herrn bei so verkehrten Maasregeln, in die äusserste Gefahr gerathen müsse.

Er blieb einige Stunden lang in den peinlichsten Zweifeln, endlich entschloß er sich zu einer That, die bei der lautersten Absicht, für ihn die gefährlichsten Folgen haben konnte. Er wachte nämlich in der nächsten Nacht allein mit des Königs Liebling G . . . b. und dessen treuestem Kammerdiener beim Bette des Fürsten; ein heimlich ihm eingegebenes Schlafpulver, sollte den Schlaf desselben verstärken. Kaum sah er Augusten einschlummern, als er seine Instrumente hervorlangte, die Thüre des Gemachs von innen verschloß, und so dem Sopha, wo der König schlief, sich näherte. Die erstaunten zwei treue Mitwächter, unwissend, was alle diese Zurüstungen bedeuten sollten, wurden um Schweigen gebeten. Weisse ergrief den schadhaften Fuß, legte ihn auf ein am Sopha stehendes weiches Polster, und versicherte den König, der in etwas sich ermunterte, und sich über die ungelegene Zeit des Verbands beschwerte, daß er ruhig fortschlafen könne; weil er alle Vorsicht anwenden würde ihn weiter zu stören.

August thats, und sein Chirurgus ließ ihn ohn angerührt liegen, bis er ihm im festesten Schlaf zu

sein glaubte! Dann aber lößte er schnell mit eben so viel Geschicklichkeit als Muth, die ganze Zehe ab. Natürlich fuhr durch den Schmerz erweckt, der Monarch von neuem auf, aber auch jezt besänftigte ihn Weisse durch das Vorgeben, als ob er blos von Ungefähr ihn mit der Heftnadel gerizt hätte, und nur noch der darauf gegossene Balsam so schmerzte. Die Kraft des Pulvers schafte dem Könige bald von neuem Schlaf. — So gieng die Nacht hin, und August war weit entfernt, auf die wahre Ursache des heftigen Schmerzens zu fallen. Indessen drang er doch sofort auf einen neuen Verband, und befahl seinem Kammerdiener, ihm einen Hohlspiegel, in welchem er seinen Fuß vergrössert sehen konnte, hinzusetzen. — Man kann die Unruhe des Wundarztes, und das Erstaunen des Königs sich leicht vorstellen, als er beim ersten Blick seine Zehe vermißte! „Wer hat das gethan?“ fieng er mit einem Ton an, der wohl den Herzhaftesten zu erschüttern vermochte. „Ich Ew. Majestät,“ antwortete Weisse, und holte, sich seiner guten Sache bewußt, die abgelößte Zehe aus seiner Tasche hervor. „Hier ist sie.“ „Und wie hast du das ohne mein „Wissen und Willen wagen können?“ „Verzeihen „Ew. Majestät, wenn der Mann, der Sie in der „drohendsten Todesgefahr sieht, alles wagt, um Ihr „theures Leben zu erhalten. Gieng es nach dem Wil„len der Leibärzte; ward, ehe der Schnitt geschah, „Petits so weit noch entfernte Anherkunft erwartet; so „nahm ganz gewiß indeß der tödtliche Brand den Fuß „ein, und menschliche Rettung war verschwunden. Und „es wäre gar kein anders Mittel, ausser Ablösung „übrig gewesen. Keines! — Das wird Petit bezeu-

„gen, und auch ich bürge mit meinem Kopfe dafür." „Und wer war beim Schnitt zugegen?" fuhr der Monarch in einem Tone fort, der schon gelinder zu werden anfieng.

„Niemand als ich, und hier diese zwei getreue „Männer."

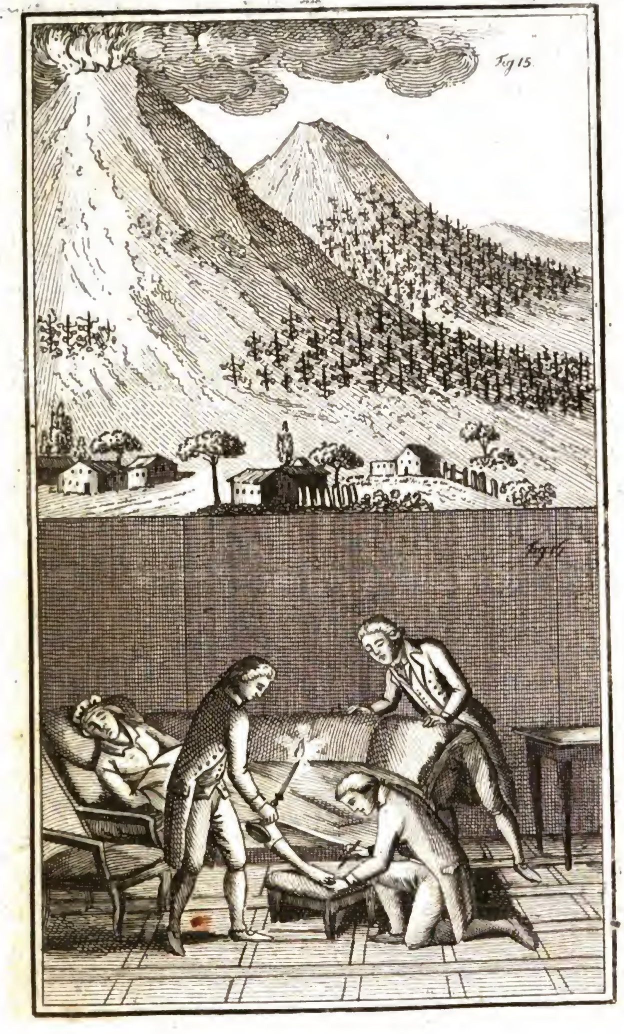
„Wohl! so beobachtet auch so lang, als ichs „euch befehle, das unverlezte Stillschweigen! Und „du, indem er seine Tobaksdose hervorzog, den Tobak „ausschüttete, die abgeschnittene Zehe hineinlegte, du „behalte indeß dies zum Andenken."

Niemand muthmaßte nur das Geringste von dem Vergangenen, und ungefähr zwölf Tage nachher kam Petit an. Er ward zu einem sogenannten Concilio Medico berufen, und ihm der ganze Zustand der Sache, wie er zur Zeit gewesen, als man nach ihm gesendet, und wie man, sonderbar genug! ihn noch jezt zu sein glaubte, vorgelegt. Voll Erstaunen rief er aus, daß blos ein Wunder, bei so bewandten Umständen den Monarchen, bis jezt erhalten haben könne; daß er sich höchlich wundere, wie man, in einem so wenigen Aufschub vertragenden Falle, sich nach so weit hergeholten Rathe hätte umsehen können, und daß kein Mittel, ausser dem schleunigsten Schnitt übrig sey. Man wird leicht erachten, wie beschämt die Gegner des Leibchirurgus niederblickten; aber ihre Beschämung ward zur Bestürzung; als dieser hervortrat, und indem er die Dose herauslangte, zu Petit sich also wandte: „Ein Mittel, das ich bereits gewagt

habe! Hier ist die schadhafte Zehe, mit allen Merkmalen eines unheilbaren Brandes."

Die gerechtesten Lobeserhebungen des französischen Wundarztes, sein wiederholtes Geständniß, daß seine Majestät sich bereits in den besten Umständen befänden, und seines Raths forthin nicht einmal bedürfen, bestätigten das Verdienst des getreuen Wundarztes; und sein König belohnte ihn nachher königlich.

Tab. VIII



Die gefährliche Schiffahrt.

Tab. IX. Fig. 17.

Das Schiff, in welchem der Kapitain Eward in den Jahren 1790. bis 1792. eine Reise um die Welt machte, scheiterte in der Nacht in der Südsee, ohnweit der Strasse Endravour. Das Schiff muste durch einen Riff *) segeln, man ließ aber vorher erst durch ein Bot einen Weg suchen. Das Bot fand wirklich einen Weg und gab das Zeichen. Der Kapitain wollte aber lieber den Tag abwarten, indem es jezt zu finster war. Zu dem Ende ließ er die nöthigen Segel einziehen, und andere erforderliche Arbeiten vornehmen. Ehe man damit fertig war, sties das Schiff auf ein Felsenriff. Man sezte alle Seegel bei, um von demselben loszukommen, aber vergebens; dann sollte ein

*) Jede in einiger Länge hinlaufende, über dem Meere hervorragenden Stelle, nennen die Seefahrer ein Riff, gleichviel, ob sie aus Sand, Felsen oder Korallen besteht.

Anker ausgeworfen werden, ehe man aber damit fertig war, stieg das Wasser im untern Schiffsraume über aus schnell, in jeder Minute 18 Zoll, und in einer Stunde an neun Fuß. Alles muste pumpen und ausschöpfen, und selbst den Gefangenen, welche auf dem Schiffe waren, (die von Otaheiti nach England sollten gebracht werden) nahm man die Ketten ab, um bei dieser Arbeit helfen zu können. Ein starker Wind, der jezt das Schiff gegen den Felsen schlug, drohete dasselbe zu zertrümmern. Die Unglücklichen waren zwischen Untiefen, Felsen und Brandungen, und sahen eine schreckliche Nacht vor sich, dennoch war es erst 10 Uhr Abends. Um diese Zeit, erhob sich das Schiff über das Riff und es wurde Anker geworfen, man warf nun aber auch Kanonen über Bord, um das Schiff zu erleichtern; man versuchte ein Bramsegel *) unter dem Kiel des Schiffs herabzulassen, um das Leck zu verstopfen, aber jezt gieng auch zum grösten Unglück eine Hauptpumpe entzwei, und das Wasser nahm nun schneller überhand als vorher — alles verzweifelte an der Erhaltung des Schiffs. Es durfte sich sogar nicht einmal mehr als ein Boot dem Schiffe nähern, denn die Wellen brachen sich zu heftig und die Brandungen waren zu groß. Sank das Schiff vor Tage, so war fast keine Seele zu retten. Jezt senkte sich das Schiff seitwärts, eine von den Kanonen erdrückte einen Mann.

*) Die Bramstange ist ein kleiner, auf den beiden grössern Masten befestigter Mast. Das Segel an derselben heißt Bramsegel.

eine Bramstange einen andern; die Arbeiter an den Pumpen ermatteten und mußten durch starkes Bier erquickt werden. Das Schiff senkte sich immer tiefer; Eine halbe Stunde vor Tagesanbruch machte man Masten, Segelstangen, Hünerkörbe und alles, was schwimmen konnte, los, um es nach dem Untergange des Schiffes wieder auffangen zu können, und allen Gefangenen nahm man die Ketten ab. Das Wasser drang mit Gewalt durch die Kanonenklappen ein — aber noch blieb alles auf seinem angewiesenen Posten. Endlich legte sich das Schiff mit einem heftigen Stoß auf die Seite. „Gott helf uns!" rief jezt ein Offizier, „das Schiff sinkt!" und sprang zugleich über Bord in die See; der Kapitain ihm nach. Das Schiff that seinen lezten Stoß und sank. Das Schiffsvolk, welches nur eben Zeit genug hatte, über Bord zu springen, schrie fürchterlich. Der laute Jammer der Ertrinkenden, folgte hinterher, und wurde immer schwächer, wenn sie ermatteten, oder in die Tiefe versanken. Eine halbe Stunde lang fischten die Boote die herumschwimmenden Unglücklichen auf, so viel sie deren habhaft wurden, und dann erst fieng der Morgen an heraufzudämmern.

Sie flüchteten sich nun, nach einem, etwa eine deutsche Meile entlegenen Sandbank, an welchem sich die Boote versammelten. Man fand hier, daß ausser vier Gefangenen, noch 35 Menschen ertrunken waren. Man hatte nichts gerettet, als ein Tönnchen Wasser, ein Fäßchen Wein und einigen Zwieback, welches man nebst einigen Flinten und Patrontaschen glücklich ins Boot geworfen hatte. Eine Säge und ein Hammer

waren auch noch da, womit man das eine Boot etwas auszubessern im Stande war. Man sezte nemlich noch einige Planken auf die Seiten des Boots, und spannte hinten ein Seegeltuch auf, damit die Wellen nicht hineinschlagen konnten.

Die Sonnenhitze auf der öden Sandinsel, und die Menge Seewasser, welches diejenigen verschluckt hatten, die lange erst herumschwammen, ehe sie aufgefischt werden konnten, brachten einen unerträglichen Durst hervor. Dennoch bekam jezt niemand Wasser, denn es fand sich, daß von den 107 Mann, die gerettet waren, wenn der sämmtliche Wasservorrath auf 16 Tage vertheilt würde, jeder nur zwei kleine Weingläser voll täglich bekommen konnte. Erst Abends bekam jeder ein Weinglas voll Wasser. Die Offiziere machten sich aus ihrem Antheil etwas Thee, denn davon hatten sie einen kleinen Vorrath. Jeder nahm einen Löffel voll Thee in den Mund, und gab ihn dann dem andern. Einige Riesenmuscheln waren schon vorher zerschnitten worden, aber niemand getraute sich zu essen, aus Furcht, den Durst noch peinigender zu machen. Des Nachts wurde ein Mensch sehr unruhig und man glaubte, er habe sich etwa am Weinfasse vergriffen, allein der entsezliche Durst hatte den armen Mann verleitet, Seewasser zu trinken, er wurde wahnsinnig davon und starb.

In einer so entsezlichen Lage ist dem Unglücklichen alles werth. Sie schickten den Obersteuermann zurück, um zu sehen, ob etwa noch einiges zu retten seye. Er brachte eine Katze mit, die auf der Spitze des

Hauptmastes gesessen hatte, ein Stück abgehauenem Mast und ein Stück von einer Ableiterkette, welche zu Nägeln für die Boote diente. Es waren vier Fahrzeuge, die es wagen musten, von dieser Sandinsel aus nach dem 225 Meilen weit entfernten Timor der ersten ostindischen Insel, wo die Holländer eine Besitzung haben, zu fahren. Alle musten suchen beisammen zu bleiben, denn die wenigen vorhandenen Lebensmittel waren alle im grossen Boote; bei Neusüdwallis hatten zwei Fahrzeuge das Glück, ihren Magen zu füllen, aber des Nachts darauf hätten sie bald ein desto grösseres Unglück gehabt. Man hörte plözlich das Geschrei: „Klippen! Klippen!“ und in der That waren sie zwischen ein Felsenriff gerathen, aus welchem sie nur mit Angst und Mühe herauskamen. An einer andern stark bewohnten Insel geben sie ihr Verlangen nach Wasser zu erkennen. Gegen einige Knöpfe von Stöcken und gegen einige Messer erhielten sie eine ganze Wanne voll, und tranken es begierig aus. Sie begehrten noch mehr. Die schwarzen Einwohner sezten es ihnen an den Strand hin, und gaben Zeichen, daß sie es sich holen sollten, aber man hatte Ursachen ihnen zu mißtrauen, denn die Kinder der Schwarzen schleppten den Männern Pfeile und Bogen zu, und in einigen Augenblicken gab es wirklich einen starken Pfeilregen, der aber niemand beschädigte. Sie erwiederten das durch ihre Flintenschüsse, die zwar auch niemanden trafen, aber die Wilden so erschreckten, daß sie eiligst davon liefen.

Einige andere kleine Inseln, bei welchen sie vorbei kamen, hatte weder Wasser noch Lebensmittel. Bei

einer folgenden Insel waren sie glücklicher, und fanden Wasser genug. Hier konnten sie endlich einmal ihren Durst stillen; aber nachdem dieser gelöscht war, wurde der Hunger desto stärker, zu dessen Befriedigung nur wenige Austern vorhanden waren. Doch fanden sie eine Pflaumen-ähnliche Frucht, die sie sich um deßwillen zu essen erlaubten, weil Vögel hinein gepickt hatten, auch suchten sie aus dem Miste grosser Thiere einige Beere heraus, die sie eben darum auch für unschädlich hielten, weil sie schon gegessen waren. Sie hätten sich mehr Nahrung verschaffen können, wenn sie sich Vögel zu schiessen getraut hätten, allein die vielen Fußsteige und die grossen Knochenhaufen, von Schildkröten, vierfüßigen Thieren und Menschenschädeln hielten sie davon ab, denn es ließ sich leicht erachten, daß Eingebohrne in der Nähe waren. Alles was nur irgend Wasser halten konnte, wurde damit angefüllt, selbst die Stiefeln des Schiffszimmermanns.

Von nun an kamen sie ins grosse indische Weltmeer, und hatten noch eine Reise von 1000 englischen (250 deutschen) Meilen ehe sie Timor *) erreichten. Um sich nicht von einander zu trennen, hatten sie die Boote mit Tauen unter einander verbunden (zusammen gelegt) aber ein Sail riß zweimal. Darüber waren sie in grosser Sorge, die nächste Nacht aber geschahe

*) Eine von den Bandaischen, den Holländern gehörigen Insel.

geschahe das wieder, und am Ende musten sie es dennoch aufgeben, da sich die Boote drückten, und Wasser eindrang. — Die armen Menschen hatten die Hüthe beim Schiffbruch verloren, und die Sonne stach jezt heftig. — Die Noth macht erfinderisch; — man nahm die Hemden, machte sie naß, und legte sie auf den Kopf. Mehrere Seefahrer haben das Eintauchen im Seewasser als ein sehr erfrischendes Mittel gerühmt, aber hier fand man gerade das Gegentheil. Der Speichel sogar wurde ihnen zulezt unerträglich durch seine Salzigkeit. Viele wagten es kaum mehr ihren kleinen Antheil Eßwaaren zu geniessen; wenige nur versuchten es zu essen, da der Mund so trocken war; alte Leute litten weit mehr als junge, und ein Cadet verkaufte sogar zwei Portionen Wasser gegen eine Brodportion. Die Schaalen von dem Nautilus dienten ihnen, das zugemessene Wasser hineinzugiessen, und dadurch erhielt jeder Zeit genug, den Mund nach und nach durch Eintauchen des Fingers zu netzen, da sie sonst das Wasser hätten hinunter schlucken müssen, ohne seine wohlthätige Erfrischung so erquickend geniessen zu können. Nach dreyzehn traurigen Tagen entdeckte man Land — die Freude war so groß, daß der Entdecker ein Glaswasser zur Belohnung erhielt, aber eine völlige Windstille hinderte sie anzulanden; erst am folgenden Tage war das möglich, und auch da hinderten sie noch fürchterliche Brandungen. Zwei wagten es, mit Flaschen am Halse durchzuschwimmen, und fanden Wasser. Sie machten den glücklichen Fund den andern durch Zeichen verständlich. Man entdeckte nun eine Einfahrt in einen Waldstrom, und nun wurde

auch der lezte Tropfen Wasser vertheilt, um die so lang entbehrte Erquickung keinen Augenblick später zu geniessen. Alle kamen glücklich ans Ufer. Nachmittags kam ein Chinese, — ein wahrer ächter Mensch, der das Elend der unglücklichen Menschen wohl verstand, und weinte! — Sie hatten hier das Ende ihres Elends erreicht, denn sie waren nicht weit von der nächsten holländischen Kolonie auf Timor, nemlich von Kupang.

Der Chinese versprach Lebensmittel zu schaffen, und wirklich kamen auch bald mehrere Eingebohrne mit Hühnern, Ferkeln, Milch, Brod und andern Nahrungsmitteln. Glücklicherweise hatten sie noch einiges Silbergeld bei sich, denn für Gold wollte man ihnen nichts geben; selbst für ein Paar Rockknöpfe gab man ihnen mehr Lebensmittel, als für eben so viel Guineen (englische Goldmünze) und das in Europa so allmächtige Gold hätte hier das Allerschlechteste nicht bezahlen können. Aller ausgestandenen Mühseeligkeiten ungeachtet, konnten einige doch noch scherzen. Sie hörten des Nachts das Brüllen eines Löwen, und sagten, der Löwe würde an ihren Knochengerippen einen schlechten Bissen finden; andern hingegen vergieng die Lust zu scherzen; sie fürchteten sich vor den Wilden, und als sie gegen Morgen geweckt wurden, glaubten sie von ihnen überfallen zu sein, baten um Gnade, oder liefen davon, bis sie sich völlig aus dem Schlafe herausfanden. Den andern Tag kamen sie nach Kupang, und von nun an hatte ihre Noth ein Ende.

Der Brodfruchtbaum.

Tab. IX. Fig. 18.

Der Brodfruchtbaum wächst auf Sumatra auf Java auf allen Marianen, besonders auf Tinian, auf einigen Philippinen, auf Otaheite und hin und wieder auf den Inseln der Südsee. Auf der Insel Tinian fand ihn der berühmte Lord Anson, und der unbeschreibliche Reiz dieser Insel wurde seinem Schiffsvolke gar sehr durch den Genuß der schmakhaften Frucht dieses Baums erhöht. Während ihres dortigen Aufenthalts wurde gar kein Brod von Getreide ausgetheilt: Eben dieß veranläßte den Nahmen Brodfrucht. Die Indianer nennen die Frucht Rima. Nach Ansons Bericht wächst sie auf einem hohen Baume, dessen Krone von grossen und weit ausgebreiteten Aesten gebildet wird. Seine Blätter haben eine dunkelgrüne Farbe, und sind an dem Rande eingekerbt, einen Fuß bis achtzehn Zoll lang. Die Frucht, die überall einzeln an den Aesten hervor kommt, ist länglich rund und mit einer rauhen Rinde umgeben. Ihre Länge beträgt meistentheils sieben bis acht Zoll. Wenn sie aber völlig ausgewachsen, und

noch grün ist, hat ihr Geschmack eine Aehnlichkeit mit dem Kerne einer Artischocke, und dann wird sie zum Gebrauch am besten gehalten. Wenn sie reift, wird sie weicher und bekommt eine gelbe Farbe nebst einem sehr süssen Geschmacke und einem Geruche, der dem von einer reifen Pfirsche ähnlich ist, wird aber alsdann für ungesund geachtet. Nach Cooks Berichten ist der Brodfruchtbaum auf der Insel Otaheite ungefähr so groß, wie eine mittelmäßige Eiche. Seine Blätter haben Aehnlichkeit mit den Feigenblättern, und geben, wie diese, wenn man sie durchbricht, einen milchfarbigen Saft. Die Frucht ist so groß, wie ein Kinderkopf, hat auch beinahe eben die Figur. Ihre Aussenseite ist netzförmig, wie bei der Trüffel, die Haut ist nur dünne und der Kern ist etwa so dick, wie ein starker Federkiel. Der eßbare Theil der Frucht oder das Fleisch liegt zwischen der Haut und dem Kerne, ist schneeweis und locker wie neugebackenes Brod. Um davon zu essen, pflegt man es in drei oder vier Stück zu schneiden, und solche zu rösten. Der Geschmack hat alsdann die größte Aehnlichkeit mit Weizenbrod, worunter Erdäpfelmehl gemischt ist. Einige Insulaner sammlen die Frucht, ehe sie noch ganz reif ist; lassen sie kochen, bis die Rinde schwarz wird, und schälen sie dann ab. Auf diese Art erhalten sie ein kleines Brod mit einer zarten gelben Haut, wovon die Krume oder das Inwendige weich, wie frische Semmel ist. Jedoch dürfen sie keinen grössern Vorrath auf einmal kochen, als sie den Tag über zu verzehren gedenken; denn am folgenden Tage fängt die Frucht schon an hart und holzigt zu werden. Man schneidet die frische Frucht auch wohl blos in Stücke

und läßt sie an der Sonne dürr werden, welches dann eine sehr schmackhafte Speise gibt. Die Einwohner von Otaheite stampfen auch die Frucht mit einem Stämpfel von Stein zu einem Teige, und feuchten sie zu dem Ende, je nachdem das Gericht lecker seyn soll, entweder mit Wasser oder mit der Milch von Cocosnüssen an. Auch machen sie davon einen gegohrnen Teig, den sie Mahie nennen. Um solchen zu bereiten, pflücken sie die Frucht kurz vor ihrer Reife ab, schütten sie auf Haufen und bedecken sie mit Blättern. In diesem Zustande gährt sie, und bekommt einen ungemein süssen und angenehmen Geschmack. Alsdann ziehen sie mit dem Stengel den Kern heraus, werfen das übrige der Frucht in ein Loch, das zu dieser Absicht gemeiniglich in den Häusern gegraben wird, und an den Seiten, so wie auf dem Boden, mit Gras ausgefüttert ist. Hier wird der Teig mit Blättern bedeckt, und mit Steinen beschwert. er gährt alsdann noch einmal und wird sauer. Ist dieses geschehen, so bleibt er viele Monate lang unverändert. Jedesmal wird so viel, als gebraucht werden soll, aus dem Loche genommen, zu einer Kugel gemacht, in Blätter gewickelt und gebakken. Alsdann hält sich dieß Brod fünf bis sechs Wochen lang, und die Eingebornen halten nicht leicht eine Mahlzeit, ohne davon zu essen. In Otaheite ißt man auch die Frucht zu Anfang der Mahlzeit roh, zu welchem Ende man blos die Rinde abschält, den Kern herausnimmt, und dann, wie vom Brode, Stücke abbeißt. Die Einwohner auf den Marquesas pflegen die Frucht blos über dem Feuer zu braten, sie dann in einen Trog zu schütten, und vermittelst zugegossenen Wassers einen Brey zu machen, der ihre vornehmste

Nahrung ist. Auch bereiten sie Mahie daraus, wie die Otaheiter.

Wenn jemand in einem Lande, wo die Brodfrucht wächst, zehn dergleichen Bäume pflanzet — und das kann er in einer Stunde; denn er darf blos einen gesunden Zweig abschneiden und ihn in die Erde stecken — so erfüllt er seine Pflicht gegen seine Kinder eben so vollständig, als ein Einwohner unsers rauhen Himmelstrichs, der alle Jahrszeiten hindurch arbeitet, um für seine Haushaltung Brod und für seine Erben ein mäßiges Auskommen zu erwerben.

Der Kaffeebaum.

Tab. IX. Fig. 19.

Der Caffee ist der Kern einer Kirschen-ähnlichen Frucht eines Baums, der ursprünglich aus dem glücklichen Arabien her, nun aber in viele heisse Länder verpflanzt worden ist. Ausser Arabien wird er am besten auf der Insel Martinique gezogen. Die Holländer bauen ihn auch in Surinam, Java, Ceylon und Batavia. Die Frucht hat die Gestalt einer Kirsche, ist sehr vollsaftig, und hat in der Mitte den Kern, den wir Caffeebohnen nennen. Im frischen Zustand ist dieser Kern gelblich, oder grau, oder blaßgrün, und diese Farbe behält er auch ziemlich, wenn er trocken ist. Die Früchte oder Schaalen werden auf Matten in der Sonne getrocknet, und hernach mit Walzen zerbrochen, so daß die Kerne herausfallen. Daher rührt es, daß jede Caffeebohne in zwei Hälften getrennt wird. Diese Kerne werden noch einmal an der Sonne getrocknet, und also nach Europa geschickt. Die arabischen Bohnen, die über die Türkey zu uns kommen, heissen levantischer Caffee, und solcher ist der beste.

Naturgeschichte des Bibers.

Tab. IX. Fig. 20.

Der Elephant, der Hund, der Affe und der Biber unter den vierfüßigen, und die Biene unter den fliegenden Kreaturen, sind diejenige, deren Instinkt am meisten zu bewundern ist. Allein er äussert sich bei einer jeden von diesen Gattungen durch verschiedene Ausbrüche. Der Hund ist vor sich selbst gelassen, eben so grausam und blutdürstig als der Wolf, und der Mensch der ihm gewartet hat, ist es erst, der den Keim entwickelt, und die Empfindlichkeit, durch die dieses Geschöpf einer Zuneigung fähig ist, angebaut hat. Der Affe ist ausschweifend, widerspenstig, ohne Andenken an Wohlthaten, ein Feind der menschlichen Gesellschaft, wenn er sich selbst überlassen ist, und seine Vorzüge sind scheinbare Vollkommenheiten, da er uns durch gleiche Bewegungen mit unsern Handlungen betrügt, daß wir das seinen innern Eigenschaften zuschreiben, was nur von der Bildung der Gliedmassen abhängt, wodurch er andern Thieren an Geschicklichkeit überlegen ist. Der Elephant hat wirklich solche Instinkte, Stärke, Muth, Klugheit, Gehorsam, welche ihm vor allen andern den Vorzug geben müß-

ten, wenn nicht der grobe Bau seines Körpers, der nur in dem Rüssel kunstreich ist, ihm einiges versagte, was wir an andern übertroffen, und ihn wenigstens mit dem Biber in einen noch unentschiedenen Rangstreit sezte.

Die Bienen sind endlich unter den Insekten die vorzüglichsten; aber ihre Menge hat sich nicht aus freier Wahl versammelt, sondern sie ist durch einen Zwang der Natur vereint, sie wirkt ohne einen überlegten Entwurf, aus der Folge einer physischen Nothwendigkeit, zu allen Zeiten und an allen Orten, auf einerlei Art.

Wir wollen, meine Lieben, gegenwärtig der Naturgeschichte des Bibers einige Blätter widmen, und es wird sich bald zeigen, wie sehr er Aufmerksamkeit verdiene, ob er weit unter dem Elephanten, Hund und Affen zu sein scheint, wenn es auf die Eigenschaften des Individuums ankommt.

Der Biber, Castor, hat von der Natur eine Gabe erhalten, die mit der Sprache fast von gleichem Werth ist. Er macht sich Thieren seiner Art verständlich, und zwar so völlig verständlich, daß sie in eine Gesellschaft zusammen treten, nach einer gewissen Verabredung arbeiten, grosse und langwierige Werke in Gemeinschaft unternehmen und ausführen; und diese gesellige Liebe sowohl, als die Frucht ihres gegenseitigen Verständnisses, haben zu unserer Verwunderung mehr Recht, als wenigstens die Geschiklichkeit des Affen und die Treue des Hundes. Es ist gegenwärtig nicht die Frage von dem was andere Thiere vor sich thun, wenn

sie sich Aeste abbrechen, Hütten bauen, diese mit Blätter decken, um gegen das Wetter Schuz zu haben, Moos oder Heu sammeln, um sich ein Lager davon zu machen. Alles dieses sind Handlungen, die alltäglich sind, und die ein einsam wohnender Wilder ebenmäßig verrichten kann. Man befehle aber diesen einzelnen Wilden, den grösten Baum umzuhauen, ihn fortzuschleppen, eine grosse und gemeine Wohnung aufzuführen; so wird er zu dieser Unternehmung Gesellschaft suchen, um noch in gemeinen überlegten Absichten zu arbeiten. Das lezte ist der Fall, von dem wir gegenwärtig reden. Eine Gesellschaft, welche aus solchen Absichten zusammentritt, darf nicht gestört werden, und wollen wir demnach eine solche Bibergesellschaft näher kennen lernen, so müssen wir sie nur hinterschleichen, und in Einöden aufsuchen, wo sie der mißgünstige Mensch nicht störet, denn bei den Bibern unter uns im südlichen Europa treffen wir das nicht an, wovon die Rede ist. Wenn wir das, was wir an dem Biber bewundern, inzwischen seinen Verstand nennen dörfen, so liegt er gleichsam versteckt in ihm, und äussert sich nicht anders, als bei seinesgleichen. Er sucht nicht zu schaden, aber auch nicht sehr zu gefallen. Er weiß, wenn er allein ist, weder anzugreifen, noch sich gut zu vertheidigen; er hat wenig List, ja nicht einmal Mißtrauen genug, auch deutlichen Nachstellungen zu entgehen. Einzeln betrachtet, wäre er merkwürdiger durch das besondere seiner Bildung: denn er ist das einzige vierfüssige Thier, das einen platten, ovalen, mit Schuppen bedeckten Schwanz hat, dessen er sich als eines Steuerruders im Wasser bedienet. Er ist auch das einzige Thier, welches Floß-

federn an den hintern Füssen, und zugleich an den Vorderfüßen abgesonderte Zehen hat, die er als Hände braucht, Speisen damit zum Munde zu führen. Dieser besondere Bau seines Körpers ist es also, was ihn vor den Land- und Wasserthieren besonders auszeichnet.

Der Biber gleichet der Wasser-Ratze in der Figur des Kopfs, die Ohren ausgenommen, welche im Verhältnisse kürzer sind. Die Schnautze ist kurz und dick. Das Haar auf dem Kopf ist so schuppicht, daß es die eigentliche Bildung verstekt, und zum Theile die Augen bedeckt, die bei ihm viel kleiner, als bei der Wasser-Ratze sind. Der Hals ist kurz, scheint aber so dik, als der Kopf zu seyn. Die Zähne sind sehr hart und so scharf, daß die Wilden sich deren als eines Messers bedienen. Der Körper ist im Verhältniß länger, als der vom Murmelthiere, aber eben so dik, insonderheit am Hintertheile. Die Länge des ganzen Thiers ist zwischen 2 bis 3 Schuh. Die Beine sind sehr kurz, insonderheit die vordern, da die Füsse ein wenig einwärts gekehrt sind. Die hintern Füße sind dieses weit mehr, so daß man sie fast gar nicht sieht, wenn der Biber fort geht. Den oben beschriebenen schuppichten Schwanz, der endlich in eine Spitze ausgehet, trägt das Thier immer horizontal hinausgestreckt. Er ist nur wenig biegsam, doch schlägt es die Erde damit so stark, daß der Schall davon weit gehört wird. Es schlägt auch damit auf das Wasser, und im Schwimmen dient es ihm zum — Ruder, das er bald niedrig führet, bald schräg nach der Breite drehet. Die vordern Füße als die kleinste, haben jeder fünf Zehen, welche das Thier im Ge-

hen weit auseinander breitet, welche mit schmalen zum theil spitzigen Klauen versehen sind. Die hintere Füße haben eben so viel Zehen, aber 2 längere Klauen, davon die vordere spitzig und die untere abgerundet ist. Zwischen den Zehen aber befindet sich eine starke Haut welche sie verbindet. Der Gang des Bibers ist schwehrfällig und gezwungen, weil seine hintere Beine mehr zum Schwimmen als zum Gehen gebildet sind. Da sie länger sind, als die Vorderbeine und sich in einen großen Fuß enden, so scheint das Thier mit demselben weit größere Schritte als mit dem vordern zu machen. Und in der That ist es genöthiget, mit demselben größere Bewegungen zu machen, welche das Creuz wechselsweise auf die rechte und auf die linke Seite werfen, wie die Enten wanken. Dennoch gehet der Biber ziemlich geschwinde, doch nicht der Mühe gemäß fort, die er anwenden muß, und er schwimmt überhaupt viel besser, als er läuft. Wenn der Biber stille sitzt, legt er den Rücken ganz rund, und das Kreuz so sehr niederwärts, daß das Hintertheil des Leibes auf der Erde ruht. Diese Stütze, die er sich macht, und die Hinterfüße, welche der ganzen Länge nach auf der Erden ruhen, geben ihm eine sehr bequeme Stellung, um den Vordertheil des Körpers, so wie die Eichhörnchen und Ratzen zu heben. In dieser Lage bedient er sich der Vorderfüße, um zu betasten, zu fassen, und zum Maul zu führen, und sich gegen aufwärts stehende Flächen zu lehnen: Wenn er aber aufgerichtet ist, ohne eine Stütze zu haben, ist der Rücken sehr krumm, und der Kopf sehr niedrig. Er hat sehr gute Sinnen, und vornehmlich einen äusserst feinen Geruch. Man siehet, daß er den Schmuz und

bösen Geruch nicht ausstehen kann. Wenn man ihn zu lang eingeschlossen hält, und er genöthiget ist, seinen Unflath von sich zu geben, so thut er dieses nahe an der Thür-Schwelle, und sobald die Thüre offen ist, stößt er ihn hinaus. Herr Buffon bemerkte mit dem ersten Jahrzeichen die Brunst an ihm, und schloß daraus auf die Vollendung seines grösten Wachsthums. Es scheinet ihm beinahe zu viel, der Dauer seines Lebens 15 oder 20 Jahre zu geben.

Die Biber fangen im Monat Junius oder Julius an, sich in eine Gesellschaft zu sammeln, sie kommen in grosser Anzahl, und von vielen Seiten heran, und machen bald einen Haufen von zwei bis dreihundert aus. Der Versammlungsort, wo sie sich niederlassen, ist allemal am Rande eines Gewässers. Wenn es ein flachstehendes Wasser ist, das sich in einerlei Höhe erhält, wie ein See, so überheben sie sich der Mühe, einen Damm zu bauen. Aber im strömenden Wasser, das bald höher, bald niedriger wird, an Bächen und Flüssen, erbauen sie bald einen Damm, um durch diese Sperrung eine Art von Teich, oder immer gleiche Höhe zu erhalten. Der Damm gehet queer durch den Fluß, wie eine Schleuße von einem Ufer bis zum andern. Er hat oft 80 bis 100 Fuß Länge, und am Grunde eine dicke von 10 bis 12 Fuß. So groß dieser Bau in Vergleichung mit seinen Baumeistern ist, so erstaunenswürdig ist er auch nach seiner Vestigkeit. Der Ort des Flusses, wo sie diesen Bau aufführen, ist gewöhnlich nicht sonderlich tief. Wenn sich am Ufer ein grosser Baum findet, so greifen 3 oder 4 Biber denselben

an, und fällen ihn mit ihreen Zähnen. Sie nehmen ihre Maasregeln mit so vieler Richtigkeit, daß sie, um sich Mühe zu ersparen, ihn allezeit, wenn sie ihn zerstückt haben, nach der Wasserseite fallen lassen; da ihnen alsdenn nichts übrig ist, als daß sie diese Stücke nach dem Ort wälzen, wo sie angebracht werden sollen. Sie sind mehr oder weniger dick und lang, nach der Natur und Lage des Orts, dann der Trieb dieser Bauleute erstreckt sich auf alles. Zuweilen wenden sie grosse Baumstämme an, die sie platt legen; öfters haben aber die Pfähle, woraus sie ihre Dämme machen, nur die Dicke eines Schenkels, oder sind auch noch dünner, alsdenn aber werden sie von guten Gegenstützen gehalten; und sind mit kleinen Zweigen durchflochten; und an allen Seiten wird der leere Raum mit einer fetten Erden angefüllt, die so wohl angefügt ist, daß nicht ein Tröpfchen Wasser durchgehet. Die Erde bereiten die Biber mit ihren Pfoten, und ihr Schwanz dienet ihnen zur Maurerkelle, und auch zum Troge, diesen Mörtel fortzubringen. Dieses thun sie, indem sie auf ihren Hinterpfoten fortrutschen. Wenn sie an den Rand des Ufers gekommen sind, so nehmen sie ihn mit den Zähnen, und bedienen sich wechselsweise ihrer Pfoten und ihres Schwanzes, ihn anzuwenden. Die Genauigkeit, womit alle Theile dieses Dammes in Verhältniß stehen, verdient die größte Verwunderung. Die Seite nach dem Strome des Wassers ist allezeit abschüssig, und die andere vollkommen senkrecht. Sogar oben auf dem Damme, da wo er am wenigsten dick ist, machen sie drei abhängige Oefnungen, durch welche das Wasser ablaufen kann, und diese Oefnungen werden bald grösser bald kleiner

gemacht, je nach dem Fluß höher oder niedriger wird. Und, wenn durch zu grosse oder plözliche Ueberschwemmungen Brüche in ihren Dämmen entstehen, so wissen sie dieselbe auszubessern, und arbeiten aufs neue, sobald das Gewässer niedriger geworden ist. Eben diese Kunst wird auch bei Erbauung der Hütten beobachtet. Sie werden ordentlicher Weise auf Grundpfähle, und in die Mitte des Wassers, um welches sie den Damm gemacht haben, gebauet; zuweilen aber auch an dem Ufer des Flusses, oder dem äussersten Ende einer Spitze die in das Wasser hinausgehet. Ihre Gestalt ist rund, eyförmig. Sie sind halb oval, rund gewölbet, und die Wände zwei Fuß dick. Die Materialien sind von denen zu den Dämmen nicht unterschieden; sie sind aber nicht zu dick, doch läßt der innere Ueberzug von Tonerde nicht die geringste Luft hinein. Zwei Drittheile des Baues sind ausser dem Wasser. In diesem Theil hat jeder Biber seinen bezeichneten Plaz. Er trägt Sorge, daß er solchen mit Blättern oder kleinen Zweigen von Weiden anlegt. Man sieht niemals einigen Unrath darinnen. Auch sind an ihren Hütten ausser einigen Thüren noch viele andere Oeffnungen, durch welche sie ins Wasser hinaus gehen können. Die ordentliche Hütten dienen 8 bis 10 Bibern zur Wohnung; sehr selten wird eine gefunden, welche ihrer bis auf 30 enthält. Sie sind stets ziemlich nahe beisammen, damit sie leicht Gemeinschaft mit einander haben können. Man findet die Einwohner der Hütten in ebener Zahl, gleich viel Männer und Weiber, und wenn man wenig rechnet, so bestehet die ganze Gesellschaft aus 150 bis 200 Arbeitern, welche insgesammt zu Anfang vereint gearbei-

tet haben, um das grosse gemeine Werk auszuführen, und nachher in kleinern Gesellschaften, um die besondern Wohnungen anzubauen.

So zahlreich auch die Gesellschaft ist, so erhält sich doch der Friede ungestört bei ihnen. Vor den Feinden von aussen warnen sie sich durch einen Schlag, den sie mit dem Schwanz auf das Wasser thun, welcher weit umher durch alle Wohnungen erschallt. Ein jeder nimmt seine Entschliessung, entweder in den See zu tauchen, oder sich in ihren Mauren zu verbergen, die nichts, als das Feuer des Himmels, oder das Eisen der Menschen zu fürchten haben, und welche kein Thier zu öfnen, oder umzuwerfen wagt. Sie leben in Friede, nur den Fischotter verjagen sie, und leiden ihn nicht in ihrer Nachbarschaft. Ihr gröstes Vergnügen ist, frische Rinde und zartes Holz zu nagen, wovon sie sich im Wasser nahe bei ihrer Wohnung einen grossen Vorrath sammlen, um sich den Winter durch zu nähren. Jede Hütte hat ihren Vorrath im gehörigen Verhältniß zu der Zahl ihrer Bewohner, welche alle ein gleiches Recht daran haben, und niemals ausgehen, ihren Nachbar zu berauben.

Die Wilden nehmen sogar eine Anzeige, wie lange die Kälte anhalten werde, an denen Stössen des Vorrathsholzes, nachdem diese grösser oder kleiner sind. Ihre Fenster in der Hütte machen sie so hoch, daß sie vom Eis nicht verschlossen werden; geschieht es aber doch, so machen sie sich unter dem Eis einen Ausgang; Allein sie werden, wenn sie sich allzuweit

unter

unter demselben entfernen, leicht gefangen; indem man ein Luftloch in die Entfernung einhauet, und ihrer daselbst erwartet, wenn sie Luft schöpfen wollen.

Die Gewohnheit, den Schwanz und ganzen Hintertheil des Körpers beständig im Wasser zu halten, hat, wie Buffon vorgibt, die Natur ihres Fleisches geändert. Das Fleisch der vordern Theile bis an die Nieren, habe den Geschmack von Landthieren. Das von den Schenkeln hingegen, und von dem Schwanze habe alle Eigenschaften der Fische; Ueberhaupt aber ist es bitter und unangenehm. Die Biber versammlen sich im Anfang des Sommers, bringen einige Monate mit ihrem Bau zu, sammlen ferner ihren Vorrath und erst alsdenn ist vor sie die Zeit der Begattung. Sie bringen den Herbst und Winter zu, mit einander zu sammlen. Die Weibchen sind vier Monate trächtig, und werfen gegen das Ende des Winters zwei oder drei Junge. Nun verlassen sie die Männer, denen sie sammt ihren Jungen nach wenigen Monaten folgen können, um an der frischen Luft Fische, Krebse und neue Rinden aufzusuchen. Von Zeit zu Zeit bessern sie ihre Wohnungen aus, denn sie verlassen sehr ungerne einen Ort, wo sie sich einmal niedergelassen haben.

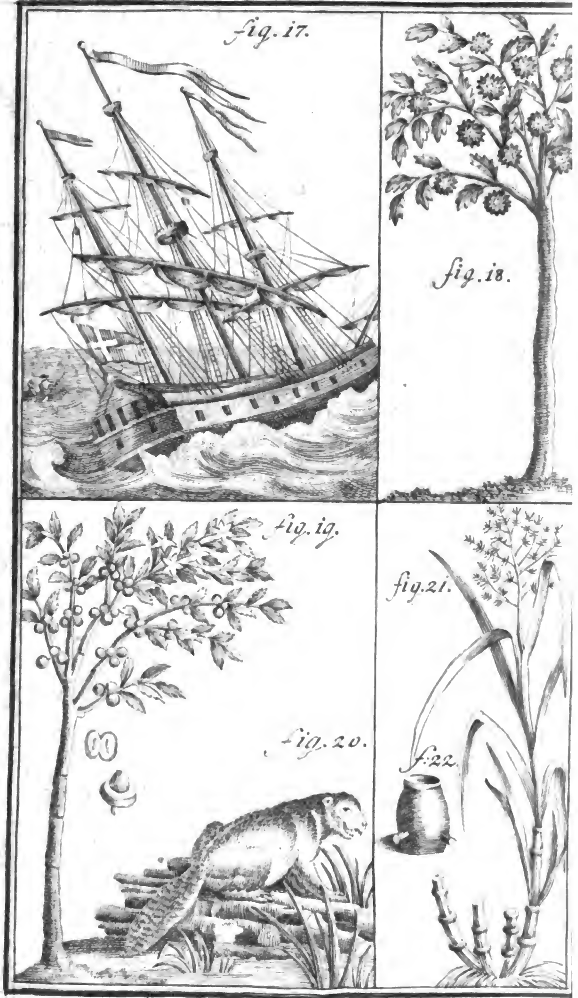
Wenn endlich ihre Pflanzstätte zerstört, und eine allzugrosse Anzahl gefangen sind, so stellt sich die nun zu schwache Gesellschaft nicht wieder her; sondern sie zerstreut sich, wird flüchtig, und ihr durch die Furcht unterdrücktes Genie entdeckt sich nicht wieder. Sie

graben sich selbst in eine Erdhöhle ein, beschäftigen sich nur mit den dringendsten Bedürfnissen, und verlieren unwiederbringlich die gesellschaftliche Eigenschaften. Man behauptet, daß sie öfters einige aus ihrer Gesellschaft ausstossen, welche hernach in langen Höhlen unter der Erde leben. Ihr Fell ist schmutzig, und das Haar auf dem Rücken durch das Reiben an der Erde abgestossen. Sie bauen gerne so, daß das Wasser in ihre Gruben tretten kann, welche sich aufwärts ziehen, daß sie bei den Ueberströmungen sich nach oben zurückziehen können. Die in den temperirten Erdstrichen *) sind Grubenbiber, deren Pelz bei weitem nicht so schön, als von den gesellschaftlichen Bibern ist.

Alle sind an Farbe unterschieden, nach der Gegend, in der sie leben. Im tiefen Norden sind sie schwarz, und diese sind die schönsten, doch findet man auch weisse und gesprenkelte. Je weiter man von Norden herabkommt, desto weisser und gemischter wird die Farbe. Sie sind im nördlichen Canada dunkel Castanienbraun, im südlichen Canada heller, und gelb oder strohfarbig bei denen Illinois. Man findet Biber in Amerika vom 30 Grade Nordbreite bis zum 60, und noch höher. Sie sind sehr gemein in Norden, werden aber immer seltener, je

*) An der Elbe und Mulde und im Dessauischen, wie auch bei der Stadt Lauenburg u, s. w. halten sich Biber auf.

Tab. I.



weiter man gegen Mittag kommt. In der alten Welt ist es eben so.

Der Pelz des Bibers ist viel schöner, und stärker behaaret, als der von dem Otter. Er hat zweierlei Haare; ein kürzeres, aber sehr dichtes, das so fein als Pflaumfedern, dem Wasser undurchdringlich ist, und die Haut unmittelbar bekleidet; und ein längeres festeres, das aber weniger dicht ist. Dieses zweite ist wenig werth, und nur das erste wird in den Manufakturen benüzt. Der Pelz der schwarzen ist der volleste, aber eben so selten, als der weisse. Die Biber werfen ihre Haare wie alle vierfüßige Thiere, ganz im Sommer ab, und die Pelze von dieser Zeit sind also weniger werth. Ausser dem Pelze gibt der Biber noch das bekannte Bibergeil, (castoreum) zur Arznei. Es ist in zwei grossen Blasen enthalten, welche ehmals fälschlich vor die Hoden des Thieres angesehen wurden. Eben so wenig glaublich oder ausgemacht ist die Erzählung, daß der Biber, wann er verfolgt wird, sich solche selbst abbeisse, und, um sich zu retten, dem nachfolgenden Jäger zurück lassen sollte. Desto gewisser hingegen sind oben erzählte bewunderungswürdige Handlungen dieses Thiers, an deren Würklichkeit man um so weniger zweifeln kann, je mehrere Augenzeugen in allen Umständen übereinstimmen.

Das Zuckerrohr.

Tab. IX. Fig. 21.

Der Zucker ist ein ausgepreßter und eingekochter Saft einer Pflanze, die in Brasilien und den umliegenden Inseln, auf einigen afrikanischen Inseln, und in Ostindien, als ein sehr dickes Schilf-Rohr, sechs bis zehn Fuß hoch aufschiesset; Doch erhält man den Zucker auch sehr häufig aus den Ahornbäumen, die in Nordamerika wachsen, selbst aus Runkel- und andern Rüben kann man Zucker bereiten. Die Bereitung des Zuckers ist nicht künstlich, aber mühsam. Man schneidet die Rohrhalme, wenn sie zeitig sind, ab, reiniget sie von den kleinen Blättern, legt sie in Bündel zusammen, und preßt durch die Quetschung auf einer besondern Zuckermühle den Saft aus. Diesen sammelt man in einen grossen steinernen Krug oder Bottig, Fig. 27. aus welchem er durch Rinnen in die Zuckersiederei geleitet wird, wo man ihn sogleich versiedet, weil er sonst in kurzer Zeit gähret und versauert. Während des Kochens scheidet sich die Unreinigkeit, und um das Schäumen zu befördern, thut man etwas

Lauge hinzu. Man wiederholt das Sieden einigemal, und wenn der Saft die gehörige Dichtigkeit erlangt hat, sezt man ihn in frischen Kesseln zum Abkühlen hin. Wenn er laulich geworden, gießt man ihn in eigne Formen, worinn er gerinnet, und die nöthige körnige salzartige Trockenheit erhält. Der Zucker würde aber niemals trocken werden, wenn man nicht dem Safte während des Siedens, Kalk zusezte. Dieser also bereitete Zucker, den man Mascovade nennt, ist doch noch sehr schmierig und unrein. Deswegen wird er entweder in Amerika oder in Europa raffinirt oder geläutert. Daher rührt nun die Eintheilung in rohen und raffinirten Zucker. Das Raffiniren besteht in der Auflösung des Zuckers in kaltem Wasser. So aufgelöst läßt man ihn mit Eyweis oder Blut unter beständigem Sieden und Umrühren schäumen, und seine Unreinigkeiten noch mehr von sich stossen. Den Zuckerkand macht man aus dem besten gereinigten Zucker, den man im Wasser siedet, bis er dick wird. Diesen dikken warmen Saft thut man in ein irrdenes Geschirr, und läßt ihn an die darein gehängten hölzerne Stäbe oder Zwirnfäden kandiren, oder in Krystallen anschiessen. Syrup ist der flüssige und schmierige oder fette Theil, welcher vom Zucker, wenn derselbe aus dem Zuckersafte gekocht oder geläutert wird, übrig bleibt, und sich durch Kochen zu keiner dichten Konsistenz hat wollen bringen lassen. Er ist braun oder schwarz. Kandissyrup aber, oder der weisse Syrup, ist das dicke Ueberbleibsel b.i Verfertig ng des Zuckerkands.

Die gefährliche Jagd.

Tab. X Fig. 23.

Im mitternächtlichen Theile von Norwegen findet sich eine unbeschreibliche Menge von Vögeln, welche auf den fürchterlichsten und höchsten an den Ufer des Meeres gelegenen Felsen, eine Freistätt suchen. Die Einwohner dieses Landes haben alle ein gleiches Recht zur Jagd dieser Vögel, und halten, um von dieser Freiheit gleiche Vortheile zu ziehen, jeder eine bestimmte Anzahl von Jagdhunden, die keiner überschreiten darf. Ausser dem Fleische dieser Vögel, das zur Nahrung dient, werden auch ihre Federn sehr hoch geachtet. Es gibt kleine Norwegische Bezirke, welche alle Jahre wohl für 20 bis 30000 Thlr. solcher Federn nach Kopenhagen verschicken. Man stellet diese Jagd auf zweierlei Art an, wovon die eine so gefährlich ist, als die andere. Die Jäger fahren mit einem Kahn an den Fuß eines Felsen. Einer von ihnen sucht, durch Hülfe einer Stange, womit seine Kameraden ihn unterstüzzen und aufheben, die erste sichere Stelle, worauf er treten kann. Sobald er spürt, daß er fest auf seinen Beinen stehet, läßt er einen Strick hinab, woran ein anderer sich fest hält, und hierauf ziehet er diesen nach

sich. Auf diese Art helfen sie sich wechselsweise von einem Absaze des Felsen auf den andern, bis sie an die unterschiedenen Stellen gekommen, wo die Vögel ihre Nester haben. Oft geschiehet es, wenn derjenige, dem man mit dem Stricke aufhelfen will, nicht festen Fuß finden kann, oder wenn er allzuschwer ist, daß er den mit herunterzieht, der ihm in die Höhe helfen wollte, und daß sie dann beide umkommen. Durch solch ein Unglück lassen sich andere aber nicht abhalten; sondern setzen mit der erstaunenswürdigsten Herzhaftigkeit ihr Geschäft fort. Sobald beide Jäger auf die Spitze des Felsen gekommen, stellen sie daselbst Netze aus, und suchen dann alle Nester auf. Die jungen Vögel nehmen sie alle heraus, und die Alten können den gelegten Netzen nicht entgehen. Ist die Witterung schön, und das Wildpret häufig, so verweilen einige von solchen Jägern ganze Wochen lang unter dem Felsen; andere hingegen, die ihnen täglich ihr Essen zubringen, tragen die gemachte Beute nach Hause. Es gibt Felsen, denen auf der Meerseite gar nicht beizukommen ist, obgleich diese Seite für die Jagd am einträglichsten ist, weil sie die Vögel besonders wählen, ihre Nester dahin zu bringen. In diesem Fall bemühen sich die unerschrockenen Jäger von der Landseite erst die Spitzen der Felsen zu erklettern; hernach lassen sie sich vermittelst eines zolldicken Taues, von der Spitze herab. Diesen Tau schlingen sie um den Leib und ziehen ihn zwischen den Beinen durch. Die Kameraden lassen den Tau gemächlich herunter, und der abfahrende Jäger hält ein dünnes Sail in der Hand, wodurch er Zeichen geben kann, wenn er tiefer herabgelassen, in die Höhe gezogen sein, oder

eine Weile anhalten will. Der Tau reißt oft grosse Steine los, denen man aber durch geschicktes Balanciren, noch wohl ausweichen kann. Eine sehr dicke Mütze schüzt ihn wider die Beschädigung, die er von kleinern Steinen bekommen würde. Es gibt Felsen, welche mehr als hundert Ruthen (die Ruthe zu 16 Fuß angenommen) über das Meer hervorragen, und um welche her von allen Seiten sich Abgründe zeigen. An diesen befestiget man von einer Klippe zur andern dicke starke Seile, welche man die ganze Jagdzeit, die gemeiniglich den Sommer hindurch fortdauert, daran liegen läßt. Ehemals hatte man in diesem Lande ein Gesez, welches denen ein ehrlich Grab versagte, die das Unglück gehabt, auf dieser Jagd umzukommen; weil man diese Todesart für einen Schimpf der Familie hielte. Um diese Schande auszulöschen, war der nächste Verwandte des Verstorbenen verbunden, eben diese Stelle zu erklettern, wovon der vorige herabgestürzt war, und sich gleicher Lebensgefahr auszusetzen. Jezt aber ist dieses barbarische Gesez aufgehoben.

Hier fragt Mina (ein Mädchen von 11 Jahren) l. Vater, was sind dann das vor Vögel, um welche sich der Isländer und besonders die Jäger in jenen Gegenden so viel Mühe geben, und öfters in Lebensgefahr ja gar oft um ihr Leben selbst kommen?

Vater. Man heißt ihn Eidervogel; es ist eine Art Ente, wovon das Männchen aber die Grösse einer Gans hat. Das Weibchen legt fünf bis acht Eyer in ein Nest von Moos, welches sie aber mit ihren eigenen Pflaumfedern so sie sich ausrupft, sanft und weich macht. Wenn es zum Fraße ausfliegt, so deckt es das

Nest hübsch zu, und stellt das Männchen zur Schildwache hin. Allein da kommen die wilden Raben und Krähen, und saufen so manches Ey aus. Der gefährlichste Feind der Eier dieses Vogels, ist der Einwohner dieser Länder selbst. Er klettert mit Lebensgefahr die steilsten Felsen, hinauf, und nimmt des Schreyens und ängstlichen Herumflatterns (wie das Kupfer versinnlichet) des Männchens ungeachtet die Pflaumen sammt den Eyern weg. Das Weibchen aus Liebe zur Nachkommenschaft legt nochmal Eyer, und rupft sich wieder die Federn aus; und da kömmt der geitzige Isländer wieder, und stiehlt Federn und Eyer nochmals weg.

Mina. Ach! das ist aber recht unbarmherzig.

Vater. Das traurige Männchen macht das Nest wieder zurechte; weil sich die Gattin von ihren Federn schon ganz entblößt hat; so rupft es sich die Pflaumfedern auch aus, und kleidet das Nest damit; dann legt das Weibchen noch einmal Eyer drein, und nun kömmt der diebische unbarmherzige Einwohner zum Drittenmale.

Mina und Lottchen. O das ist unmenschlich, das ist abscheulich!!

Vater. Und raubt die Federn wieder; die Eyer aber läßt er diesmal darinn, nicht aus Menschlichkeit, nein, nur aus Eigennuze, um die Brut nicht ganz zu vertilgen, um auf das Künftige desto mehr Federn stehlen zu können. Und deswegen ist es auch bei Lebensstrafe verboten, einen solchen Vogel zu tödten. Die Einwohner in Norwegen, die Isländer u. s. w.

sammeln also die Pflaumfedern, so man Eiderdunen nennt, und verkaufen sie.

Sehet meine lieben Kinder! solche Mühe und Lebensgefahr kostet es jene Einwohner, und so vielen Schmerzen und Kümmerniß den armen gutherzigen Vogel um unsern weichlichen Reichen ein sanftes Lager zu machen.

Der Fürst und der Bauer.

Tab. X. Fig. 24.

Der Prinz Ludwig Eugen von Wirtemberg (nachmaliger regierender Herzog) besuchte im Jahr 1765. die Helvetische Gesellschaft im Bade zu Schinznacht. Er bezeigte ein Verlangen, den arbeitsamen, mäßigen, weisen, schweizerischen Bauern Jakob Gujer, sonst Kleinjoog genannt, (von Weddinschweil im Kirchspiel Uster des Kantons Zürich) zu sehen. Als dieser der Einladung folgte und ankam, so gieng der Prinz von allen Mitgliedern der Gesellschaft begleitet, ihm entgegen, umarmte den Bauern, und sagte: es freuet mich, dich zu sehen, Kleinjoog, nachdem ich von dir so viel Gutes gehört. Mich freut es auch, euch zu sehen, Herr Prinz, versezte der Bauer. Es ist gar schön, wenn grosse Herren zu uns armen Bauern heruntersteigen. Ich steige nicht zu dir herunter, ich steige zu dir hinauf, du bist besser als ich. Thränen zitterten hiebei dem menschenfreundlichen Prinzen in den Augen. Kleinjoog ward bestürzt, sagte aber bald wieder freymüthig, wir sind beide gut, wenn jeder von uns thut, was er soll. Nach langem und herzlichem Gespräche nahm Kleinjoog mit kurzem und ungekün-

steltem Danke für die erzeigte Liebe, Abschied; fügte sein „nun behüte euch Gott," hinzu, bot dem Prinzen die Hand und wollte fortgehen. Der Prinz drückte ihm ein Goldstück in die Hand. Was soll das sein? sagte Kleinjoog mit sanftem Lächeln. Ein kleines Geschenk zum Andenken der Freude, die du mir gemacht hast, sagte der Prinz. Kleinjoog betrachtete es, und versezte, Geld habe ich nicht nöthig, wenn ich arbeite, habe ich dessen genug, und Freude habe ich eben so viel gehabt als ihr; das versäumte werde ich bald einbringen, weil mein Eifer sich verdoppelt, daß ich sehe, daß auch grosse Herrn uns Bauern deswegen lieben. Unkosten habe ich weder hier noch auf der Reise gehabt, mit einem Stück Brod bin ich hieher gekommen, ein Stück Brod wird mich wieder nach Hause bringen. Ich danke nichts desto weniger für eure Freundlichkeit. Behaltet aber euer Geld, fügte er mit ernsthafter Miene hinzu. Sobald man durch andere Wege Geld sucht, als durch Arbeit, ist man verloren. Der Prinz stekte sein Geld in die Tasche, und gestand hernach, er habe sich in seinem Leben nie so arm gefühlt, als in diesem Augenblick.

Die menschenfreundliche Herablassung dieses erhabenen Prinzen machte auf den Bauer Kleinjoog vielen Eindruck, er sagte, er habe in dessen Umgange viel Lehrreiches und Erfreuliches gefunden. Als ihm eröffnet wurde, daß die Schilderung seines Karakters der Welt sollte bekannt gemacht werden, so sagte Kleinjoog mit ungezwungenem Lächeln: thut es immerhin; wenn ihr glaubt, damit einen Nutzen zu schaffen. Ich werde dadurch weder schlimmer noch besser, ob man mich lobt oder tadelt.

Der Zustand der Welt, die Sitten der Völker, und ähnliche Kenntnisse reizen seine Neugier gar nicht. Er denkt blos über das nach, was zu dem Kreise seiner Geschäfte, und zur Bestimmung eines Landmanns gehört. Man kann aus seinen Reden eine Menge Denksprüche sammeln, die wegen ihrer Neuheit und Stärke, Bewunderung erregen. Z. B. 1) Ein fleissiger Bauer hat kein Fehljahr. 2) Zieht Vortheil aus der Zeit, man kann sie nicht kaufen, und kommt nie wieder zurück. 3) Denkt, die Trübsalen, welche euch in diesem Leben aufstossen, sind das Salz, welches euch den Genuß desselben würzt. 4) Helft euren Mitbrüdern, wenn ihr helfen könnt; blosses Mitleiden nüzt ihn nichts. 5) Liebt jeden ohne Unterschied: auch unter des Türken langem Rock kann ein edles Herz schlagen. 6) Seid sparsam! denn die Verschwendung stürzt auch den Reichsten bald in Armuth. 7) Gewöhnet euch bei Zeiten an die Arbeitsamkeit. Der Müßiggang führt zu Lastern, und in das Verderben. 8) Flieht den Umgang mit Bösen, ihre Laster sind ansteckend, wie eine Seuche. 9) Seid mäßig in euren Begierden, in euren Leidenschaften. Ein siecher ausgemergelter Körper ist der Lohn der Unmäsigkeit. 10) Hört nie auf euch zu verbessern, lernt klüger und weiser zu werden. 11) Erkennet den der euch tadelt, als euren Freund. Nur der Heuchler sucht unsere Fehler zu decken. 12) Ertrage immer einer des andern Fehler. Menschen sind nie ganz davon frei u. s. w. 13) Harte Arbeit ist keine Mühe, die unglücklich macht, und muß nicht dem durch Lohn gedungenen überlassen werden. 14) Das erste in allen Handlungen sei, den nächsten Weg

zu gehen. 15) Eure Religion sei diese: arbeite getreu in deinem Berufe. Thue allemal das, was du in diesem Augenblick empfindest, daß du thun solltest. Erwarte keinen Segen zum Lohn, als nur nach einer überlegten und getreuen Arbeit. 16) Der Heiland hat uns den Himmel verdient, dafür hat er gesorgt. Vom Menschen fordert er, daß er recht handle. Das ist des Menschen Geschäfte. Durch Befolgung dieser Grundsätze ist Kleinjoog dahin gekommen, daß er gewöhnlich sagt: ich habe noch niemand gesehen, mit dem ich sein Glück vertauschen möchte; und habe noch nie weder Nothwendigkeit, noch Begierde empfunden, einem andern das Seine zu rauben. Und es kann auch dieser Kleinjoog zu einem merkwürdigen Beispiel dienen, wie die Vorsehung redliche Arbeit segnet. Sein Gut trug ihm immer mehr ein. Die hohe Landesobrigkeit trug ihm aus eigner Bewegung, die Aufsicht über einen weitläufigen Lehnhof auf, der seine Verbesserung zwar forderte, seine Besorgung mehrte, aber auch durch guten Gewinn seine Arbeit segnete. Mit dem Anwachs seiner Familie erhielt er die Hülfe so vieler arbeitenden Hände, denn seine Kinder hatten gelernt, in der Arbeit allein ihr Vergnügen zu suchen. Mit seinem Grundsaz seine Kinder und Kindeskinder in einer Haushaltung vereint zu erhalten, stimmen die Gesinnungen der Söhne vollkommen überein.

Kein angebotenes Glück ist vermögend, sie von einem Vater zu trennen, dessen Erziehung für sie so gesegnet gewesen. Die Töchter der reichsten Landleute, welche seine Söhne geheurathet, nehmen die Sitten seines Hauses an, und so verbreitet sich die

Glückseeligkeit auf seine Nachkommen, und einen beträchtlichen Theil der Landwirthschaft. So ermunterte er auch den Fleiß in andern Arbeiten. Wenn die Bauernweiber oder Mädchen Wollenzeuge, oder Leinen vorzeigten, das sie verfertigt hatten; so gab er ihnen mehr dafür, als sie gefordert hatten; und gebrauchte dasselbe lieber als alles andere, wenn es gleich nicht so gut war, als er es sonsten bekommen hätte. Armen Kärnthern, die in Holz arbeiteten; und Pflüge, Eggen u. drgl. Ackergeräthschaft verfertigen, kaufte er solches ab, wenn er es gleich nicht nöthig hatte; blos um ihnen Nahrung zu geben; dahingegen war er gegen Müßiggänger unerbittlich. Er versagte nicht allein ihnen allen Beistand, sondern beförderte sie auch gern an solche Orte hin, wo sie zur Arbeit gezwungen werden konnten. Noch jezt steht nicht nur sein Andenken in grosser Hochachtung, und die Gegend selbst unterscheidet sich noch von andern durch die Früchte, welche seine Bemühung hervorgebracht.

Ein Luftball.

Tab. X. Fig. 25.

Mit dem Aufsteigen eines Luftballons hat es dieselbe Bewandniß, als mit den Wasserblasen. Wir werden nämlich zuweilen gewahr, daß in einem Glase mit Wasser sich an den Seiten des Glases mitten im Wasser kleine Bläschen ansetzen, die bei der kleinsten Erschütterung in die Höhe fahren, und an der Oberfläche zerplatzen. Die Ursache davon ist, weil sie durch Erschütterung, wo sie anhängen, losgerissen werden, und da sie leichter sind als das Wasser, oder so viel Wasser, als in ihrem Raum sein könnte, von demselben in die Höhe getrieben worden. Wenn nun eine hohle Kugel in der Luft in die Höhe getrieben werden soll, so muß sie also auch leichter sein, als die sie umgebende Luft, oder als die Luft, die ihren Raum sonst einnehmen würde. Dies wird nun auf folgende Weise bewerkstelliget. Man verfertiget einen Ball von Taft, Leinewand oder Papier, den man zusammenleimen kann, und der dann mit einem Firnisse gut überstrichen sein muß, damit die hinein gebrachte dünne Luft nicht durch die Zwischenräumchen ausfließen könne.

Die

Die Füllung desselben kann auf zweierlei Weise geschehen: erstlich mit blos verdünnter Luft. Man hängt nämlich die Kugel an eine hohe lange Stange und legt sie unten auf ein hölzernes Gerüste ganz regelmäsig so zusammen gefaltet, daß ihre Oefnung herabwärts gekehrt ist. Unter dieser wird nun Stroh angezündet, wo dann der Dampf die Luft verdünnet und in den Ball hineinschlüpft. Je weniger das Stroh dampft oder raucht, desto besser ist es. Der Ball bläht sich davon auf, steigt empor, wird aber nicht eher fortgelassen, als bis er durchaus angefüllt ist; darauf wird die Oefnung schnell zugemacht, die Stricke losgehauen, der Ball steigt nun in die Höhe, ist der Luft Preis gegeben, und ein Spiel des Windes. Hierbei ist aber viel Vorsicht nöthig, daß das Strohfeuer nicht den Ball erreiche, und ihn selbst anzünde, welches zuweilen der Fall gewesen ist. Die andere Art von Füllung ist zwar besser aber auch viel kostbarer, und dieses geschieht mit firer oder brennbarer Luft, dergleichen in den Pfitzen, Sümpfen und Morästen steckt: sobald diese Luft in dem sumpfigen Ort, wo sie eingeschlossen ist, in Bewegung gebracht und ihr freier Lauf gemacht wird, zeigt sie sich in aufsteigenden Blasen, welche von ihrer Ausdehnung zerplatzen. Man kann sie mit einem Glase auffangen, und wenn dieses sogleich verstopft wird, aufbewahren. Sie heißt auch brennbare Luft, weil sie sich sogleich entzündet, wenn Feuer dazu gebracht wird, welches bei genugsamer Menge von Luft, die sich auf einmal entzündet, mit einem starken Knall geschieht. Die Kunst weiß hier die Natur nachzuahmen, und ebenfalls solche Luft her-

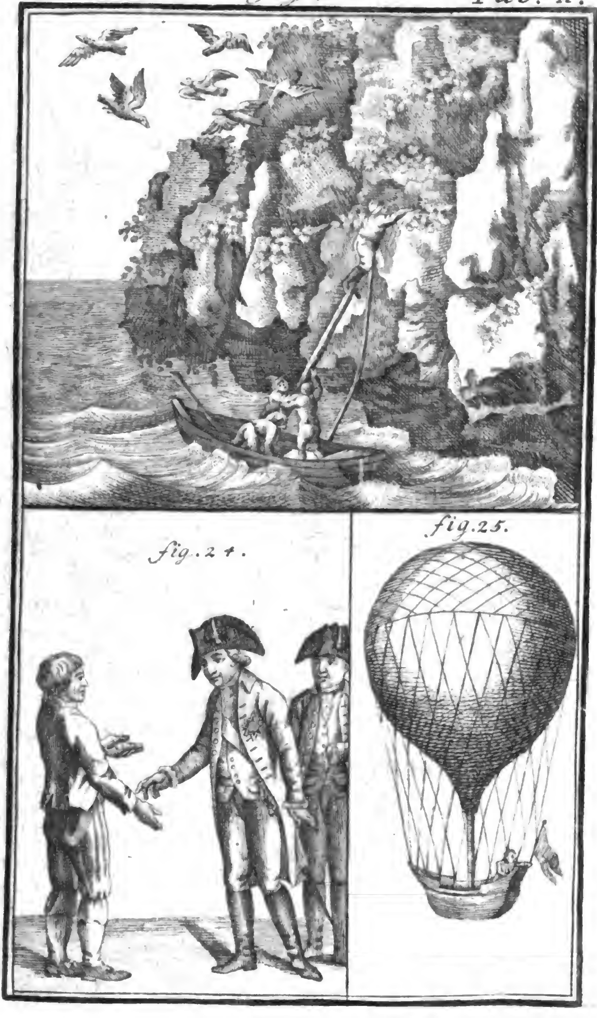
vorzubringen; wenn man nämlich Vitriolgeist auf Eisenfeilspäne gießt, so entwickelt sie sich daraus, steigt in die Höhe, und läßt sich in Flaschen und andere Gefäße sperren. Diese Luft nun ist wenigstens viermal leichter, als die gewöhnliche Luft, folglich muß ganz natürlicher Weise ein damit gefüllter Luftball in die Höhe steigen: die mit Strohfeuer verdünnte Luft ist nun um etwas mehr, als die Hälfte leichter, als gemeine Luft. Soll nun ein Luftball mit dieser künstlichen Luft angefüllet werden, so muß er von Taft und gut überfirnißt seyn. Wenn der Ball in die oben beschriebene Stellung gebracht worden, so nimmt man ein Gefäß, welches von Glas oder Porcellan sein muß, und nicht Metall, weil dieses von der Vitriolsäure angefressen wird, schüttet die Eisenfeilspäne hinein, giesset vermittelst einer durchs Wasser gehenden Röhre den Vitriolgeist darauf, und verwahret das Gefäß gut, daß die brennbare Luft nicht herausdampfen kann. Durch eine Röhre wird nun aus diesem Gefäße die brennbere Luft in den leeren Ballon geleitet. Ein mit solcher Luft gefüllter Ballon steigt schneller, und erhält sich länger in der Höhe, als wenn er blos mit verdünnter Luft angefüllt ist, weil jene Luft weit leichter, als diese ist. Will ein Mensch die Luftreise mit antreten, so wird unten eine kleine Gondel von leichtem Holz angehängt, worinn eine oder zwei Personen hineinsteigen, so bald die Füllung geschehen ist. Darauf werden die Stricke, woran der Ballon unten befestigt worden, auf einen Hieb losgehauen, und der Ball fliegt mit dem, was daran hängt, in die Höhe. Der Luftschiffer kann nach Belieben seinen Ball höher treiben, oder sinken lassen; im ersten Fall läßt er noch mehr Luft hinein auf eine von

den zweierlei beschriebenen Weisen, da er dann höher steigt, oder vermittelst einer Klappe Luft heraus, worauf er zu sinken beginnt: nach seinem Gefallen aber den Ball zu lenken, ist bis jezt noch unmöglich gewesen, sondern er muß sich auf Glück dem Winde Preis geben, wohin er ihn führt. Diese ganze in Abgang gekommene Erfindung (die Alten wusten ebenfalls auch von dem Luftschiffen, und bauten über ihre Gundeln zwei Ballons) sind wir den Franzosen schuldig, und in Frankreich giengen im Jahre 1783. zum erstenmale Menschen mit in die Höhe, unter denen sich ebenfalls ein Franzose, Namens Blanchard, sehr ausgezeichnet hat, theils durch seine vielmals wiederholten Luftreisen an verschiedenen Orten, theils durch seine kühne Verwegenheit, indem er von England aus über die See, welche wegen ihrer Enge der Canal daselbst genannt wird, aber doch wenigstens 5 bis 6 deutsche Meilen bereit ist, nach Frankreich glücklich mit seinem Ballon und günstigen Winde hinüber schiffte.

Wie ehrenvoll rufen wir hier aus, wie ehrenvoll ist unser achtzehentes Jahrhundert von seiner Bühne abgetretten, wie stolz kann es antworten, wenn es gefragt wird: „Was hast du gethan?“ „Ich habe die Gestalt der Erde bestimmt, ich habe dem Donner Troz bieten gelehrt; ich habe den Bliz, wie Champagner aus Bouteillen gezogen; ich habe Thiere aufgefunden, die an Wunder selbst die Fabel der Lermäi-

schen Schlange übertreffen; ich habe Fische entdeckt, die, was der olympische Jupiter nicht konnte, die Schwächern, selbst unter dem Wasser, mit unsichtbarem Blitz tödten; ich habe durch Büffon nnd Linnee die ersten brauchbaren Inventare über die Werke der Natur entwerfen lassen, ich habe einen Kometen wiederkehren sehen, den mein Herschel entdeckt hat, statt einer einzigen Luft, die meine Vorfahren kannten, zähle ich dreizehn Arten: ich habe Luft in feste Körper verwandelt, ich habe Quecksilber geschmiedet; ungeheure Lasten mit Feuer gehoben; mit Wasser geschossen, wie mit Schießpulver; Stahl mit brennendem Zunder wie Wachs fliessend gemacht; ich habe Glas unter dem Wasser geschmolzen; das Gold von seinem Thron, den es als schwerster Körper Jahrtausende usurpirte, herunter geworfen, und weisses Metall eingesezt; ich habe eine neue Art Fernröhre angegeben, die selbst der grosse Newton für unmöglich hielt; ich habe die Pole des natürlichen Magneten in einer Sekunde umgekehrt, und wiedergekehrt; ich habe eine Fernschreibmaschine entdeckt, u. s. w.; einen mächtigen und geehrten Orden gestürzt; einen neuen ungeheuren Staat in eine Republik umgeschaffen, und überhaupt der politischen Welt eine ganz andere Form gegeben; einen fünften Welttheil, und viele ärostatische und mathematische Maschinen entdeckt!

Auch habe ich einen Peter den Ersten, Catharina II., Friedrich den Einzigen, Joseph II., Leibniz, Newton, Euler, Winkelmann, Mengs, Harrison, Cook, Voltaire, Klopstock den Dichter der Messiade, Kant den Schöpfer einer neuen Philosophie ꝛc. hervorgebracht.


fig. 23.
Tab. X.
fig. 24.
fig. 25.

Woltemade oder der Schiffbruch.

Tab. XI. Fig. 26.

Bei dem Vorgebürge der guten Hoffnung lag ein Schiff vor Anker, welches nach Batavia segeln wollte, und nur noch auf einen guten Wind wartete. Allein es entstund ein entsezlicher Sturm, welcher zwei Tage und zwei Nächte in einem fort wüthete, die Masten zerbrach, die Seegel und die Ankerseile zerriß, und das Schiff bald hoch in die Luft hob, bald wieder in den tiefen Abgrund hinunter warf. Endlich blieb es auf einer Sandbank sitzen, und nun wurde ein Stück desselben nach dem andern von den Wellen losgerissen. Dies sahen die Einwohner eines Dorfs, welches nahe an der Küste lag. Gerne wollten sie den Unglücklichen, welche auf dem Schiffe waren, helfen; aber sie hatten kein Fahrzeug. Unter ihnen war Woltemade, ein alter Bauer von 70 Jahren — dieser läuft, ohne ein Wort zu sagen, nach seiner Hütte, wirft sich auf sein Pferd, eilt nach der Küste zurück, ruft sie her: „Menschen, laßt uns Menschen retten!" schwimmt mitten durch die hohen Woogen auf 300 Schritte weit bis an das Schiff, und ruft den Elenden Trost und Hilfe zu. „Zwei von euch, sagt er,

springen herab, und fassen den Schweif meines Pferdes an, Gott wird uns helfen: dann komme ich wieder und hole mehrere, und eilig hängen sich zwei an des Pferdes Schweif, und der Greis schwimmt mit ihnen durch. Kaum hat er sie glücklich ans Ufer gebracht, so stürzt er sich von neuem in das brausende Weltmeer, ruft abermals zwei Gefährten zu seiner gefährlichen Reise vom Schiffe herab — kommt abermals glücklich ans Ufer, und fährt auf dieselbe Weise fort, bis er vierzehn Menschen gerettet hat. Die Geretteten beteten ihn beinahe an, und seine Anverwandten, seine Freunde beschworen ihn mit Thränen, sich der Gefahr nur nicht abermals auszusetzen. — Aber da war kein Haltens — Woltemade hört und sieht auf nichts, als auf diejenigen, die noch in Gefahr sind; reißt sich abermals los, schwimmt zum Schiffe hin, um wieder ein paar abzuholen. Unglücklicherweise wirft, seinem Verbot zuwider, sich noch ein Dritter herab; ergreift im Fallen den Zügel des schon entkräfteten Pferdes; zieht mit demselben das arme Thier in den Abgrund hinunter, ersäuft sich selbst, seine beiden Gefährten, und — o Jammer! auch den vortreflichen Woltemade.

Eine ähnliche Geschichte ereignete sich im Jahr 1776. bei einem fürchterlichen Sturme in den Gewässern von Danzig. Der Kapitain Richardson, der ein englisches Schiff anführte, hatte eine ganze Nacht hindurch unaussprechlich viel davon auszustehen, und nach einem langen und schweren Kampfe lief er endlich bei anbrechendem Tage in den Hafen ein. Allein es war ihm nicht genug, das ihm anvertraute

Schiff gerettet zu haben. Er kümmerte sich, als er die Leute der nämlichen Gefahr ausgesezt gesehen hatte. Er begab sich sogleich zu einem Schiff, das er vor Anker liegend fand, und benachrichtigte dessen Hauptmann, daß er sechzehn Personen wahrgenommen habe, die auf dem Verdeck eines gescheiterten Danziger Schiffs Gefahr liefen, von den Wellen verschlungen zu werden, wenn ihnen nicht die schleunigste Hülfe geleistet würde. Allein dieser fand den Versuch, sie zu retten, allzu gefährlich. — „Nun denn, wenn du nicht Muth genug dazu hast, sagte Richardson, ob er wohl ganz kraftlos war, so will ich es wagen. Gib mir nur deine Leute, weil die Arbeit die meinigen gar zu sehr ermattet hat.“ Auch dieses ward ihm versagt. Er verlangte nun nur das Boot des andern, weil das seinige kleiner war. Aber auch dieses wollte der Unmensch nicht für die Rettung von 16 seiner Mitmenschen aufs Spiel setzen. Richardson voll Unwillens, verläßt dieses Schiff, kehrt auf das seinige zurück, und sagte zu seinen Bootsknechten; „Engländer! ich finde hier Menschen ohne Muth! Laßt uns „zeigen, daß es uns nicht daran fehlet! Laßt uns „diesen Unglücklichen, die ihr gesehen habt, zu Hülfe „eilen.“ Flugs wird das Boot ins Wasser gesezt, er verläßt den Hafen, und rettet auf dreimal die sechzehn Personen mit größter Lebensgefahr. Seht, lieben Kinder, wie die Wohlthaten, die ihr euren nothleidenden Nächsten erweiset, nicht im Dunkeln bleiben, sondern von einer guten Bildung des Herzens und Erziehung der Jugend zeugen; wie Gott und Menschen Wohlgefallen daran haben. Ja, euer eigenes Gewis-

sen ist euch schon Belohnung genug, wenn euch arme Leute nichts dagegen erweisen können.

Beschreibung und Kampf eines Tiegers mit einer Riesenschlange.

Tab. XI. Fig. 27.

Ich erzähle euch meine Lieben, eine Geschichte, worüber ihr erstaunen werdet; seid aber versichert, daß ich keinen Umstand vergrössere, sondern blos erzähle, was ich aus einer glaubhaften Reisebeschreibung ausgehoben habe, was jener Reisende und mit ihme noch mehrere Personen gesehen, und ganze Tage betrachtet haben. Auf Befehl meiner Obern (sagte der Reisende) begab ich mich vor einigen Jahren nach der Insel Ceylon, um ein gewisses Geschäft auszuführen. Ich wohnte am Ende der vornehmsten Stadt dieser Insel, und konnte in den Wald sehen. Nicht sehr weit von meiner Wohnung war ein kleiner Hügel, auf welchem einige grosse Palmbäume standen, welche alle Morgen meinen Augen viel Vergnügen schafften. Als ich einmal des Morgens meine Augen auf sie warf, schien mir ein dicker Zweig derselben allerhand wunderliche Bewegungen zu machen; er drehte sich von einer Seite zur andern, neigte sich auf die Erde, zog sich wieder zurück, und verlor sich unter den übrigen Zweigen, da es doch windstill war. Ich hatte allerhand Gedan-

ken, als eben ein Ceyloneser mich besuchte. Ich zeigte ihm, was mich in Verwunderung sezte. Er sah es an, wurde ganz blaß im Gesichte, und wollte vor Schrecken zur Erde sinken. Er bat mich, den Augenblick alle meine Thüren und Fenster zu verriegeln und zu verwahren: denn was ich für einen Zweig eines Baumes hielt, wäre eine Schlange von ungeheurer Grösse, welche in solchen Bewegungen sich belustige, und auf die Erde schiesse, um Beute zu machen. Ich erkannte bald, daß er die Wahrheit gesagt; denn nicht lange nachher sah ich, daß sie ein kleines Thier von der Erde ergriff, und mit sich zurück unter die Zweige des Baums nahm. Als ich mich näher bei ihm nach diesem Ungeheuer erkundigte, sagte er mir, daß ihnen dasselbe auf dieser Insel mehr als zu viel bekannt sei; es pflegte sich sonst mitten in den Wäldern aufzuhalten, und aus einem bewachsenen Baume auf die vorbeigehenden Menschen oder Thiere herabzuschiessen, und dieselben lebendig zu verzehren. Wir versammleten uns darauf an der Zahl zwölfe, und ritten wohlbewaffnet hinter ein dickes Gebüsche, von da wir die Schlange mit unsern Schießgewehren erreichen konnten. Als wir sie nun in der Nähe betrachteten, und ihre ungeheure Größe, welche in der Entfernung uns nicht so groß vorgekommen war, wahrnahmen, unterstund sich keiner von uns, aus Furcht, einen Fehlschuß zu thun, nach ihr zu schießen. Alle Ceyloneser, welche bei mir waren, gestanden, daß sie alle die Schlangen, welche sie gesehen hätten, an Größe überträfe. Schönheit und Schrecken war bei ihr so vermischt, daß ich es nicht beschreiben kann. Sie war dicker, als ein magerer Mensch im Leibe ist, schien aber doch nicht fett,

zu seyn, und dem Verhältnisse zur Dicke, war sie sehr lang. Sie hieng sich mit ihrem Schwanze an einen der öbersten Aeste des Baums, und reichte mit dem Kopfe auf die Erde. Sie war ausserordentlich geschwind, und machte tausend Drehungen mit ihrem Körper, in der grösten Geschwindigkeit; Sie kam herab, wickelte den Schwanz um den Stamm des Baums, und legte sich auf die Erde, so lang sie war, im Augenblick hatte sie sich unter die Aeste des Baums wieder verloren. Mitten unter diesen Luftspringen sahen wir sie mit ungemeiner Schnelligkeit sich zurückziehen, und unter den Zweigen stille liegen. Wir erkannten bald die Ursache davon; denn ein kleiner Fuchs, welchen sie gesehen haben muste, wollte vor dem Baume vorbeigehen, auf welchen sie herabschoß, und in wenigen Minuten aussog. Sie lekte mit einer breiten Zunge von schwärzlicher Farbe an seinem Fleische herum, und legte sich gemächlich auf die Erde nieder; doch blieb der Schwanz um den Stamm des Baums gewickelt. Sie war überall wie ein Crocodill, mit Schuppen bedeckt. Der Kopf war grün, mit einem breiten Flecken in der Mitte, und gelben Streifen um die Kinnbacken. Um den Nacken gieng ein gelber Zirkel, gleich einem goldenen Halsbande, hinter welchem ein anderer großer schwarzer Flecken war. Die Seiten waren von dunkeler Olivenfarbe, und auf dem Rukken lief eine breite schwarze Kette herab, welche an den beiden Enden eine wellenförmige und grasse Gestalt hatte. Um dieselben wechselten schmale fleischfarbige und breite Zirkel von hellgelber Farbe, ab, welche aber nicht gerade fortgiengen, sondern mancherlei Einbeugungen machen, und mit grossen runden und

länglichen Flecken von blutrother Farbe besprüzt waren. Der Kopf war sehr platt, aber ungemein breit; die Augen schröcklich, groß und durchdringend. Ich merkte diese Farbe an ihr wenn sie sich nicht bewegte; wenn sie aber in den Sonnenstrahlen ihre Luftsprünge machte, so waren jene noch weit schöner, und eine wunderliche Mannigfaltigkeit und Abwechselung derselben belustigte die Augen. Als wir sie genug betrachtet hatten, schossen wir nach ihrem Kopfe; ob sie aber denselben in dem Augenblicke bewegte, oder ob wir nicht recht sahen, weiß ich nicht, genug, wir hatten sie nicht getroffen, und sie zeigte auch nicht die geringste Furcht, sondern blieb auf der Erde liegen. Unsre einmüthige Entschliessung hierauf war diese, weil es Abend zu werden anfieng, nach Hause zu gehen und den folgenden Tag in stärkerer Anzahl wieder zu kommen. Die Ceyloneser schienen dieses Geschöpf wohl zu kennen: sie nannten es Anocendo, und redeten schon von der Zubereitung desselben zu einer Speise, weil sie sich keine geringe Hoffnung machten, es zu fangen, denn sagten sie, wenn es einmahl einen Baum sich zu seinem Aufenthalte wählt, so pfleget es denselben nicht sobald wieder zu verlassen. Wir versammelten uns den andern Morgen wieder hinter dem Gebüsche in einer weit grössern Anzahl, und hatten das Vergnügen, unsern Feind an seinem alten Orte wieder anzutreffen. Er schien sehr hungrig zu seyn, und wir sahen bald eine erstaunliche Wirkung davon. Ein Tiger, der nicht viel kleiner war, als ein junge Kuh, hatte das Unglück, unter den Baum zu kommen, auf welchem sich die Schlange aufhielt. Den Augenblick hörten wir ein schreckliches Geräusch in den Aesten des Baumes;

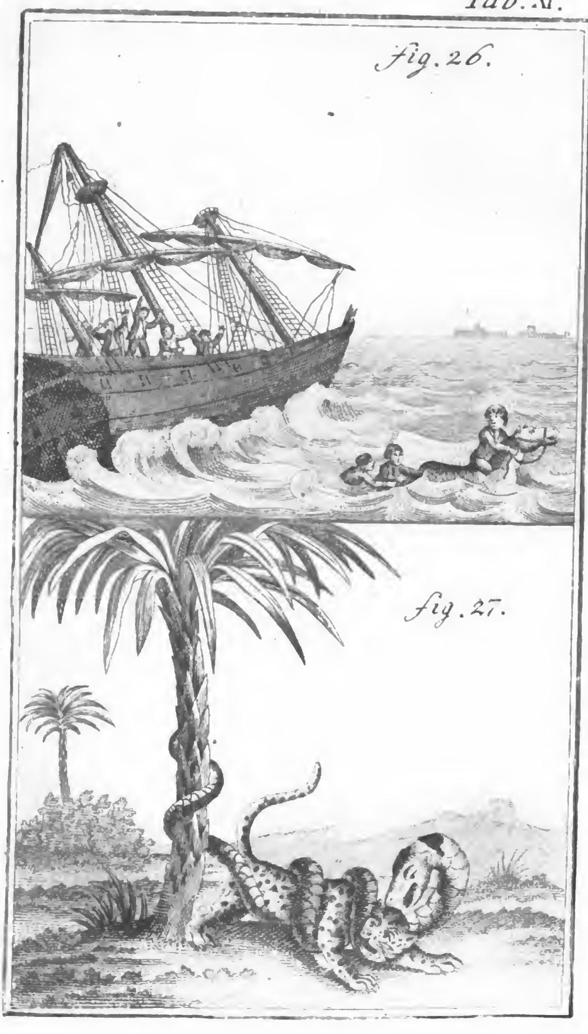
die Schlange schoß auf den Tiger, und fiel auf seinen Rücken ein unter den Schultern. Sie fassete in ihr schreckliches Maul ein Stück von dem Rücken, das grösser war, als eines Menschen Kopf. Der Tiger fing an, heftig zu brüllen, und wollte mit seinem Feinde fortlaufen, aber der listige und geschwinde Feind wickelte sich drei- oder viermal um den Tiger, und zog die Schlingen so fest zusammen, daß er bald in Todesängsten niederfiel. Als er nun auf diese Weise gefesselt war, ließ die Schlange den Rücken fahren, den sie gefasset hatte, zog sich weiter nach dem Kopfe herauf, öffnete ihren Rachen, so weit sie konnte, und umschloß damit das ganze Gesicht des Tigers, welches sie auf eine entsezliche Weise zerfleischte, und dadurch zugleich ihm die Luft benahm. Dieser erhob sich wieder, kehrte sich von einer Seite zur andern, und brüllete in dem Rachen der Schlange auf eine erbärmliche und fürchterliche Weise. Der Tiger war sehr stark und muthig, und ob er gleich seines Feindes nicht los werden konnte, so gab er ihm doch genug zu schaffen. Bald richtete er sich auf, lief ein paar Schritte fort, fiel aber durch das Gewicht, theils durch die fest gezogenen Schlingen der Schlange wieder nieder. Nach einigen Stunden schien er ganz entkräftet und todt zu sein. Die Schlange versuchte durch engere Zusammenziehung ihres um den Körper des Tigers gewickelten Leibes, seine Rippen und Knochen zu zerbrechen; allein, es wollte nicht gehen. Sie machte daher den Tiger los, und wickelte nur ihren Schwanz um den Hals, und schleppte ihn, wiewohl mit vieler Mühe nach dem Baume. Jezt konnte man den Nutzen des Baumes sehen.

Da der Tiger fast tod war, und nicht stehen konnte, so sezte sie ihn auf die Füße an dem Stamme des Baumes. Alsobald flochte sie ihren Leib sowohl um den Tiger, als den Baum, und zog sich mit aller Macht zusammen, bis eine Rippe nach der andern, ein Knochen nach dem andern, mit lautem Krachen brachen. Als die Schlange mit dem Leibe fertig war, machte sie sich an die Beine, welche sie auf gleiche Weise an vier bis fünf Orten zerbrach. Hierauf giengen viele Stunden zu. Am Hirnschädel versuchte sie auch ihre Kräfte, allein nach vielen vergeblichen Versuchen ließ sie ab; und weil der Tiger ihr nicht entlaufen konnte, begab sie sich unter die Zweige des Baumes zurück. Als unterschiedliche von uns den dritten Morgen wieder hinter das Gebüsche ritten, sahen wir keine Gestalt eines Tigers mehr; sondern ein rohes Luder, ohne Gestalt, mit gelbem Kleister überzogen, lag in einiger Entfernung von dem Baume, und die Schlange beschäftigte sich damit. Als sie den Braten zurecht gemacht hatte, schlürfte sie erst den Hirnschädel, hernach den übrigen Körper nach und nach hinein. Es kostete ihr dies nicht wenig Mühe, und es wurde Abend, ehe sie mit dem Tiger ganz fertig war.

Den vierten Morgen, als wir uns nach dem vorigen Orte begeben wollten, begleiteten uns viele Weiber und Kinder dahin, weil nun keine Gefahr mehr zu fürchten wäre, nachdem die Beute verschlungen war. Ich fand, daß es die Wahrheit sei. Denn die Schlange hatte sich überladen, daß sie sich weder zur Wehre setzen, noch fortlaufen konnte. Sie ver-

suchte zwar, sich bei unserer Annäherung auf den Baum zu schwingen, allein vergebens, und die Ceyloneser schlugen sie todt. Wir massen ihre Länge, welche sich auf drei und dreisig Fuß und vier Zoll belief. Die Ceyloneser zerschnitten sie, und machten ihr Fleisch, das weisser aussah, als Kalbfleisch, zur Speise zurechte, und rühmten den Geschmack desselben ungemein.

Tab. XI.



Der Wallfisch.

Tab. XII. Fig. 28.

Der Wallfisch hat an der obern Kinnlade statt der Zähne, hornichte Bleche, die man Barten nennet, und mitten auf dem Kopfe zwei Luftlöcher, vor den Augen; der Rücken ist ohne Finnen. Er ist das größte von allen Thieren, indem er oft ~~hundert~~ Fuß lang ist. Die untere Kinnlade ist weit grösser als die obere, die Augen liegen weit von einander, und sind nur klein, ohngefähr so groß, wie Ochsenaugen. Der Schwanz ist etwas in die Höhe gebogen, und drei bis vier Klafter breit (24 Fuß). Die Haut ist glatt, und gemeiniglich schwarz. Das Fleisch hat eine hochrothe Farbe, und ist mager, weil der häufige Speck zwischen der Haut und dem Fleische liegt. Aus diesem Specke wird der Thran gesotten, und aus den Barten wird das Fischbein geschnitten. Es gehen jährlich viele Schiffe nach dem Nordpole auf den Wallfischfang. Wenn die Schiffer einen Wallfisch kommen sehen, nähern sich ihm sieben bis acht Mann mit einer Schaluppe, wovon ihm einer einen scharfen Pfeil oder Harpun in den Rücken wirft; ist er auf solche Art verwundet, so schießt er mit sol-

cher Geschwindigkeit unter das Eis oder ins Wasser, daß das Tau, welches an der Harpune befestiget ist, und von der Schaluppe nachgelassen wird, beständig benezt werden muß, damit es nicht in Brand gerathe. Indessen hält der Steuermann die Schaluppe gerade nach der Linie zu, die der Fisch nimmt, damit sie nicht umgerissen werde, wenn sie seitwärts kommen sollte. Läßt der Fisch vor Mattigkeit mit seinen Streichen nach, so läßt sich nun die Schaluppe mit fortziehen, welche immer noch schnell genug geht; wird er still, so zieht man den Strick an, und nähert sich dem Fische. Schießt er aber unter die Eisfelder, wo die Schaluppe nicht nach kann; so muß man den Strick abhauen, und den Fisch fahren lassen: ins Treibeis aber folgt man ihm nach, und ist meist glücklich, kommt er wieder in die Höhe, ohne genug ermüdet zu sein, so wird ihm die 2te und 3te Harpune nachgeworfen, wobei man aber weder dem Schwanze, noch seinen Flossen zunahe kommen darf, mit denen jeder Schlag tödtlich ist, darauf taucht er wieder unter. Indessen rudern die andern Schaluppen voraus ihm zu begegnen, wo er wieder herauf kommen möge. Wenn er sich verwundet fühlt, so bläßt er entsezlich scharf, und zulezt Blut. Ist er endlich matt, so wird er mit zwei Klafter langen Lanzen erstochen, wobei die Schaluppen seinen Schwanz und Finnenschlägen geschikt auszuweichen verstehen müssen. Von seinen Arbeiten wird er so erhizt, daß er raucht, wenn er todt ist, sogleich zu sinken anfängt, und sich weisse Würmer in ihm zeigen.

Wann

Wann er darauf ans Schiff gezogen ist, so steigen die Speckschneider auf ihn, und schneiden den Speck mit langen Messern herunter, welcher in Tonnen geschlagen wird. Oft macht der Speck von einem Wallfische nebst dem Fischbeine eine völlige Schiffsladung aus, das übrige Aas läßt man treiben, und es wird den Vögeln, und Eis- oder Polbären zur Speise. Die Wallfische haben Lungen, welche sonst den meisten Fischen fehlen.

Der eigentliche grosse und fürchterliche Wallfisch hat viele Feinde, von denen einige selbst wirkliche Wallfische aber nur von einer andern Art sind. Z. B. den Norwall. Seine fürchterlichsten Feinde aber sind der Schwerdfisch und der Sägefisch.

Hievon eine kurze Beschreibung.

So ungeheuer groß auch der Wallfisch ist, so zittert er doch bei dem Anblik eines Sägefisches, springt auf eine ganz ausserordentliche Art auf die Seite, und muß sich entweder durch die Flucht, oder durch seinen starken, drei bis vier Klafter breiten Schwanz zu retten suchen. Dieser Sägefisch ist auch eine Art Wallfisch und hat auf beiden Seiten ein gezähntes Schwerdt an der vordersten Spitze seines Kopfes sitzen. Der Fisch ist neun bis zehn Fuß lang, die Säge eine Ehle lang, durchsichtig wie Horn, und die Zähne daran sehr spizzig und zuweilen anderthalb Zoll lang. Der Streit des Sägefisches mit dem Wallfische ist ein fürchterliches Schauspiel im Meere. Der Wallfisch, der nur seinen

Schwanz zur Vertheidigung hat, sucht damit seinen Feind zu schlagen. Trift er ihn, so schlägt ihn auf einmal todt; aber der weit schnellere Sägefisch weicht gewöhnlich diesem tödtlichen Streich aus: mit einemmale schnellt er aus dem Wasser in die Luft, fällt nieder auf seinen Feind, und sucht ihn entweder zu durchbohren, oder entzwei zu sägen, wovon dann das ganze Meer mit Blut gefärbt wird, welches aus den Wunden des Wallfisches hervorquillt, dieser wird endlich ganz rasend, und schlägt so wüthend mit seinem Schwanze um sich, daß die Schläge auf das Wasser ein entsezliches Getöse machen, wodurch aber der Sägefisch sich nicht im geringsten stören läßt, sondern immer zusägt, bis der Wallfisch endlich verscheidet.

Die Art des Wallfischfangs von den wilden Amerikanern ist folgende.

Zum Erstaunen ist die Geschicklichkeit und Dreistigkeit, sich dieses Ungeheuers ohne alle Waffen zu bemeistern. Sobald sie nämlich einen Wallfisch entdecken, stürzt sich einer ins Meer, schwimmt gerade auf den Wallfisch zu, und schwingt sich mit vieler Geschicklichkeit und Behendigkeit auf dessen Hals, doch mit der Vorsicht, daß er weder den Flossen, noch dem Schwanze zu nahe kommt. Wenn der Wallfisch sein erstes Wasser* durch die Sprüzlöcher ausgesprüzt hat, so erwartet der Wilde das Zweitemal nicht, sondern schlägt den Wallfisch mit einer Keule einen hölzernen Zapfen in das Blase- oder Naseloch; sogleich taucht er sich unter, und zieht den Wilden, der sich auf demselben fest hält, mit in die Tiefe. Der Wallfisch geht aber bald wieder auf die Oberfläche um Luft zu schöpfen, und dann

*nicht Wasser sondern Dampf & Dünste, von weiten gleichsam einem Rauch.

schlägt ihm der Wilde noch einen Zapfen in das andere Luftloch, dann fällt er auf den Boden des Meeres, wo er erstickt, weil er sein Wasser nicht ausstossen und athmen kann.

Der Eis- oder Polarbär.

Tab. XII. Fig. 29.

Der Eis- oder Polarbär ist weit grösser, als der bekannte Landbär. Er wird über vier Fuß hoch und acht bis zehen Fuß lang. Sein Kopf und aufgeschlizter Rachen (wie dies das Kupfer versinnlicht) und Hals ist gestreckter, die Schnauze rüsselförmig, die Augen klein und die Stimme mehr ein Gebrülle, als ein Brummen. Seine lange zottigten Haare sind schneeweis. Er hält sich nur am Nordpol auf, lebt von Seehunden, Fischen und vom Aas des schwimmenden Wallfisches und andern Seethieren, denen er auf dem Eis mit vieler Geschwindigkeit nachstellt, und greift auch ungereizt Menschen an. Einige Wintermonate bringt er in seinem Lager in Unthätigkeit zu. Man benuzt sein Fleisch, Fett und Fell.

Fang desselben.

Er wird auf dem Eise folgender Gestalt gefangen. Der Bär hält sich im dicksten Eise beständig ein Loch offen, woraus er auf das Eis kommen kann. Wenn die Sonne scheint, kommt er hervor. Der Fänger, welcher die Zeit schon weiß, sizt mit einem Speere in der Hand, hat ein Stück Eis vor sich, und hinter sich einen Hund. Sobald er den Bären gewahr wird, schiebt er sich, indem er immer das Stück Eis vor sich hin bewegt, auf den Bären zu, bis er nahe genug bei ihm ist. Alsdann springt er auf, und hezt seinen Hund, welcher den Bären von hinten anfällt, und ihn in seine Hinterfüße beißt. Anstatt davon zu laufen, oder den Menschen anzufallen, sezt sich der Bär auf den Hintern, um den Hund loszudrücken, und wagt es nicht, so lange er denselben sieht, aufzustehen. In dieser Stellung giebt ihm der Jäger mit seinem Speer einen Stich in die Seite. Ist derselbe nicht gleich tödtlich; so steht er auf, besieht sein Blut, und fällt todt nieder, weil er, wie man sagt, sein Blut gar nicht sehen kann.

Naturgeschichte des Kanguroo (Kanguruh).

Tab. XII. Fig. 30.

Die Pariser philosophische Wochenschrift beschreibt zwei aus London angekommene Thiere, deren Bildung, Instinkt und Lebensweise gleich sonderbar ist. Es sind dieselben zwei sogenannte Kanguroo. Die Beschreibung derselben wird für euch, meine Lieben, nicht ohne Interesse seyn, weil auch in unserm Vaterlande viel Sonderbares davon gesprochen wird, seit unser Durchlauchtigster Churfürst von Würtemberg einige derselben aus dem englischen Thiergarten in Richmond bekam, die vor einigen Jahren in der Churfürstlichen Wohnung zu Erlangen zu sehen waren, und jezt in der Menagerie in Ludwigsburg zu sehen sind. — Das ausschließliche Vaterland des Kanguroo ist die unermeßliche Insel Neu-Holland, das feste Land des fünften Welttheils Süd-Indien oder Polynesien genannt, wo man schon eine Menge unbekannter Pflanzen und Thiere beobachtete. Auf demjenigen Theile von Neu-Holland; dem die Engländer den Namen Neu-Süd-Wales gegeben haben, wurde das Kanguroo im Jahr 1770. von einigen Matrosen des Weltumseglers Cooke zuerst entdeckt. Sie erzählten ihrem Capitaine, daß sie auf

ihrer Jagd ein schlankes flüchtiges Thier von der Größe eines Windspiels entdeckt hätten, welches gleich einer Spizmaus geschrieen habe. Einige Tage darauf sahe Cooke selbst eines von heller Mausfarbe, und würde es seinem Körperbau nach, für eine Art von wilden Hund gehalten haben, wie er sagt, wenn es sich nicht durch seinen langen Schwanz, und mehr noch durch seine ungewöhnliche Art zu hüpfen, unterschieden hätte. Vom Windspiel konnte das Kanguroo nicht eingeholt werden, weil es über das lange und dichte Gras, welches den Hund hinderte, leicht und flüchtig weghüpfte. Der Schiffs-Lieutenant hatte das Glück, eines zu schießen, welches in Cooks Reisebeschreibung beschrieben, und — die Füße ausgenommen — richtig abgebildet ist. Capitain Philipp in seiner Reise nach Botany-Bay im Jahr 1787. und der Wundarzt White auf dieser Colonie gaben die Geschichte dieses Thiers im Zustand seiner Freiheit heraus. D. Shaw in seiner Thierlehre fügt derselben eine zergliedernde Beschreibung bei, die man für desto genauer halten kann, da der Naturforscher diese Thiere, die man seit einigen Jahren im Park zu Richmond und in London aufbewahrt, zu beobachten Gelegenheit hatte. — Wir heben das Merkwürdigste hier aus. — Das Kanguroo, obschon eines der grösten Thiere in Neu-Holland, ist nicht grösser als ein Schaaf, und sein Schwanz ist so lang, als der Leib. Der Körper ist mausfarbig; aber der Bauch ist gelblicht weiß. Der vordere Theil des Leibes steht in keinem Verhältniß mit dem hintern. Lezterer ist stark; der erstere dünn und niedlich, und verliert sich doch in den hintern so schön, daß es nicht leicht ein mahlerisches Thier geben kann. Der Kopf

gleicht einem jungen Gemsenkopf; die Ohren sind mittelmässig lang, und gerad und zugespitzt; die Augen groß und weit; der Hals dünne und gewandt. Es hat 24 Zähne, und die drei im Unterkiefer stehenden diken langen vorwärtsstehenden Zähne kann es willkührlich von einander entfernen. Von der Brust an wird der Körper allmählich diker, und gegen dem Schwanz hin und wieder dünner. Die Vorderbeine sind sehr kurz, und jeder der fünf Zehen am Vorfuß hat eine spizig gekrümmte Klaue. Die mittlere Zehe ist die längste, und die übrigen stuffenweise kleiner. Es bedient sich derselben nach Art der Affen gleich einer Hand zum Fressen, Scharren, Graben rc. Die Hinterbeine sind sehr stark und lang, und liegen nach ihrer ganzen Länge beim Aufrechtsitzen des Thiers auf der Erde. Beim ersten Anblick scheint es an den Hinterfüssen nur drei Zehen zu haben, weil unter der zweiten und dritten die erste und fünfte verborgen und so anliegend sind, daß sie mit denselben eine gespaltene Zehen vorstellen.

Das merkwürdigste am weiblichen Kanguroo ist ein Beutel am Bauch, worinn es die Jungen trägt. In demselben sind anch die zwei Brüste, jede mit zwei Warzen: (dieser Beutel ist mit zween besondern beweglichen Rippen versehen, durch welche er ausgedehnt wird und dann weder Jungen noch Mutter drükt. Mannigfaltige Muskeln dienen mit Hülfe dieser Rippen den Beutel zu erweitern, oder enger zu schnüren, ganz zu öfnen, oden ganz zuzuziehen.) Schon im zweiten Jahr pflanzt es sich fort, und zwar zu jeder Jahrszeit. Das neugebohrne von der Grüße einer jun-

gen Kaze, geht in den Beutel, bleibt dort und saugt noch, wenn es schon sich selbst nähren zu können scheint. Doch wenn das Junge schon grösser und behaart ist, so wird es von der Mutter, im Fall es verfolgt wird, aus dem Beutel geworfen. Wann es nach neun Monaten ausgetrieben, und schon ein andres im Beutel ist: so streckt es doch noch oft den Kopf hinein, um zu saugen. Nach der Ausmessung des Kapitain Philipp hält ein erwachsenes Kanguroo vier Schuhe, der Schwanz 2 Schuh 1 Zoll, der Kopf 8 Zoll, die Vorderbeine 1 Schuh, die hintern 2 Schuh 8 Zoll. Das gröste wog 140 Pfund. Es nährt sich von Pflanzen. Ist es ruhig; so sizt es auf den Hinterbeinen mit aufrechtem Körper, die Vorderfüße auf die Brust zurückgebogen, und den Schwanz auf der Erde ausgestreckt. (Siehe die Abbildung auf der Kupfertafel.) In der Noth macht es mit seinen Hinterfüßen unglaubliche Sprünge, wobei ihm der Schwanz zur Erhaltung des Gleichgewichts dient. Es bedient sich des Schwanzes auch zur Vertheidigung, als die einzige Waffe; die ihm die Natur gab. Man sahe mehrere Kanguroos von muthigen Hunden verfolgt, diesen so abscheuliche Schläge geben, daß sie den Angriff aufgeben müssen. Uebrigens ist ihr Karakter furchtsam. Jedes Geräusch macht sie aufmerksam. Sie weiden in Truppen von 30—40, und eines davon bewacht in einiger Entfernung wie ein Feldposten die Sicherheit der übrigen. Sie pflanzen sich in Europa fort, und werden bald in England wie einheimisch sein. Artig ist es, wenn das heranwachsende Junge anfängt, den Kopf manchmal aus dem Beutel zu strecken, und sich nach und nach vom Saugen an die Pflanzen zu gewöhnen.

Quintus Cicero,
oder
der Wettstreit der Liebe.

Tab. XII. Fig. 31.

Die Republik, oder derjenige Freistaat, welcher unstreitig der gröste in der Welt war, ist der Römische gewesen. Er wurde nach verschiedenen Revolutionen ein Königreich, dann eine Republik und endlich eine Monarchie, davon jezt noch der Name in dem Titel des Römischen Kaisers übrig ist. Rom war die Hauptstadt jener mächtigen, und über die drei Erdtheile der damals bekannten Welt: Europa, Asia und Afrika sich ausgebreiteten Regierung. Die ersten in diesem Freistaat waren zwei regierende Consul. Ein solcher war auch einmal der berühmte Marcus Tullius Cicero, einer der gelehrtesten seiner Zeit, ein schöner Redner, gründlicher Weltweiser und beliebter Schriftsteller. Er hat sehr vortreffliche Bücher geschrieben, aus welchen das schönste und zierlichste Latein gelernet werden kann. Dieser Cicero war ein ehrgeitziger und doch furchtsamer Mann. Bei der zu seiner Zeit entstande-

nen Revolution, blieb und hielt ers mit der Patriotenparthey, und wollte mit derselben, daß es beim Alten bleiben sollte. Seine Gegner aber waren lauter muthige Köpfe, daß sie alles wagten und ausführten, um der Dauer der Republik ein Ende zu machen, und sie zur Monarchie umzuschaffen. Wie er nun sah, daß er gegen die Macht seiner Gegner nichts mehr ausrichten konnte, daß er ferner solche mächtige Feinde in Rom habe, die ihm nach dem Leben trachteten; so wollte er sich durch die Flucht retten, und seinem bevorstehenden Unglücke entlaufen. Er reisete demnach mit seinem jüngern Bruder Quintius Tullius Cicero, von seinem Tusculanischen Landgute aus, an die Küste des Meers, und will sich nach Griechenland überschiffen lassen. Als er aber an der Küste ist, fällt es ihm erst ein, daß er das nöthige Geld zur Reise mit sich zu nehmen vergessen habe, und daß man ohne Geld niemals gut und weit reisen könne. Man faßte also den Entschluß, daß Quintus zurück nach Hause kehren und von Rom aus, Geld holen, und dann wieder kommen sollte, um die Flucht zu beschleunigen. Quintus will es auch besorgen, er schleicht sich heimlich nach Rom hinein, und eilet in sein Haus, um Reisegeld zu nehmen, und sich denn wieder zu entfernen. Kaum ist er aber im Hause, so wird es auch verrathen, daß des Marcus Cicero Bruder da sei. Ein gewisser Antonius aber, welches der Feind der Cicerone war, schickte sogleich Soldaten dahin, welche den Sohn des zurückgekehrten Quintus, (welcher eben so wie der Vater, Quintus hieß) auf der Hausflur antrafen. Mit ungestümer und roher Wildheit, mit Dolchen, Stössen und harten Mißhandlungen wollen diese Kerls

von dem Sohne erzwingen, daß er ihnen (welche Forderung!) seinen Vater anzeigen und herausgeben soll. Der gute Sohn, welcher für das Wohl und Leben seines Vaters, wie natürlich, in Angst und Sorgen war, erduldet gerne alle Mißhandlungen, und läugnet es standhaft, daß sein Vater gekommen, und bei ihm im Hause sey. — Der Vater aber, welcher sich zwar recht gut im Hause versteckt hatte, hört jedoch die grausame Mißhandlung und das Gewinsel seines Sohnes. Vom väterlichen Mitleid ergriffen, fühlte er selbst die Angst, das Leiden und die Schmerzen seines Sohnes. Er kann es unmöglich mehr anhören — er kommt von selbst hervor, und tritt mit Muth den Soldaten ins Gesicht, und spricht: hier bin ich! und nun laßt meinen Sohn gehen! — Ja er bat knieend um Schonung seines Sohnes. Aber wie erschrack der Sohn bei dieser That! Auch er fällt den Soldaten zu Füssen und bittet für das Leben seines Vaters, indem er selbst, gerne und willig das Seinige dafür darbeut. So will der Vater den Sohn und der Sohn den Vater retten; der Vater für den Sohn und der Sohn für den Vater sterben!

Seht meine Lieben, den Wettstreit der Liebe!! So rührend dieser Auftritt sein muste, so wenig würkte er in den gefühllosen Knechten der Despotie! Sie schonen keinen und nahmen beiden, dem Vater und dem Sohne, mit kaltblütiger Mordlust, das Leben. Du, sagen sie zum Vater, bist zum Tode verurtheilt von unsern Gebietern, du must sterben! und du, entgegnen sie dem Sohne, weil du den Vater verhehltest, bist mit ihm in gleicher Verdammniß! — So tritt der

Krieg die Menschheit mit Füssen; so entehrt die Mordsucht feiler Menschen das Recht, was die süsse Pflicht der Natur gebeut; so verwildern die Menschen und trennen gefühllos die Aelter und Kinder!!!

Wie gieng es aber dem Marcus Cicero, der seines Bruders und Neffen gewaltsam beraubt war, und es nicht wußte? Er erwartete immer die Rückkehr seines Bruders, denn er weiß das Unglück seines Todes nicht. Endlich aber ahndete er ein Mißgeschick und steigt um sich noch zu retten, in das Schiff. Kaum aber fängt die See an stürmisch zu werden, so entfällt ihm auch der Muth, und er bittet die Schiffer, daß sie ihn wieder ans Land bringen müssen. Hierauf reisete er in Italien herum, und kann sich nicht bestimmen, was er in seiner traurigen und hoffnungslosen Lage thun soll. Gern gienge er nach Rom um Oktav und Anton, den Häuptern der Regierungspartheу und seinen Feinden, Abbitte zu thun, und um Schonung seines Leibes und Lebens zu bitten; aber er kannte seinen Fehltritt gegen ihren Freund den ermordeten Cäsar; er hatte sich bei ihnen zu verhaßt gegemacht. So irrte er von einem seiner Landgüter zum andern herum, bis ihn Antonius Soldaten zu Austura aufspüren und antreffen. Die leidige Nothwendigkeit, sich zu ergeben, weil er nicht entweichen konnte, gab ihm den Muth der Verzweiflung; er beut seinen Kopf zum Schwerdtstreich dar, und wird von seinem Freunde Herennius, im 64 Jahre seines Lebens getödtet. — Das war das Ende jenes grossen Gelehrten, welchen bis jezt und immer die Philosophen und Redner in seinen Schriften verehren, und welchen der Knabe beim Lateinlernen kennet.

Eine ähnliche, aber nicht so traurige Geschichte von Kindesliebe enthält folgendes.

Ein Edelmann hatte sich als Preußischer Werboffizier eine Zeitlang zu Ulm in Schwaben aufgehalten. Jezt sollte er wieder zurück nach seinem Regimente gehen. Am Abend vor seiner Abreise meldete sich noch bei ihm ein sehr schön gewachsener junger Mensch, und verlangte angeworben zu werden. Er hatte ganz die Miene eines guten wohlerzogenen Jünglings, aber er zitterte, indem er vor den Offizier trat, an allen Gliedern. Der Offizier schrieb dieses einer jugendlichen Furchtsamkeit zu, und fragte, was er besorge? „Daß Sie mich abweisen,“ war seine Antwort; und indem er dieses sagte, rollte ihm eine Thräne über die Wangen. Nicht doch, sagte der Offizier; Sie sind mir vielmehr ausserordentlich willkommen; wie könnten Sie was besorgen? „Weil Ihnen das Handgeld, welches ich fordern muß, vermuthlich zu hoch kommen wird.“

Und wie viel verlangen Sie denn? fragte der Offizier.

Keine niedrige Habsucht, antwortete der junge Mensch, sondern ein dringendes Bedürfniß zwingt mich, hundert Gulden zu fordern, und ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, wenn Sie sich weigern, mir so viel zu geben.

Hundert Gulden, antwortete der Offizier, sind freilich viel; aber Sie gefallen mir; ich glaube, daß Sie ihre Pflicht thun werden, und will nicht mit Ihnen handeln. Hier sind sie! Morgen reisen wir von

dannen. Und so zahlte er ihm die hundert Gulden aus. Der junge Mensch war entzückt. Er bat darauf den Offizier, daß es ihm erlaubt sein möchte, nach Hause zu gehen, um erst noch eine gewisse heilige Pflicht zu erfüllen, und versprach in einer Stunde wieder da zu sein. Dieser traute seinem ehrlichen Gesichte, und ließ ihn gehen. Aber weil er in seinem Betragen etwas Ausserordentliches und Geheimnißvolles bemerkt zu haben glaubte, so trieb ihn seine Neugier an, ihm von fern zu folgen. Und da sah er ihn spornstreichs nach dem Stadtgefängnisse laufen, wo er anpochte und hineingelassen wurde.

Der Offizier verdoppelte seine Schritte, und hörte, da er an die Thüre des Gefängnisses kam, den jungen Menschen mit dem Kerkermeister reden. „Hier ist, hört er ihn sagen, das Geld, um deswillen mein Vater gefangen sizt! Ich lege es bei ihm nieder; und nun führe er mich geschwind zu ihm, um ihn aus seinen Banden zu befreien.“ Der Kerkermeister that, was er verlangte.

Der Offizier blieb noch ein wenig stehen, um ihm Zeit zu lassen, vor seinem Vater allein zu erscheinen; dann folgte er ihm nach. Welch ein Anblick! — Er sieht den jungen Menschen in den Armen seines Vaters, eines ehrwürdigen Greises, der ihn fest an sein Herz gedrückt hält, und ihn mit heissen Thränen benezt, ohne ein Wort zu reden. Es vergiengen einige Minuten, ehe der Offizier von ihnen bemerkt wurde.

Gerührt gieng dieser endlich auf sie zu, und sagte zu dem Alten: Beruhigen Sie sich, ich will sie eines

Tab. XII.



so braven Sohnes nicht berauben. Lassen Sie mich Theil nehmen an dem Verdienste seiner Handlung. Er ist frei, und die Summe reuet mich nicht, wovon er einen so edelmüthigen Gebrauch gemacht hat.

Vater und Sohn fielen ihm zu Füssen. Der lezte re weigerte sich anfangs die ihm angebotene Freiheit anzunehmen; sein Vater, sagte er, bedürfe seiner nicht mehr, und er mögte einem so gutherzigen Herrn nicht gern beschwerlich gefallen seyn.

Aber der grosmüthige Offizier bestand darauf, daß er bleiben sollte; führte beide an seiner Hand aus dem Kerker, und nahm bei seiner Abreise das Bewußtsein mit, zwei Unglückliche, die es zu seyn so wenig verdienten, glücklich gemacht zu haben.

Was thut ein lieber Vater nicht.

Tab. XIII. Fig. 32.

Der grosse Heinrich *) kroch auf allen Vieren
Mit seinem Sohn, der auf ihm ritt,
In einem Saal umher. Schnell öffnen sich die Thüren;
Der Abgesandte von Madrit **)
Trat ins Gemach, und sah ihn galoppiren.
„Herr! sind sie Vater? rief der Held mit heiterm Muth,
Und lag noch immer auf den Händen.
„Ja Sir" ***) versezt der Don ****) „Gut, sagte Heinrich, gut!
So kann ich meinen Marsch vollenden.

*) Heinrich der Vierte dieses Namens als König in Frankreich, hatte auch den Ehrennahmen des Grossen erhalten. — Sein Prinz und Nachfolger war Ludwig der 13te.

**) Madrit ist die Hauptstadt und Residenz des Königs in Spanien.

***) Sire, oder in der Aussprache Sir, ist das französische Wort, womit man einen König, Kaiser anredet.

****) Don ist ein spanisches Wort, und zwar ein Ehrenwort, welches vorzugsweise die spanischen Herrn von Adel führen.

Grösser noch und bewundernswerther ist die väterliche Liebe eines Zaleukus, jenes weisen und gerechten Gesezgebers unter den Lokriern, welche eine Kolonie in Unteritalien (bei dem Vorgebürge Zophyrium, das jezt Capa de Sole heißt) gegründet hatten.

Als er diesem Staate die heilsamsten und besten Gesetze gegeben, und unter andern auf eine unzüchtige That, die Strafe, daß dem Verbrecher beide Augen sollten ausgestochen werden, gelegt hatte; so mußte es sich wider sein Erwarten zutragen, daß sein eigener Sohn einer solchen Uebelthat angeklagt und überführt wurde. Die Strafe war in den Gesetzen festgesetzet und deutlich bestimmt, und es wäre nachtheilig für die Folgen im Staate gewesen, wenn ihm, die schädliche Nachsicht aus Gunst und Hochachtung gegen seinen Vater, die Strafe erlassen hätte.

Die väterliche Liebe des Zaleukus ward hierüber vom tiefsten Schmerzen gerührt — einen Sohn seiner beiden Augen beraubt zu sehen! Er bot sich an seine Stelle dar und wollte, daß man ihm, für seinen Sohn, die Augen sollte ausstechen lassen. Gerührt von dieser väterlichen Handlung, wollte das Volk die Befreiung des Sohnes und die Entlassung seiner Strafe. Der gerechte Gesezgeber wollte aber nicht, daß durch ihn und seinen Sohn, diejenigen Gesetze, welche er selbst zum Besten dieses Staats entworfen und gegeben hatte: nuzlos und kraftlos werden sollten. Er nahm daher einen Theil der angebotenen Gunst und Liebe des Volks an. — Er riß sich zuerst und dann auch seinem Sohne, Ein Auge aus!! — So wurde der Strafe des Gesez-

zes, daß zwei Augen verloren gehen sollten, ein Genüge geleistet, und beide, Zaleukus und sein strafwürdiger Sohn, behielten doch noch das Vermögen zu sehen.

Ein noch grösseres Beispiel von Vaterliebe, enthält folgende Geschichte. Der Schiffer Baahl aus Greetsyhl seegelte im Jahr 1803 im October von Greetsyhl in Ostfriesland aus, um seinem Berufe gemäs, Seesand zu holen. Auf der Rückreise sties er in der Nacht an ein grösseres Schiff, und bekam dadurch einen so starken Leck, daß es ihm unmöglich ward, sein Schiff länger über Wasser zu halten. In dieser Todesangst und Gefahr band sein Sohn 2 Bretter zusammen, um sich mit seinem Vater darauf zu retten. Der Vater sah voraus, daß die Bretter sie beide zu tragen nicht stark genug wären, daß nur einer sich retten konte, und der andre im Wasser seinen Tod finden mußte. Vaterliebe bewog die Liebe zum Leben; er setzte seinen Sohn auf die Bretter, befahl ihm, nach Hülfe zu schreien, sties ihn selbst vom dem Schiffe ab, gieng zurück nach dem Vordertheile des Schiffes, wo sich der Knecht in Todesangst angeklammert hatte; und versank gleich darauf im Angesicht des Sohnes, mit dem Bewußtsein seiner heldenmüthigen That, in den Wellen. Der Sohn wurde, nachdem er 2 Stunden in Todesgefahr auf den Brettern sich herum getrieben hatte, durch ein Schiff wirklich gerettet.

Bewundert in diesen Beispielen meine Lieben, die zärtliche und unbeschreibliche Liebe der Eltern gegen ihre

ihre Kinder. Lernet aber auch vor allen, euren Aeltern zu gefallen!

Liebet eure Aeltern — sie haben euch geliebet.

Tab. XIII. Fig. 33.

Beispiele der Liebe guter Aeltern, habt ihr im vorhergehenden gelesen, jezt sollt ihr auch einige Geschichten der schuldigen und zärtlichen Liebe der Kinder zu ihren Aeltern erfahren, und jedes Kind wird ein gutes Kind sein, wenn ihn der Wunsch für das stete Wohl seines Vaters und seiner Mutter, belebt, und wenn es gefühlvoll aus Pflicht und Dankbarkeit, alle diejenige Dienste, seinen Aeltern erweisen will, und stets erweiset, zu welchen es nur Zeit, Gelegenheit und Kräfte findet. Ja, es kann euch, liebe Kinder! nicht genug gesagt, nicht genug ans Herz gelegt werden: „Liebet eure Aeltern — sie haben euch zuerst geliebet!“

Die Geschichte vor Christus Zeiten liefert uns in dem Alterthum der heidnischen Römer, ein denkwürdiges Beispiel kindlicher Liebe, welches immer auf den gefühlvollen Menschen, einen wohlbehagenden Eindruk

machen, und zurücklassen muß. Ein Richter in Rom hatte eine Frau zum Tode verurtheilt, und sie war bereits dem Blutrichter, sie im Gefängniß tödten zu lassen, übergeben und dahin abgeführt. Der Gefangenwärter aber ward gerührt von Mitleiden über sie, und vollzog die Strafe des Todes nicht sogleich an ihr, sondern vergönnte ihr noch einige Zeit des Lebens, er wünschte und wollte lieber, daß sie vor Schrecken und Ermattung den Tod der Entkräftung und des Verhungerns sterben sollte, als von seiner Hand die harte Todespein erhalten. Diese zum Tode verurtheilte Frau, hatte eine Tochter, welche eben zu der Zeit ein Kind (einen Enkel der Unglücklichen Gefangenen) säugte. Sie erhielt von dem Gefangenwärter die Erlaubniß ihre Mutter zu besuchen, doch untersuchte er fleißig, ob sie auch Speiße und Lebensmittel, die er ihr zu bringen streng untersagte, bei sich trüge. So vergiengen einige Tage, daß die Mutter keine Nahrungsmittel von dem Kerkermeister erhielt, und doch zu seiner nicht geringen Verwunderung noch immer am Leben blieb. Dies erregte daher seine Aufmerksamkeit; er beschlich und belauschte die Tochter, und sahe, daß sie ihrer Mutter die Brust (s. die Abbildung des Kupfers) zum Sängen darreichte, und sie auf diese Weise beim Leben erhielt. Innigst gerührt, brachte er diesen Vorfall vor die Richter und diese — entliessen nicht allein die Mutter aus dem Gefängnisse und entliessen ihr ihre Strafe, sondern sie wurde auch mit ihrer Tochter auf öffentliche Kosten erhalten, zum anreizenden Beispiele Kinderliebe auszuüben. Die Römer baueten auf den Platz des Gefängnisses, worinn dieses geschehen war, einen Tempel der kindlichen Fröm-

migkeit gewidmet. So heiligten sie das Andenken der nachahmungswürdigen kindlichen Liebe.

Auf gleiche Weise hat auch im alten heidnischen Griechenland eine Tochter Namens Pero, ihren Vater Simon im Kerker erhalten. Diese Geschichte haben die besten und geschicktesten Künstler in einem Gemählde vorgestellet, um das Andenken dieser edlen That zu erhalten, und zur Bewunderung und Nachahmung das Auge der Menschheit zu rühren.

Die Dankbarkeit ist allen Völkern eigen,
Der Heide selbst verkennt es nicht.
Ach! möchte jedes Kind auch zeigen
Es ehr' und liebe diese Pflicht!
Ein gutes Werk, bringt jederzeit
Die süsseste Zufriedenheit.

Ein anderes Beispiel kindlicher Liebe liefert uns die neuere Geschichte in der Revolution der Corsen, gegen ihre Eroberer, die Genuesen, an einem jungen, gutherzigen und entschlossenen Corsikaner. Leonardo von Casanova focht als Generallieutenant und als Gutsbesitzer auf der Insel Corsika gegen die Genueser, wurde aber von der überlegenen Macht bezwungen, und gefangen genommen. Die Oberoffiziere dieser seiner Sieger, welche ihn gefangen erhielten, waren seine Anverwandten, die es aber mit der Gegenparthey hielten, und ihn, mit der Kriegssprache zu reden, pardonnirten, das Leben zwar ließen, aber als Kriegs-

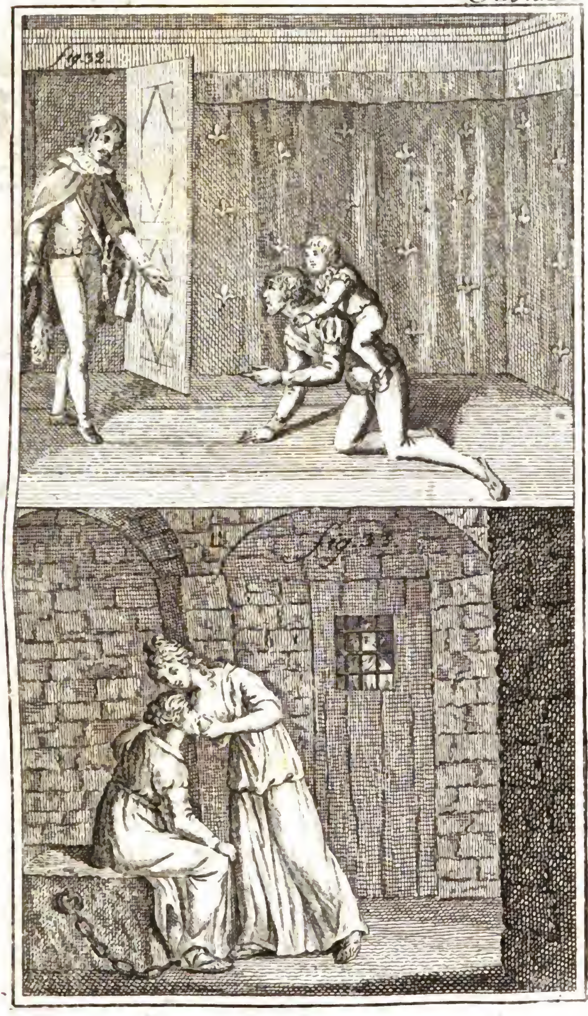
gefangenen behandelten. Der Rath des genuesischen Freistaats ließ ihn hierauf in das Gefängniß zu Bastia, der Hauptstadt auf der Insel Corsika, bringen. Hier wurde er so scharf und genau bewachet, daß niemand, als seine Magd, die ihm das Essen brachte, in Kerker hinein durfte.

Sein jüngster Sohn Antonio, wuste diese Gelegenheit zu benutzen, und wagte aus grosser herzlicher Liebe für seinen unglücklichen Vater, ein kindlich dankbares Wagestük auszuführen. Er erlernte in kurzer Zeit das Barbiren, und verkleidete sich darauf in die Kleider jener Magd, wobei ihm der nach jener Landessitte übliche leinene Gesichtsschleyer sehr gut zu Statten kam, indem derselbe sein Gesicht verdeckte und unkenntlicher machte. So gieng er mit einem Korbe, darinn die Speisen waren, unerkannt in das Gefängniß. Hier umarmte er seinen gefesselten Vater, lösete seine Ketten, barbirte ihn in möglichster Geschwindigkeit, und half ihm darauf durch Vertauschung ihrer Kleider aus dem Kerker entfliehen. Nicht lange nachher wurde der Vorfall entdeckt, und — der treue, dankbare und liebenswürdige Sohn, wurde für seine grosse That, von den christlichen Genuesern — zum Tode gebracht!!

Schande und Abscheu! ruft hier die Menschheit den Blutrichtern zu, und Lob und Beifall dem Sohne, der sich für seine Aeltern aufopfert!

Vergleichet hiebei, junge Leser und Leserinnen! die großmüthige That jener Heiden mit dem Urtheile der unchristlichen Christen!

Tab. XIII



Hier nur noch ein einziges Beispiel kindlicher Liebe.

Die Gesetze in China gebieten, daß einem, der an öffentlichen Geldern untreue ist, die Hände abgehauen werden sollen. Ein Mandarin (Hofzahlmeister) machte sich einst dieser Strafe schuldig. Seine Tochter, eine schöne junge Dame, wagte es für ihren Vater zu bitten.

„Ich läugne nicht, grosser Kaiser, mein unglück-„licher Vater hat diese Strafe verdient, und er muß, „den Gesetzen gemäß, seine Hände verlieren. — Hier „sind sie, fügte sie hinzu, indem sie ihre Handschuhe „auszog. Ja, grosser Prinz, diese Hände hier gehö-„ren meinem unglücklichen Vater — so unnütze als sie „zum Unterhalte seiner Haushaltung sind, übergiebt „er sie willig den strengen Gesetzen, um diejenigen zu „erhalten, die uns alle, meinen Grosvater, meine „Brüder, meine Schwestern, und mich ernähren müs-„sen.“ Der Vater wurde vom Kaiser um seiner Tochter willen begnadigt.

Gott welch ein Tausch,
oder
das theure Unterpfand.

Tab. XIV. Fig. 34.

Franz, dieses Namens der erste unter den Königen in Frankreich, suchte nach dem Absterben des deutschen Kaisers Maximilians, die dadurch erledigte Kaiserwürde zu erhalten. Es schlug ihm aber fehl; denn die deutschen Kurfürsten, welche das Recht einen Kaiser über Deutschland zu wählen haben, erwählten Karln, einen König von Spanien, welcher unter dem Namen Karl der V. bekannt ist. Dieser Karl der Fünfte war der Länderreichste Monarch unter allen christlichen Potentaten die bis jezt existirt haben. Er war ein Herr der gesammten österreichischen Staaten und aller Niederlande, er war König in Spanien, Neapel und Sizilien und des damals durch Christoph Columbus entdeckten Amerika's. Franz der Erste beneidete seine Grösse und ward auch unwillig und böse, daß er die Kaiserwürde dazu erhalten hatte. Daher führte er verschiedene, immer aber unglückliche Kriege gegen ihn. Im Jahre 1524.

belagerte er die Stadt Pavia *). Er wurde aber von den Kaiserlichen bei einem Ausfall den 24ten Februar 1525. gefangen genommen, und nach Madrit, der königlichen Haupt- und Residenzstadt, in Spanien, abgeführet. Hier muste er eilf Monate verharren, ehe ihn K. Karl der Fünfte einer Unterredung mit ihm würdigte. Eine schwermuthsvolle Krankheit in welche dieser unglückliche und gefangene König, aus Mißmuth und Verzweiflung fiel, und welche für Franzens Leben gefährlich zu sein schien, diese bewürkte es, daß Karl der Fünfte friedlich mit ihm unterhandelte. Am 14 Jänner 1526 wurde zwischen beiden ein Vertrag verabredet, nach welchem der Kaiser, dem Könige von Franckreich, unter verschiedenen Bedingungen die Freiheit versprach. Unter diesen Bedingungen war, daß Franz des Kaisers Schwester, eine Verwittwete Königin von Portugal heirathen und Burgund an Karln abtretten sollte. Zur Sicherheit der Erfüllung dieses Versprechens, sollte Franz gegen seine beiden jungen Prinzen frei werden und bei Nichterfüllung, an ihrer Statt nach Madrit in die Gefangenschaft wieder zurückkehren. Franz gelobte alles an (zu was entschließt sich ein Gefangener, sey er auch selbst ein König, nicht?) und reisete mit einigen kaiserlichen Ministern an die Gränze Spaniens ab, wo ihn seine Mutter Aloysia, mit den beiden Prinzen dem neunjährigen Dauphin Franz und seinem Lieblinge, dem achjährigen

---

*) Dieser Name wird in der zweiten Silbe lang ausgesprochen. Es ist eine grosse Stadt am Poflusse in Italien und hat eine Universität.

Heinrich, welcher nachmals König in Frankreich wurde, erwartete. Auf dem Gränzflusse Andaye geschah die Auswechselung gegen das theure Unterpfand, welches die beiden geliebten Kinder waren. Die Empfindung der Grosmutter und des Vaters für die Kinder, können nur von treuen Aeltern und guten Kindern gefühlt, mit keiner Feder aber beschrieben werden. — Gott! welch ein Tausch! so sprach der sonst harte Schiffsmann; und eine allgemeine Rührung begleitete beider Abschied. Franzens Kinder wurden nach Madrit geführt, und der König reisete mit seiner Mutter und den spanischen Abgeordneten, den Frieden zu vollziehen, nach Paris, der Hauptstadt des damaligen Königreichs in Frankreich. Jezt zeigte es sich aber, daß Franz sein Versprechen, wegen Abtrettung Burgunds, nicht erfüllen konnte, weil sich die Stände dieses Landes derselben widersezten, und durchaus nicht darein willigen wollten. Karl der Fünfte behielt also die beiden Prinzen voller drei Jahr gefänglich bei sich, bis er endlich im Jahr 1529 den vorigen Vertrag änderte, darinn er auf die Forderung von Burgund Verzicht that, für die beiden Prinzen zwei Millionen Sonnenthaler Lösegeld annahm, und Franz des Kaisers Schwester Eleonore, welche ihm seine Prinzen wieder zurückbrachte, zur Gemahlin nahm.

Wir alle haben einen Vater! Wir sind Brüder!

Der Mensch.

Tab. XIV. Fig. 35.

„Erkenne dich selbst.“

Dies ist der herrliche und vielsagende Spruch, welchen Solon, ein heidnischer Weltweiser des griechischen Alterthums, seinen Zeitgenossen mit goldenen Buchstaben vorzeichnen ließ, um ihnen die erste und wichtige Lehre vor Augen zu stellen, und dem Gedächtnisse durch den prachtvoll-glänzenden Schein, oft zu wiederholen und in ihr Gedächtniß tief einzuprägen, daß für den Menschen nichts wichtiger und dienlicher sei, als: daß er sich selbst, seine Menschenwürde und die Pflichten der Menschheit erkennen zu lernen, und auszuüben suche. Kenntniß seiner selbst, seiner Geschichte und seiner Pflichten, sollte deswegen das erste Studium des Menschen seyn. Unstreitig hat das Menschengeschlecht, welches diese Erde, als ein allgemeines brüderliches Wohnhaus ansehen soll, nur einer-

lei Ursprung, nur Einen Stammvater und Eine Stammmutter erhalten, von welchen das ganze Menschengeschlecht abstammt, welches jezt mit vieler Wahrscheinlichkeit in 1000 bis höchstens 1100 Millionen Menschen, auf dem bekannten Erdboden, welcher füglich für 3000 Millionen Menschen Raum und Plaz hat, besteht.

Der Ursprung des Menschengeschlechts wird nicht unwahrscheinlich in Asien gesezt, am Fuße der Kaschemirischen Gebirge, von wo die grösten Flüsse dieses zweiten Erdtheils oder Asiens, ausgehen. Da soll die gröste bewohnbare Erhabenheit unsers Erdbodens sein: da sollen sich alle Hausthiere und benuzte Pflanzen wild finden. Da ist auch ein milder Himmelsstrich, wo die ersten Menschen, die für sie nüzlichen Thiere als Hausthiere, gezähmt und gezogen haben können. Da ist eine offene Gegend, wo der Mensch auf den großen und wiesenreichen Ebenen, des Nachts seine Heerde und sein Vieh hüten, und wo er sich bei der nächtlichen Ruhe und sanften Stille mit der Betrachtung und Bewunderung des reinen, unumwölkten, gestirnten Himmels, so angenehm, unterhaltend und dabei nüzlich beschäftigen kann. Daher schäzt man auch mit Recht, die Viehzucht, den Ackerbau und die Sternkunde, für die ältesten Wissenschaften der Menschen; sie sind so alt als das Menschengeschlecht selbst. Ein Baum mag die erste Wohnung, als Decke und Schuz gegen die Sonnenstrahlen am Tage, und eine Laube das erste künstliche Gebäude gewesen sein, aus welchen der Erfindungsgeist der Menschen, nachher die Hütten und später die Häuser,

als die ersten Werke der Baukunst, geschaffen hat. So ungewiß es übrigens bleibt, wann, wo, und wie der eigentliche Urstamm des Menschengeschlechts gewesen sei, so ist und bleibt es doch wahrscheinlich, daß der weisse Mensch der Urbildung des Menschen am nächsten komme. Die grössere Vermehrung der Zahl der Menschen, gab natürlich und nothwendig zu Absonderungen in Familien, zu Trennungen und Auswanderungen in verschiedene Gegenden des Erdbodens, die dringendste Gelegenheit. Entfernung und langer Aufenthalt in einem fernen, fremden und andern Himmelsstriche, nämlich dem heissen, gemäßigten, kalten und vermischten, bildeten und formten an Gestalt und Grösse. Daher findet man in den verschiedenen Gegenden des Erdbodens, so verschiedene Menschen an Farbe, Bildung und Grösse, welche auch nachher, nachdem sie erst einmal ausgebildet und geformt sind, auch bei ihrer Verpflanzung unter einen andern Himmelsstrich, ihrer ferneren Abänderung widerstehen. So blieben zum Beispiel, die vor ältern Zeiten ausgewanderten oder vertriebenen Hindus, welche wir Zigeuner nennen, auch jezt in den kältern Gegenden von Europa, so lange sie nämlich als Nation sich erhalten, immer von derselben Farbe, wie sie ihre Vorfahren aus Asien mitgebracht haben. Man kann die Menschen nach ihren Farben in folgende sechs Classen abtheilen: 1) die Weißen, 2) die Schwarzen, Negern oder Mohren, 3) die Olivengelben oder Hindostaner, 4) die Braunen oder Malagen in Ostindien in Asien, 5) die Zimmetfarbenen, röthlichen oder kupferrothen Amerikaner, und 6) die schwarzbraunen, breitnasigten und starkbehaarten Südländer. Die Weißen kann man wiederum

in vier Arten theilen, nämlich: 1) die fleischfarbenen Europäer und Asiater, 2) die dunkelgelben Mongolen, 3) die braunlichtgelben Creolen und 4) die braunlichtweißen Mauritanier. Nach unsern Begriffen von Schönheit, sind die Völker von weißer Farbe, die bestgebildetsten Menschen, und für das häßlichste Menschengeschlecht an Gestalt, Farbe und Lebensart, halten wir die Hottentotten, welche auf der südlichen Spitze von Afrika leben. Diese Hottentotten sind die ursprünglichen Bewohner vom südlichen Afrika. Sie sind so groß wie die weissen Europäer, haben kleine Hände und Füße, ihre Nasen sind platt, die Regenbogenhaut und der Stern im Auge ist braun. Die Farbe des Gesichts ist gelbbraun, wie die gelbe Sucht im höchsten Grade. Ihre Zähne sind schön und weiß, die Lippen groß und ihr Haar ist wie Wolle, so wie auch der Bart der Männer wollicht ist. Die meisten Hottentotten sind Nomaden, das sind solche Menschen, welche keine feste Stadt oder Dorf bewohnen, sondern nach den erforderlichen Bedürfnissen, sowohl ihren, als auch ihres Viehes, auf bekannten Weideplätzen herumziehen. Da wo sie sich einige Zeit niederlassen, bauen sie sich bewegliche bienenkorbähnliche Hütten, mehrere derselben, welche einen Kreis um die Viehheerden bilden, nennt man einen Kraal oder Dorf. Man sehe die Kupfertafel, welche einen solchen Kraal vorstellet, bei welchem man einen Europäer findet, den die edle Neu- und Wißbegierde dahin geleitet hat.

Einige Hottentotten nennt man Buschmänner, diese leben bei 10 bis 100 in Gesellschaft, und halten sich in den

Büschen und Klüften auf, wo sie sich von der Jagd, Wurzeln, Beeren, Würmern und Insekten nähren.

Uebrigens sind sie wie andere Menschen gestaltet, und es ist vieles von ihnen gefabelt, womit der eingebildete und viel wissen wollende Reisende, die einfältige Leichtglaubigkeit der Neugierde unterhalten und ihr vieles aufgelogen hat. — Auch die Grösse der Menschen dieses Erdbodens ist sehr verschieden, und zu den Seltenheiten gehören die Riesen von acht Fuß und darüber, dergleichen die Zwerge von sechs und dreißig Zoll, welche beide aber eher als Mißgeburten, als besondere Abänderungen anzusehen sind.

Uebrigens sind die Menschen alle mit den so merkwürdigen Eigenschaften des Körpers und Geistes ausgezeichnet, daß sie dadurch von der ganzen übrigen thierischen Schöpfung, so abgesondert sind, daß sie sich eines herrlichen Vorzugs rühmen können. Nur der Mensch besizt in der sichtbaren Schöpfung dieser Erde, die Vernunft, durch welche er überlegen, wählen und verwerfen kann, so daß man keinen wilden Zustand der Menschen sich denken, viel weniger behaupten kann. Nur allein der Mensch kann reden, und hat nicht blos wie die Thiere eine Stimme; nur er ist zum aufgerichteten Gange geboren, und es hat nie, wie auch der menschliche Körperbau deutlich lehret, Menschen gegeben, die auf Händen und Füßen, wie auf den Vieren gegangen wären.

Der Mensch ist übrigens ein wehrloses und ohne Waffen gebornes, dabei hülfloses und hülfsbedürftiges Geschöpf, so daß er zum geselligen Umgang nothwen-

dig und ausdrücklich bestimmt ist. Kein Geschöpf bleibt so lange im Stande der Kindheit, als der Mensch, keines bedarf mehr und länger einer sorgfältigen Wartung, keines kann ohne die Hülfe und Beistand seiner Mitgeschöpfe weniger leben, als eben der Mensch.

Dieses alles zwingt uns, die wichtige Wahrheit zu lernen: Wir alle haben einen Vater! Wir sind alle Brüder! Wir sind Hausgenossen Einer Wohnung, welche Eine Sonne und ein und derselbe gestirnte Himmel bedeckt, und wir müssen uns unter einander lieben. Wer demnach dahin strebe, daß er als Mensch, dem Menschen diene, daß er sein Wohl und Glück neben dem Wohl und Glücke seiner Nebenmenschen gründen und befördern möge, der ist seiner Menschenwürde werth, der übet die Pflichten der Menschheit aus!

Der Gegenliebe Pflicht ist allen Völkern eigen,
Der Hottentotte selbst verkennt und flieht sie nicht.
Nur sollen wir zuerst, die Bruderliebe zeigen,
Sie ist der Menschheit erste Pflicht!!

Tab. XIV.



Der Sklaven-Transport.

Tab. XV. Fig. 36.

Der Mensch erscheint auf diesem Gemälde auf einer niedrigen Stufe der Moralität, als verächtlicher Tirann gegen sein eigenes Geschlecht, der seine Brüder zur Handelswaare macht, um schnöden Erwerbs willen ihrer Freiheit beraubt, und sie grenzenlosem Elend Preis gibt.

Die Art des Sklaventransports ist sehr mannigfaltig, und sanfter oder härter, je nachdem der unglückliche Gefangene mehr oder minder willig seinem Zwangherrn folgt. Oft führen zwanzig Händler nur drei Sklaven mit sich. Fünf bis sechs gehen voran, und ziehen die an den Händen oder Armen gebundenen Opfer der Habsucht an kurzen Stricken hinter sich her: nur den Weibern läßt man die Freiheit allein zu gehen. Die andern folgen nach, jeder mit einer Flinte, oder mit einem blossen Säbel bewafnet, den er, wie die Flinte, auf der Schulter trägt. Die Wege sind meistens so schmal, daß nur ein Fußgänger hinter dem

andern gehen kann, es ist daher nicht leicht zu entkommen. Unbekannt mit dem grausamen Schiksal, das ihrer wartet, machen viele gar keinen Versuch, sich zu befreien, und gehen hüpfend und singend des Weges, um verkauft zu werden. Diese werden nicht gebunden, und leben auf der Reise mit den Händlern wie Brüder oder Freunde, sie ahnden nichts von den Qualen der Knechtschaft: andere sträuben sich und diesen bindet man die Arme auf den Rücken mit so grausamer Härte zusammen, daß endlich Arme und Hände ganz gefühllos werden, und ihnen, auch wenn die Bande wieder gelöst sind, mehrere Tage lang allen Dienst versagen. Noch andere sträuben sich nicht nur, sondern setzen sich gegen ihre Bedrücker zur Wehre, und vertheidigen ihre Freiheit. Diesen, wenn sie von der Schaar der Händler überwältigt sind, wird die Reise recht sauer gemacht. Man stekt ihren Hals in eine Gabel von Holz, deren Zaken gerade nur für diesen Raum lassen, und so enge sind, daß der Kopf unmöglich durchschlüpfen kann. Es werden zwei Löcher in die Gabelzacken gebohrt, und durch diese wird hart am Rande ein eiserner Nagel geschoben, der die Gabel sorgfältig schließt, daß sich der arme Gefangene nicht rühren kann. Sein Treiber hält das eine Ende der Gabel an einer Schleife, und ihm muß nun der Gefesselte (auch mehrere 5—6 werden auf diese Art fortgeschleppt) folgen, wohin er ihn führt, ohne einigen Widerstand. Mag er sich geberden, wie er will, mag er toben noch so furchtbar; sein Zorn, seine Wuth ist umsonst. Es kostet den Treiber einen Druck der Hand, so stürzt er zur Erde, und eine einzige leichte Bewegung gegen die Kehle, so muß er ersticken. In

den Ruhepunkten der Reise, besonders zur Nachtzeit wird das Ende der Gabel an einen Baum fest gebunden, entlaufen kann der Arme nicht, seine Quäler können ruhig schlafen. Ist der Sklave verkauft, so wird dieses Werkzeug der Qual abgenommen, und gewöhnlich ist der Nagel so sorgfältig und fest genietet, daß man es leichter findet, die eine Zacke der Gabel abzusägen, als jenen herauszuziehen.

Die bildliche Vorstellung dieses Transports versinnlicht die Kupfertafel. Die Gefangene sind ganz nackend: Mit einem schmalen Band ist eines jeden Leib gegürtet, welches ihnen dazu dienet, eine Tabakspfeife und ein wenig Tabak zu tragen.

Geschichte des Valentin Jameray Düval.

Tab. XV. Fig. 37.

Jeder Mensch schafft sich seine eigene Grösse.

Düval war im Jahr 1695. in einem kleinen Dorfe der französischen Provinz Champagne geboren. Seine Eltern waren Bauersleute und so arm, daß seine Mutter nach des Mannes Tode ihren Kindern oft den Tod wünschte, weil sie ihre Blöße nicht decken; noch ihren Hunger stillen konnte. Es war also kein Wunder, wenn der kleine Düval ohne Unterricht aufwuchs. In seinem zehnten Jahre erbarmte sich ein Bauer über ihn, der ihn zum Hüter einer kleinen Heerde welscher Hüner machte. Da aber der junge Hirte aus Mangel an Unterricht nicht wuste, was gut oder böse war, so verleitete ihn seine Unwissenheit zu manchen muthwilligen Handlungen; daher schickte ihn der Bauer in dem sehr kalten Winter des Jahrs 1709. wieder fort, und der kleine Waise wuste in der schrecklichen Kälte nicht, wohin er seine Zuflucht nehmen sollte. Während der Wanderschaft des kleinen Unglücklichen stieg die Kälte bis zu einem unglaublichen Grade. In die-

ser schrecklichen Zustande irrte der arme Knabe ohne Nahrungsmittel herum, ohne eine mitleidige Seele zu finden, die sich seiner angenommen hätte. Endlich ward er gar krank; ein heftiger Frost überfiel ihn, und er bekam so schmerzhaftes Kopfweh, daß er gestund, er habe geglaubt, seiner Sinne beraubt zu werden. In dieser Verfassung kam er vor einen Mayerhof, dessen Besitzer er mit kläglichem Geschrey um Mitleiden anflehte. Der Mann, der nur Pächter des Hofs, und äusserst dürftig war, konnte ihm kein Obdach anweisen, als den Schaafsstall. Hier bekamen zwar die vor Kälte erstarrten Glieder des armen Kranken durch die Ausdünstung der Schaafe wieder etwas Wärme, allein sein Kopfweh nahm so zu, daß er beinahe seinen Verstand verlor. Am andern Morgen besuchte ihn der Pächter, der ihm izt ankündigte, daß er die Blattern habe, dem armen Patienten aber auch zugleich erklärte, daß er sterben müsse, weil er kein Bette und keine Arzneyen für ihn habe, und ohnehin zu arm sei, ihn in einer so langwierigen Krankheit zu ernähren. Der kranke Düval konnte ihm vor Mattigkeit nicht antworten; aber eben dieser traurige Zustand schien den Bauer zu rühren. Er gieng weg, kam aber bald mit einem Bündel alten Leinenzeug wieder, zog dem Knaben seine Lumpen ab, und hüllte ihn in jenes. Im Stalle lag eine grosse Menge Mist schichtenweise über einander. Der Mann nahm einige Schichten herunter, streute ihn selbst mit Spreu, und deckte dann einige Schichten Mist über ihn her. Darauf empfahl er ihn Gott, und verließ ihn mit dem Troste, daß er ohne Wunder nicht am Leben bleiben könne. So lag der unglückliche Knabe, nicht etwa auf dem Miste, son-

dern bis an den Hals im Mist eingescharrt. Seine Schwachheit war so groß, daß er wirklich den nahen Tod erwartete, den er aber für nichts schmerzliches hielt. Er war jedoch weit glücklicher, als er erwartete; denn die Wärme des Mistes und die Ausdünstung der Schaafe brachten ihn zum Schweiß, und der Ausbruch der Blattern erfolgte, die in kurzer Zeit seinen Körper mit unzählgen Geschwüren bedeckten. Da er äusserst schwach war, muste er dulden, daß ihm die Schaafe mit ihren rauhen Zungen die Blattern zur Vervielfachung seiner Schmerzen wegleckten. Unterdessen stieg die Kälte dieses ausserordentlichen Winters so, daß die grösten Steine borsten, und die stärksten Eichenbäume (die Jahrhunderte schon dem Sturm und Wind trozten) bis auf die Wurzel gespalten wurden, mit einem Getöse, das dem stärksten Donner glich, und den kleinen Patienten oft aus dem Schlummer wekte. Als er in der Folge der Krankheit etwas Appetit bekam, konnte ihm sein dürftiger Wirth nichts anders vorsetzen, als Wasserbrei, den er ihm Morgens und Abends in einer Flasche (Hafen) brachte. Düval muste sie, um seine kümmerliche Nahrung vor dem Erfrieren zu bewahren, in den Mist stecken. Mit der Zeit vermehrte sich sein Hunger, den aber der arme Wirth mit nichts anders, als mit Wassersuppe und schwarzem Hausbrod stillen konnte, das gewöhnlich so hart gefroren war, daß es erst mit einem Beile aus einander gehauen werden mußte; und der Patient konnte es nicht anders genießen, als wenn er es erst einige Zeit in dem Mist gestekt hatte. Gleichwohl erklärte ihm sein Wirth, daß er ihm auch diese armseelige Speise ferner nicht mehr reichen könne. Düval, der jezt auf

der Besserung war, brach in bittere Thränen aus, be der Vorstellung, daß er nun bei seiner noch grossen Schwäche dem Hunger und der Kälte Preis gegeben werden sollte. Doch stillte der arme Kranke seine Thränen wieder in etwas, als ihm sein Wohlthäter meldete, daß der Pfarrer, der Dreiviertelmeilen davon wohne, sich erbotten habe, ihn zu sich zu nehmen. Der Kranke wurde also aus seinem Mistlager heraus-gezogen, in alte Lumpen und in einige Bünde Heu gehüllt, und so auf einen Esel gebunden, neben welchem eine Person gieng, die den schwachen Reisenden halten muste. Die Langsamkeit des Thiers und der hohe Grad der Kälte machten, daß der unglückliche Knabe ganz steif und erfroren ankam. Jedermann der ihn sahe, glaubte, daß, wenn er auch mit dem Leben davon kommen sollte, er doch lahm an den Gliedern werden würde. Allein der Vater im Himmel, der den Knaben durch ungewöhnliche Wege zum Ziel und Grösse führen wollte, schüzte ihn auch hier, und gab dem Geistlichen den Gedanken ein, daß er den erfrornen Knaben nicht in die Wärme brachte; im Gegentheil ließ er ihn erst verschiedene Stunden mit Schneewasser reiben, bis seine erstarrten Glieder wieder Empfindung bekamen. Auch da brachte er ihn noch nicht in die Stube, sondern in einen Stall, wo er ihm jedoch ein bequemeres Lager gab, als ihm der Pächter hatte geben können. So kam der Erstarrte allmählig zur Erhohlung; statt daß ihn eine schnelle Erwärmung getödtet haben würde; und nach 14 Tagen war er auch von seiner Blatternkrankheit glücklich genesen, den Umstand ausgenommen, daß ihn nun ein grimmiger Hunger überfiel. Der gute Knabe freute sich herzlich bei

der Vorstellung, daß er sich in den Händen eines Geistlichen befand; allein seine ganze Freude verschwand wieder, als ihm dieser ankündigte, daß er nun das Haus verlassen, und sich Dienste suchen müsse. Düval küßte gleichwohl dem Geistlichen dankbar die Hand, und ergriff mit schwerem Herzen den Wanderstab aufs neue. — Lange irrte er hülflos herum; allenthalben fand er Verwüstungen des fürchterlichen Winters und nirgends Aufnahm. Nicht einmal so viel schwarzes Brod konnte er sich erbetteln, als sein quälender Hunger verlangte: er muste sich mit Brod aus Hanf gebacken begnügen, das ihm aufs neue Schwachheiten zuzog, die jedoch seine feste und starke Natur bald überwand. Endlich bettelte er sich bis an die Gränze von Lothringen, wo sich ein Schäfer seiner erbarmte, dem er zwei Jahre als Knecht diente. Dieser gute Mann sagte dem Düval des Abends, wenn er seine Schaafe eingetrieben hatte, manches aus der Schrift, so gut als er es wuste, und der lernbegierige Schüler faßte und behielt es gut. Düval hatte endlich vom Schäfer alles gelernt, was dieser wußte; gleichwohl fühlte er einen so nnauslöschlichen Durst noch guten Kenntnissen, daß er von ihm Abschied nahm, und die ganze weite Welt aufs neue zu seiner Wanderschaft erwählte. Er kam nach einigen Tagen vor die Einsiedeley la Rochette. Man nahm ihn gütig auf, und verstattete ihm den Aufenthalt. Für diese Wohlthat erbot sich Düval dem ältesten Einsiedler, der Bruder Palemon hieß, als Bedienter aufzuwarten, und nebenher die kleine Kuh- und Schaafheerde der Einsiedler zu hüten. Er war sechzehn Jahre alt, als er hieher kam, hatte aber noch nicht so viel gelernt, als man-

cher Knabe von sieben Jahren. Zu seinem Glücke hatte er eine ausserordentliche Wißbegierde. Daher fuhr er mit dem grösten Heißhunger über jedes Buch her, das er fand, und las es so schnell durch, daß er die Bibliothek der Einsiedler gar bald im Kopfe hatte. Doch sein Aufenthalt hier dauerte nicht lange. Denn der Bruder Palemon bekam von seinem Obern den Befehl, einen jungen Einsiedler aufzunehmen. Da die Einsiedeley keinen Platz mehr hatte, so mußte Düval weichen. Palemon gab ihm ein Empfehlungsschreiben an einen andern Einsiedler, dessen Wohnung eine halbe Stunde von Lüneville, der damaligen Residenz des Herzogs von Lothringen, war. Er kam in die Einsiedeley, die den Namen St. Anna führte, und wurde freundlich aufgenommen, muste aber eben so wie vorher, der Hirte einer kleinen Heerde Schaafe und Kühe werden. Bei diesem einsamen und niedrigen Geschäfte war der junge Hirte so sehr zufrieden, daß er alles that; was er seinen Wohlthätern nur immer an den Augen absehen konnte. Er war jezt achtzehn Jahre alt, und noch konnte er nicht schreiben. Aber seine Wißbegierde war so groß, daß er diese edle Kunst in kurzer Zeit dadurch lernte, indem er eine Glasscheibe über eine Vorschrift legte, und so die Buchstaben nachzeichnete. Eben so geschwind lernte er die ersten Regeln der Rechenkunst; weil er seiner sehr geringen Erfahrung ungeachtet wohl einsahe, daß die Kunst, seine Gedanken zu Papier zu bringen und die Summen eingekaufter oder verkaufter Dinge leicht und richtig berechnen zu können, einem jeden Menschen in jedem Stande nöthig, wenn er anders kein Betrüger werden, oder sich selbst betrügen lassen, oder doch wenigstens im Handel mit andern

in beständigem Argwohn leben will. Von der Rechenkunst und überhaupt von den sämtlichen mathematischen Wissenschaften hielt Dûval sehr viel, und sein Eifer sie zu erlernen, hatte keine Gränzen. Daher suchte er jedes Buchs, jeder geographischen Karte habhaft zu werden, die er nur in seiner Einsiedeley auftreiben konnte; und blos durch eigenes Nachdenken und durch einen unüberwindlichen ausharrenden Fleiß brachte er es ohne alle andere Hülfe so weit, daß er viele richtige und aufgeklärte Begriffe in der Sternkunde und Erdbeschreibung hatte. Um in der ersten Wissenschaft immer weiter zu kommen, las er sich in seinem Walde eine Eiche aus, und bauete von Schilf und Reiswerk einen Korb darauf, der viel anders, als ein Storchnest aussah, aus welchem er des Abends die Sterne beobachtete. Da er von Ferngläsern noch nichts wußte, so hatte sein unermüdeter Scharfsinn den Einfall, sich einen Hollunderstab auszuhöhlen, um ihn statt eines Fernrohrs zu gebrauchen. Es dauerte nicht lange, so hatte der unermüdete Jüngling alle Bücher durchstudirt, die nur in der Einsiedeley zu finden waren. Seine Begierde, mehrere zu besitzen, war nun um desto heftiger, da er sie nicht befriedigen konnte. Aeusserst sonderbar ist das Mittel, das er ersann, um sich diese geliebten Werkzeuge anzuschaffen; wenigstens bin ich gewiß, daß es keiner meiner jungen Leser errathen kann. Der junge wißbegierige Duval fieng nämlich Füchse, Haasen, wilde Katzen, Marter, Vögel und andere Thiere, deren Bälge und Federn er verkaufte, und sich Bücher dafür anschaffte. Auch in dieser Kunst brachte er es in kurzer Zeit so weit, daß er sich getraute Rehe und Hirsche anzufallen, und er hatte in drei Monaten über

vierzig Thlr. mit dieser seltenen Jagd verdient. Freilich gerieth er hierbei oft in Gefahr, seine Gesundheit oder sein Leben zu verlieren; allein ihm war keine Schwierigkeit, kein Hinderniß zu groß; seine Begierde Gutes zu lernen, ward immer grösser. Einst ward er im Walde eine wilde Katze gewahr, deren schöner Balg ihn herzlich lüstern nach ihr machte. Er kletterte den Baum hinauf, auf dem sie saß. Das Thier zog sich bis in die Spitze hinauf, er folgte nach, und versezte ihm mit seinem Stocke einen Schlag, der aber das Thier nur leicht traf. Es sprang mit einem Sprunge herunter, und nahm die Flucht, und der begierige Jäger folgte ihm eben so geschwind nach. Es hatte sich in einen hohlen Baum gerettet, in welchem Dûval so lange mit seinem Stocke herum arbeitete, bis ihm das Thier in die Hände sprang. Er bot alle seine Kräfte auf, es zu ersticken; da es aber den Kopf noch frei hatte, so sprang es ihm in die Haare, und brachte ihm viele Wunden bei. Dûval achtete alles dies nicht: er sahe nicht mehr die Katze, sondern die Bücher, die aus ihrem schönen Balge entstehen sollten. Er ließ also seine Beute schlechterdings nicht los, bis er sie, aber auch mit ihr manches Stück seiner Haut herunterrieß, und nun zerschmetterte er ihr am nächsten Baume den Kopf. Er hieng die mit so grosser Gefahr errungene Beute auf seinen Stab, und eilte im Triumpf nach der Einsiedeley zu. Die Einsiedler erschracken sehr, als sie ihn blutig sahen. Er aber achtete seinen Schmerz nicht: „Es hat nichts zu sagen, ehr„würdige Väter! sagte er mit der grösten Gleichgül„tigkeit. Waschen sie mich mit etwas warmem Wein, „und es wird wieder heilen. Da, fuhr er fort, „ und

„und wies auf seine Katze, da sehen sie meine „Beute."

Einst fand er in seinem Walde ein goldenes Pettschaft; gleich am nächsten Sonntage — eher konnte er von seiner Heerde nicht abkommen, — gieng er nach Lüneville, und bat einen Geistlichen um die Bekanntmachung, daß der Eigenthümer des Pettschaftes sich bei ihm melden möge. Dasselbe gehörte einem reichen Engländer, Nahmens Forster, der sich zu Lüneville aufhielt. Dieser wurde von der Redlichkeit des jungen Hirten so gerührt, daß er ihm zwey Louisd'or schenkte, und ihm überdem erlaubte, ihn jeden Sonn- und Feiertag zu besuchen, und ein Morgenbrod bei ihm zu essen. Düval nüzte dieses gütige Anerbieten und bekam noch ausserdem jedesmal einen Laubthaler zum Geschenk. All dieses Geld verwandte er zum Ankauf guter und nützlicher Bücher. Ein andermal saß Düval unter einer Eiche und studirte in seinen Landcharten. Die jungen Prinzen von Lothringen, Franz und Leopold, die sich eben auf einer Jagdpartie verirrt hatten, fanden den seltsamen Studenten bei seinen Charten; neben ihm den getreuen Hund und in der Ferne die kleine Heerde. Die Prinzen thaten viele Fragen an ihn, die er mit einer Offenherzigkeit und zugleich mit einer Geschicklichkeit beantwortete, daß sie und ihre Begleiter in das gröste Erstaunen geriethen, und den bescheidenen Hirten herzlich lieb gewannen. Der eine Prinz, Franz, nachmaliger römischer Kaiser, bot ihm an, ihn besser als jezt studieren zu lassen. Düval nahm dies gütige Anerbieten unter der Bedingung an, wenn man ihm seine völlige Freiheit lassen wolle.

welche Bedingung ihm auch zugestanden wurde. Er nahm also von den Einsiedlern zu St. Anna, bei denen er vier Jahre zugebracht hatte, mit dankbarem Herzen Abschied, und verließ diesen Ort mit vielen Thränen, wo er eigentlich angefangen hatte, ein vernünftiger Mensch zu sein.

Nun konnte er seiner Neigung ungehindert nachleben, welches er auch mit solchem Eifer that, daß er in kurzer Zeit ein gelehrter Mann ward! Er wurde daher von einem Amte zum andern befördert, und hatte das Glück, seinen hohen Wohlthätern auf weitläuftigen Reisen nach Frankreich und Italien zu begleiten. Und da dieser Prinz als römischer Kaiser nach Wien zog, nahm er ihn mit, und machte ihn da zum Oberaufseher der kaiserlichen Bibliothek und des Münzkabinets. Dûval blieb mitten im Geräusche des Hofes und bei einer guten Einnahme doch immer seinen ländlichen Sitten ergeben; er lebte sehr mäsig, kleidete sich sehr einfach, und studirte mit eben dem Eifer, als ob er noch in der Einsiedeley zu St. Anna wäre. Sein erspartes Geld verwandte er zu lauter wohlthätigen Handlungen. Er kaufte sein väterliches Haus an sich, ließ es einreissen, und baute ein sehr schönes Schulhaus von Steinen, auf dem Platze auf, womit er der Gemeine ein Geschenk machte. Vorzüglich freigebig bewies er sich gegen seine ehemalige Wohlthäter, die Einsiedler zu St. Anna. Er ließ nämlich ihre kleine Hütte einreissen, und dafür ein grosses Gebäude mit einer niedlich Kapelle errichten, und den Garten und die Wirthschaftsgebäude erweitern; welches alles ihn ein Kapital von 9000 Thlr. kostete.

Zugleich suchte er das Geschäfte dieser Einsiedler wohlthätig zu machen, indem er ihnen die Pflicht auflegte, edle Bäume zu ziehen, und jedermann in der Nachbarschaft umsonst damit zu versorgen. In seinem langen Leben, das er am Hofe zubrachte, blieb er doch von Fehlern der Höfe frei. Schmeichelei war ihm völlig unbekannt; dagegen waren ihm Freimüthigkeit und Aufrichtigkeit im höchsten Grade eigen. Dieser Vorzüge wegen wurde er vom Kaiser, von der Kaiserin Maria Theresia und von allen kaiserlichen Kindern mit ausnehmender Zärtlichkeit geliebt und geschäzt. Daher bestimmte ihn auch der Kaiser zum Lehrer des damaligen Erzherzogs Joseph. Allein als er ihm dieses Amt auftrug, lehnte es der bescheidene Mann mit der Entschuldigung ab, er fühle sich nicht geschikt genug zu dieser Stelle. Und eben dieses offenherzige, bescheidene Bekenntniß machte ihn in den Augen des Kaisers noch werther.

Dieser ausserordentliche Mann starb am 3 November 1775 in einem Alter von 81 Jahren. Unter seinen Vermächtnissen fand sich ein Legat von 11000 fl. von denen Zinsen jährlich drei arme fromme Mädchen bis auf ewige Zeiten ausgesteuert werden müssen.


Fig. 36.
Fig. 37.

Die Rheinschiffahrt zwischen Mainz und Koblenz.

Tab. XVI. Fig. 38.

(Aus einem Briefe.)

Ich versprach mir viel Vergnügen von der berühmten Rheinfahrt zwischen Mainz und Koblenz; aber, was ich auf dieser entzückenden Reise empfunden und genossen habe, hat alle meine Erwartungen übertroffen. Ich bin in keiner geringen Verlegenheit, wie ich Ihnen, Freund! unbeschreibliche Dinge beschreiben soll. In Sachsen, Schlesien, Schweiz, Brabant und Flandern, habe ich manche mahlerische schöne Gegend gesehen, aber deren keine hält den Vergleich aus, mit dem ganz eigenthümlichen Zauber dieser Rheinufer.

Ich begann mit meinem Gesellschafter die Abreise von Mainz auf die gewöhnliche, wenig kostspielige Art mit einer gedungenen Jagd. Dies sogenannte Rheinschiff ist mit Ruderern bemannet und hat ein Verdeck, welches oben mit einer Gallerie umgeben ist. Man hält sich nach Belieben entweder unter dem Verdeck auf, wo man vor Unwetter vollkommen in Schuz ist,

und durch die Fenster doch alles sehen kann; oder man geht an einem so heitern Tage, wie der heutige war, oben auf die Gallerie, und ist ganz im Freien. Strom, abwärts geht die Fahrt äusserst rasch, und man kann, wenn man will, die ganze Reise bis Koblenz in vierzehn Stunden vollendet haben. Wir fuhren indessen absichtlich nicht so ununterbrochen fort; sondern hatten uns die Erlaubniß ausgebeten, und in der Fracht mit einbedungen, zur Aufsuchung der Sehenswürdigkeiten längst den beiden Ufern landen zu dürfen, so oft, und wo es uns belieben werde. Dies ist auch schlechterdings nöthig, wenn man nicht den Rhein hinabfliegen und manches Merkwürdige ungesehen lassen will. In den ersten Stunden schwimmt man zwischen den fruchtbaren Ufern des paradiesischen Rheingaues auf der breiten Fläche des eilfertigen Strohmes dahin. Man ergözt sich an den schattigen wohl angebauten Inseln, welche der sich theilende mächtige Rhein umschlingt, und an den grünen Wiesen und reichen Kornfeldern seiner beiden Ufer. Dann erhebt sich die Ebene allmählig zu einem ungeheuren Amphitheater. Aus tiefer Ferne schimmert die herrliche Cultur dieser sanften Anhöhen in ihren mannigfaltigen Mischungen von Grün angenehm hervor. Zur Linken blickt man in die königliche Landschaft beim Städtchen Ingelsheim, die schon vor einem Jahrtausend für Kaiser Karl den Grossen so ungewöhnliche Reitze hatte, daß er sich daselbst den überaus prächtigen Palast erbaute, dessen Lage und Bruchstücke noch jezt Achtung für Karls Geschmack einflössen. Zur Rechten blickt die erhabene, durch ihren Göttertrank so berühmte Probstey Johannisberg,

von

von ihrem Wohnhügel herab; und rund umher liegen nahe und fern blühende Städtchen, Dörfer und Landsitze wie hingesäet.

Da wir uns Bingen näherten, erhöheten sich die Ufer allmählig, und eine zusammenhängende Kette von fruchtbaren Bergen zu beiden Seiten umgab uns. Jezt schwinden Wiesen und Kornfelder, und das Reich des Epheu-begränzten Weingottes beginnt. Die Bergabhänge des rechten Ufers sind mit Reben geziert, und die Erdabsätze, deren einer immer höher ist, als der andere, bilden bei Rüdesheim einen schönen Halbzirkel. Diesem Dorfe schräg gegenüber liegt Bingen, eine uralte Stadt, deren schon Tacitus erwähnt. Der Rhein wird hier in mehr als einer Hinsicht merkwürdig. Er fängt hier seinen zu beiden Seiten von hohen Gebürgsufern eingeengten Gang an, welche Schranken ihn erst bei Koblenz wieder verlassen. Mitten in seinen Fluthen steht unweit die Stadt auf einem unter der Wasserfläche verborgenen Felsen, der eben so feste als verrufene Mausthurm, der schon seit vielen Jahrhunderten den gegen ihn tobenden Wellen des Rheinstroms Troz bietet. Eigentlich heißt er Mauth- das ist, Zollthurm, denn seine Bestimmung war unstreitig, in Verbindung mit der ihm gegenüber liegenden Veste Ehrenfels, auf welcher noch jezt die Zollgerechtigkeit haftet, die Schiffe zur Erlegung eines Rheinzolles zu zwingen, der dem Domkapitel zu Mainz jährlich 30,000 Gulden einbrachte; eine Summe, die in den frühern Zeiten sehr bedeutend war. Vielleicht fanden die Handelnden den hiesigen Zoll unverhältnißmäßig, und gar zu drückend,

und gaben in dieser Hinsicht jenem Mauththurme mitten im Rheine, der sie zwang, den Zoll zu erlegen, mithin ihre Schiffe gleichsam bemausete, den Spottnamen Mausethurm. Bei dieser ist unweit der Stadt, wo sich die Nahe in den Rhein ergießt; das sogannte Bingerloch, dieser merkwürdige Rheinfall, der vormals der Schiffahrt so hinderlich und gefahrvoll war, und noch jezt denen, welche zum Erstenmal zwischen ihm hinfahren, ein unwillkührlicher Schauder anwandelt. Eine queer über dem Bette des Strohms verborgen liegende Felsenkette bildet nemlich in dieser Gegend einen schwer zu räumenden Damm, welcher den mächtigen Rhein, wenn er nicht gar zu groß ist, hier gewaltsam anschwellt, so, daß seine schäumenden Fluthen mit einem fürchterlichen Geräusche über den Damm hinabstürzen, und sich über die scharfen Hervorragungen des felsigten Rheinbeetes in mehrern kleinen Strudeln fortwälzen. Gegen das rechte Ufer zu ist in diesen natürlichen Felsendam nach und nach mit vieler Mühe eine für die Schiffahrt nothwendige tiefe Oefnung gesprengt worden, durch welche jedes Schiff, das nicht verunglücken will, gerade hindurch muß. Diese, fünfzig Schritte breite Oefnung in dem hier weggeräumten Damme, wird das Bingerloch genannt. So lange sie in den frühern Jahrhunderten noch nicht tief und breit genug war, und so lange hier und da scharfe felsigte Hervorragungen im Flußbeete zurükblieben, muste sie, vorzüglich bei kleinen Wasser, dem Schiffer allerdings noch sehr furchtbar sein; jezt aber ist sie ohne Grund, und blos durch die Vergangenheit, noch übel berüchtigt. Zwar bleibt die Durchfahrt durch dieses Loch immer sehr grausenvoll; denn die, auch bei

einer völligen Windstille, sich thürmenden Wellen, mit welchen sich ein grosser Theil des Wassers brausend über jenen unsichtbaren Felsendamm hinabstürzt — der alles mit sich fortreissende Strom, der sich mit dem Schiffe pfeilschnell durch das Bingerloch hindurchdringt — die an beiden Ufern hoch aufgethürmten Gebirge und Felsenmassen, die den Horizont verfinstern, und gleichsam einen grossen Trichter bilden, in welchen man mit dem Schiffe eilfertig hineinjagt — und endlich das scheinbar gegründete Vorgeben, als ob hier ein unterirrdischer Schlund das Wasser verschlinge, unter der Erde fortführe, und bei St. Goar, wo ein ähnlicher Rheinstrudel ist, wieder ausspie — dies zusammen verursacht freilich beim Durchfliegen durch das Bingerloch ein Emporstreben der Haare. Indessen ist die Gefahr, welche unter gewissen Umständen damit verbunden sein mag, in der That nur gering. Das oberhalb trichterförmig zusammenströmende Wasser zeigt den rechten Weg zum unsichtbaren Loch von selbst, der Steuermann hat auf nichts seine Aufmerksamkeit zu richten, als daß er sein Schiff in einer gerade fortlaufenden Richtung erhält. Blos auf großen Floßhölzen und schwer beladenen Schiffen wird bei niedrigem Wasser durch diese Durchfahrt ein vorzüglich erfahrener — immer aber ein verständiger, nüchterner Steuermann erfordert.

Ungeachtet die ununterbrochenen Gebirgsketten, zwischen welchen der Rhein, von Bingen an, forschlängelt, die Aussicht begränzen, und den Strom oft ganz zusammenengen: so zerstreut doch die Fahrt zwischen

ihnen hin immerfort höchst angenehm, und ist nichts weniger als einförmig. Oft schien es mir, als ob die steilen Felsen an beiden Ufern in der Urzeit je einmal eine zusammenhängende Masse gewesen wären, in irgend einer gewaltsamen Revolution des Erdballs aber von einander gerissen worden, und dem jetzigen Strome seinen gemessenen Gang anwiesen. Allenthalben, wo zwischen dem Rheine und seinem hohen Ufer eine schmale bewohnbare Fläche ist, da reihen sich aneinander lachende Uferdörfer und Städte, vollblühenden Wohlstandes, oder Rittersitze und Raubschlösser in prächtigen Ruinen. Hier und da hangen Wartthürme, auf den Gipfeln der Berge und hervorspringenden Felsenklippen erbauet, drohend über den Strohm, dessen Ufer sie bekrönen, und in dessen Spiegelflächen sie sich mahlerisch verdoppeln. Es war an einem Sonntage, da ich zwischen diesen romantischen Trümmern aus der Vorzeit sanft hinunterschwamm. Die zahlreichen Glocken der Uferstädte und Dörfer ertönten von allen Seiten, und das Gebirge gab ihren melodischen Schall über der stillen Wasserfläche im vielfachen Echo auf eine unglaubliche feierliche Art zurück. Zwischendurch hörten wir die geistlichen Gesänge der andächtig Reisenden, welche in mehrern vor uns vorbeieilenden Bööten und Schiffen zu vierzig Personen nach einem Wallfahrtsorte ihre heilige Lustparthie machten. Dieses alles und besonders die feierlichen Melodien der Andächtigen, die hier auf dem Wasser schwimmend auf eine so ungewöhnliche Art ihren Gottesdienst halten, war mir so ganz neu, und so unbeschreiblich feierlich, daß ich, ohne zu wissen wie, bis zu stillen Freudenthränen gerührt ward. Meinen Begleitern ging es nicht anders,

niemand sprach ein Wort; selbst die Ruderer legten ihre Pätschhölzer nieder, alles in unwillkührlicher Stille horchte auf die friedlichen Töne aus der Nähe und Ferne. Das Ganze würkte hinreissend auf jede gefühlvolle Seele. Unstreitig eine der reitzendsten Ansichten gewährt hier der Rhein oberhalb Bacharach, da, wo man dieses Städtchen im Hintergrunde hat. Die freundlichen Dörfer Lorrech, Lorcherhausen, Heimbach und Bibach schlängeln sich mit ihren vormaligen Befestigungen und Thurmreichen Mauern längst den Ufern zierlich dahin. Ueber ihnen prangen in verschiedenen Abstufungen die grünen Weinpflanzungen selbst an den abhängigsten Bergen, und hie und da, wo sie zu steil sind, schimmert der nakte Felsen durch. Von den Gipfeln der Felskolosse blicken Grausen erregend die Reste der Ritterzeiten herab.

Den Strom entlang schwimmt von Zeit zu Zeit eine angenehme, grüne Insel; eine Menge auf und abfahrender Schiffe, Jagden und Kähne, in eilfertiger Thätigkeit, verkleinern sich im Hintergrunde der blauen Wasserfläche bis zu blossen kaum sichtbaren Punkten. Unterhalb des Rheins, der hier einem Landmeere gleicht, blickt aus tiefer Ferne das amphitheatralische erbaute Städtchen Bacharach mit seinen thurmreichen Mauern und Ruinen daher. Allenthalben aber sieht man sich eingeengt von Gebirgen; man glaubt in der Tiefe eines langen, mit Wasser überschwimmten Thals zu sein, aus welchem die hohen Ufer rund umher dem Schiffe nirgend einen Ausgang gestatten. Bei dem kurpfälzischen Städtchen Bacharach wird ein vortrefflicher Muskatellerwein gewonnen. Schon dem Aeneas

Sylvius — Papst Pius dem II. — behagte er so wohl, daß er sich alljährlich ein Fäßchen davon nach Rom kommen ließ. Die hiesigen Berge, welche dies beliebte Erzeugniß hervorbringen, haben einen Boden, dem viele Theile von Schieferstein eingemischt sind, und enthalten Steinkohlen. Ersterer verstärkt, zu Gunsten des hiesigen Weinbaues, die kochenden Sonnenstrahlen, und beides zusammen soll der Traube vorzüglich den angenehmen Geruch und den Wohlgeschmack geben. Dieser hier wachsende edle Wein — der indessen jezt zu seinem Nachtheile etwas ausgeartet sein soll — veranlaßte die in den ersten christlichen Jahrhunderten hier hausenden Römer, ihrem Weingotte hier einen Altar zu errichten. Dieser Bachusaltar — Bachiara — dem, wie man allgemein behauptet, Bacharach den Namen verdankt, ist noch diese Stunde vorhanden, und jedem Rheinschiffer unter diesem Namen bekannt. Er besteht aus einem grossen viereckigten Felsenstücke, das eine wagrechte Oberfläche hat, und unweit der Stadt mitten im Rheine, zwischen seinen rechten Ufern und der Heiles-Insel liegt. Er ist aber gewöhnlich vom Strome überschwimmt, und nur dann, wenn der Rhein ausserordentlich klein ist, ragt er über dessen Oberfläche hervor. Im vorigen Jahrhunderte war es erst dreimal den Fall, nemlich in den Jahren 1719, 1750. und 1783. Auf dem Stein sollen verschiedene Buchstaben eingehauen sein. Mit eigenen Augen habe ich mich indessen weder von ihrem Dasein überhaupt, noch davon überzeugen können, daß der Innhalt dieser nicht mehr völlig leserlichen Inschrift auf die ehemaligen römischen Opferverrichtungen Bezug habe; denn das Wasser ist heuer viel zu groß. Die hiesigen Einwoh

ner sehen den Altar sehr gerne zum Vorschein kommen, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß dann jedesmal ein vorzüglich gutes Weinjahr ist; vielleicht ist dieß aber auch Ursache, warum die Römer gerade diesen oft unter der Rheinfläche verborgenen Felsen zum Opferplatze für ihren Bachus erwählten. Ueber der Stadt Bacharach liegt die ursprünglich von den Römern erbauete, und von den Hunnen eroberte feste Burg Stalek, deren Thurmmauern zum Theil vierzehn Fuß dick sind. Die mit sechszehn Thürmen verzierte und befestigte Ringmauer der Stadt schließt sich an die auf dem Obergipfel gelegene Burg Stalek an, und leztere beschüzt Bacharach, und beherrscht den Rhein. Hier wird der stärkste pfälzische Rheinzoll erhoben. Kurfürst Karl Theodor hat im J. 1754 mit grossen Kosten von Bacharach aus durch das Thal und dann den Berg hinauf, eine Kunststrasse über Simmore, queer über den Hundsrück bis an die Mosel nach Bernkastell, anlegen lassen; nachdem vor achtzehnhundert Jahren schon die Römer eine, jezt freilich verfallene Heerstrasse, wovon man noch Spuren findet, queer über den Hundsrück angelegt hatten. Ich befand mich auf dem Jagdschiff, mit welchem ich nach Coblenz reisete, unter andern auch in der Gesellschaft eines geschickten Landschaftzeichners, der jede vorzügliche mahlerische Gegend, welche ihm auf seinen Reisen durch Frankreich, England und Deutschland aufgestossen war, auf der Stelle in seine Landschaftensammlung, die er bei sich führte, eingetragen hatte. Sein Bleistift und seine Augen waren hier in einer fast ununterbrochenen Thätigkeit. Kaum war er mit Eintragung einer Ansicht in sein Buch fertig geworden, so eröffnete sich schon wieder eine andere

wo möglich noch schönere, Gegend. Die bezaubernste von allen ist vielleicht die gegen Oberwesel. Sie allein ist einer Wallfahrt nach Coblenz werth. Auch hier gleicht das Ganze wieder einem länglicht runden See, den thurmhohe Felsen umgränzen, und aus dessen excentrischem Mittelpunkte das siebenthürmige Feenschloß — Pfalzgrafenstein. gewöhnlich die Pfalz genannt — auf eine höchst romantische Art mitten aus der breiten Rheinfläche hervorragt, und in seinem blendenden Weis freundlich daherblickt. Dieses schöne, feste Schloß ist in Gestalt eines regelmäßig-länglichten Sechsecks in der Mitte des Stroms, auf einem unerschütterlichen Felsengrunde, von Quadersteinen, so dauerhaft erbauet, daß es der Gewalt des reissenden Stroms nicht nur, sondern auch selbst im Winter dem heftigsten Eisgange Troz bietet. Da man, wenn der Rhein nicht sehr klein ist, von dem Felsengrunde nichts sieht, worauf dies Schloß erbauet ist, so scheint dasselbe im eigentlichsten Sinne, vielleicht auf das Geheiß irgend eines Zauberstabes, aus dem Flusse hervorgewachsen zu sein, dessen heftige Fluthen sich oberhalb schäumend an ihm brechen, und es dann zu beiden Seiten gleich sehr umströmen, und dieses Zauberschloß dem Auge des Vorüberfahrenden verkehrt zuwirft. Dieser höchst ungewöhnliche Standpunkt eines Gebäudes, das bei seiner durchaus eigenthümlichen Gestalt und Bauart, statt der Fenster von Aussen nur Schießscharten zeigt — seine Thürmchen an den sechs Ecken, aus deren Mitte ein siebenter, wie das Oberhaupt, prächtig hervorragt — ferner seine blendend weiße Farbe; die gegen das schwarze Schieferdach der Thürme und gegen die umliegende, aus Weinbergen, Waldungen und

schieferartigen Felsen zusammengesezte Gebirgslandschaft schön und auffallend absticht — und endlich die daran gränzenden Uferstädtchen Kaub und Oberwesel, welche in Verbindung mit den nachbarlichen Dörfern, und den hocherhabenen, zerstörten und unzerstörten Bergschlössern, den schiffreichen Rhein noch lebhafter machen; — das alles zusammen macht die wunderschöne Aussicht hier einzig in ihrer Art.

Es fehlt gänzlich an glaubwürdigen Nachrichten von dem Ursprunge dieser dem pfälzischen Städtchen Kaub gegenüber liegenden Feste Pfalz, und der eigentlichen Zeit ihrer Erbauung. Wahrscheinlich war hier anfangs nur eine Warte, welche nachmals in diese Feste verwandelt wurde, deren zwölf kleine Stücke und Invalidenbesatzung dem hiesigen Rheinzolle zum Schutze diente. Diese vier und zwanzig Mann Besatzungs-Truppen pflegen durch das Anziehen einer Glocke die vorbeifahrenden Schiffer an die Berichtigung des Zolles zu erinnern, und stehen unter dem Kommandanten der benachbarten uralten Bergfestung Gutenfels. Trinkwasser erhält die Besatzung des Schlosses Pfalz aus dessen merkwürdigem Brunnen; welcher mitten im Rheine durch die dicke Felsenmassen gehauen ist, worauf das Schloß steht. Das sehr gute Wasser dieses Brunnen steht mit dem Rheinwasser in keiner Verbindung, sondern quillt aus einer Quelle herauf, welche tief unter dem Rheine aufgesucht ist. Wer in dieses sonderbare Schloß ohne sichtbare Thüre und Fenster hinein will, muß mit einem Fahrzeuge zu Wasser nach einer gewissen Gegend dicht an dasselbe hinanfahren, wo dann über ihm die Besatzung eine Fallthüre eröff-

net, und Anstalten zum Hinaufbefördern trift. In der Nähe bei dem Städtchen Kaub liegt die pfälzische Bergfeste Gutenfels, welche dies Rheinschloß commandirt.

Ungeachtet die felsigten Ufer des Rheins hier fast überall steil sind, so hat sie doch der unermüdete Fleiß der Einwohner da, wo es thunlich war, urbar gemacht, und mit Reben bepflanzt. Wo auch nur eine Felsenspitze im sonnigten Plätzchen hervorragte, da ward sie zum Anbau des edlen Rebensafts benuzt. Fleißige Hände sprengten und ebneten sich einen Weg zu ihr hinauf. War sie zu nackt, um einem Weinstocke Haltung und Nahrung zu geben, so trug man mit vieler Unverdrossenheit die erforderliche Erde dahin, um gleichsam die Blösse der Natur zu bedecken, deren Milde und Dankbarkeit man nicht vergeblich auf die Probe stellte. Es ist ausserordentlich, wie sehr die ohnehin schon mannigfaltigen Reitze der schönen Natur auch durch dergleichen sichtbare Cultur des Bodens hie und da vermehrt worden sind.

Wir landeten in der Vorstadt des am rechten Ufer des Rheins gelegenen Städtchens Kaub, das sich in das Thal hinabzieht, und hatten uns fast lange daselbst verweilt. Es war schon im Zwischenlichte eines der schönsten Sommerabende, da wir vor den prächtigen Thürmen des Schlosses Gutenfels vorbei, und zwischen den andern hinfuhren, wo das Recht des Stärkern das Rauben zum privilegirten Handwerke gemacht hatte, und wo man, wie leider noch bis auf diesen Tag noch zu geschehen pflegt, nur die kleinen Diebe zwischen Himmel und Erde schweben ließ. Die

Sonne hatte ihre Stralen dem Rheinthale vor dem hohen Gebirge schon längst nicht mehr mittheilen können, und ein schauerliches Halbdunkel umhüllte schon jeden Gegenstand unsers Gesichtskreises. Furchtbar hingen die Klippenhervorragungen mächtiger Felsen über das Bette des Flusses hin; und noch furchtbarer droheten Burg-Ruinen, auf uns herabzustürzen. Die Fantasie, der man immer so gern, und oft so unweise, den Zügel schiessen läßt, schwärmte sich lebhaft in die Zeiten eines Berthold von Urach, eines Ulrich von Achalm (wo wir als jugendliche Freunde uns Täge lang in so alten Rittersitzen aufhielten) und eines in der hiesigen Gegend gehauseten Fust von Stromberg zurück. Ich erblickte dessen Mannen und Knappen (hörte die Sturmglocke die Luft durchschneiden) auf des Schlosses Trümmern, und hörte ihren Zuruf, als ob er aus den Gebirgsklüften hervorginge. Und doch war es nur ein muthwilliges Echo, das jedes unserer Worte an den Klippen und Felsenwänden spukhaft nachplauderte. Wir fuhren auf unserer Jagd des nächsten Tages — an einem höchst angenehmen Sommermorgen — weiter. Dieser versprach uns abermal einen so heitern Tag, als wir gerade haben mußten, um die Annehmlichkeiten und Freuden. unserer Rheinfahrt hieher vollkommen zu geniessen. Nach unserer Meinung begannen wir unser heutiges Tagewerk sehr früh; und doch fanden wir den ganzen Rhein schon lebhaft von Schiffen. Die Schiffe, welche den Rhein aufwärts gehen, werden, des heftigen Stromes wegen sämtlich gezogen, gesezt auch, sie giengen ledig hinauf. Die Pferde, welche dieses Geschäft zu verrichten pflegen, stehen längs dem Rheine stationsweise dazu

in Bereitschaft. In dieser Absicht ist zwischen dem hohen und steilen Felsenufer und dem Strome selbst — entweder auf der einen oder der andern Seite, selten aber an beiden Ufern zugleich — eine schmale Uferstraße über den unebenen felsigten Boden für die ziehenden Pferde gesprengt und geebnet worden. Die Pferde werden eines hinter das andere gespannt, und zwei bis sechs Stück sind hinreichend, ein einzelnes Schiff zu transportiren. So oft einem solchen Schiffe ein andres begegnet, welches mit dem Strome fährt; so muß jenes das an dem Mastbaum befestigte Seil, woran die Pferde ziehen, unter das Wasser herabsinken, und das leztere darüber wegrudern lassen.

Zwischen dem ehemaligen Hessenkasselschen Städtchen Goarshausen und St. Goar, welches lezte hier Sankewähr ausgesprochen wird, ist der merkwürdige Rheinstrudel, dessen bei Beschreibung des Bingerlochs schon erwähnt worden. Der grosse Volkshaufe glaubt zum Theil noch, daß hier das Rheinwasser wieder zum Vorschein komme, welches von dem vorgeblich unterirrdischen Schlunde bei Bingen verschlungen werde, das mehrere Meilen lang auf einem unterirrdischen Wege fortströme, bis es sich endlich hier mit dem Obern-Rhein vereinige. Aber noch nie hat man bemerkt, daß irgend ein Holz im Strudel zu Bingen verschlungen, und ganz unsichtbar geworden, hier bei St. Goar aber wieder ausgeworfen und zum Vorschein gekommen wäre. Gewöhnlich nennt man den hiesigen Strudel die Bank, oder das Werb bei St. Goar; man würde ihn aber eben so, wie das erwähnte Bingerloch, viel bestimmter einen Rheinfall nennen; denn das ist er im Grunde,

und daher entstehen seine Strudel. Das Wasser stürzt hier nämlich über ein sehr unebenes felsigtes Flußbeete auf eine Länge von zweihundert Schritte, gegen fünf Schuh hoch mit einem entsezlichen Ungestüm in die Tiefe hinunter, und bildet auf diese Art mehrere kleine Strudel. Eine mitten im Rheine liegende Insel, die hier den Strom in zwei Arme theilt, welche in der Gegend jener Strudel sich wieder vereinigen, vermehrt noch um vieles diese Wasserwirbel, und das Toben der Wellen. Denn da der südliche Arm, sowohl vermöge der Direktionslinie des heftigen Stroms, als auch vermittelst der wenigen großen Rauheit, und eigenthümlichen Beschaffenheit des Flußbeetes, weit mehr Kraft erhält, als der nördliche, dessen Beete ausserordentlich rauhe Felsenhervorragungen zu haben scheint: so wird das Wasser des letztern dadurch in seinem Laufe um vieles aufgehalten, und so lange gehemmt, bis es durch den beständigen Zulauf doch endlich wieder so viel Kraft erlangt, um den südlichen Arm gleichsam wieder zu überwinden, und in ihn einzudringen. So wirkt denn eine Kraft gewaltsam in die andere ein, und bildet im gegenseitigen Kampfe verschiedene Wirbel. Daß dieß wirklich die Natur dieses ohne Noth verschrieenen Strudels sein müsse, und daß er nichts weniger als von einem unterirrdischen Schlunde des Rheins herrühre, bestättigt unter andern folgende Erfahrung auf eine Art, die keinen Zweifel übrig läßt. Ist der Rhein sehr angeschwollen, so bemerkt man wenig oder gar nichts von jenen Wirbeln, und nur dann sind sie da, wenn das Wasser klein ist. Auch pflegen sie nach Maasgabe der Höhle des Stroms nicht nur ihr Dasein überhaupt, sondern auch ihren Ort zu ver-

ändern. Die Wuth und das Toben der Strudel steigt nämlich, im umgekehrten Verhältnisse, auf einen desto höhern Grad, je niedriger das Wasser ist, welches sich bei dem hiesigen starken Gefälle des Rheins über dessen rauhes Beete fortwälzt, und hört ganz auf, sobald der Fluß so angeschwollen ist, daß das Wasser über jene Rheininsel fortschießt, und so das gegenseitige gewaltsame Einwirken der beiden Rheinarme aufhebt. So heftig das Wasser bei unserer Ueberfahrt über den Strudel, ungeachtet der gänzlichen Windstille, auch tobte; so ist doch, wenn man bei dem Steuermanne die gehörige Aufmerksamkeit voraussetzen darf, keine Gefahr dabei.

Ueber St. Goar liegt auf einem steilen Felsen die ehemalige Hessenkasselische Bergfestung Rheinfels. Die Rheinfahrt ist auch in diesen Gegenden wieder sehr angenehm, aber doppelt so schön ist sie es besonders da, wo wir uns den ehemals Kurtrierschen Städtchen Welmich und Boppart näherten. Leztere war eine Amtsstadt und uralt; vormals hieß sie Botobrigra. In ihrem Gebiete wird Silber gefunden, und bei Oberwesel ist ein Kupferbergwerk. Das Schloß Boppart, über der Stadt dieses Namens, halten einige für eines von den fünfzig Kastellen, welche Drusus Germanicus längst dem Rheine zur Bezwingung der Deutschen anlegte. Die Stadt ist auf eine ganz ungewöhnliche Weise mit viereckigten und runden Werkern längst der sehr dicken Stadtmauer befestigt. Auch findet man, ganz wider die Gewohnheit des Mittelalters, keine Thürme umher, wohl aber die Anlage dazu, deren keine indessen höher ist, als die Ringmauer. Auch er-

wähnen mehrere Schriftsteller eines hier gewesenen Königshofes oder königlichen Palastes, dessen Trümmer zum Theil noch gezeigt werden. Hievon mag der hier in den Rhein fliessende Bach seinen Namen Königsbach erhalten haben. Zwischen Boppart und den Hessischen am linken Rheinufer gelegenen Städtchen Braubach macht der Rhein plözlich einige starke Krümmungen. Ueber Braubach ragt die Hessendarmstädtische Bergfeste Marstein oder Marksburg hervor. Als Landgraf Johann der Streitbare ihre Aussenseite vermehren ließ, fanden sich in der Erde ausserordentlich viele Bogen, Pfeile und Spieße; woraus zu erhellen scheint, daß diese Feste einst harte Belagerungen ausgestanden hat. Hier ist es, wo der bekannte Römische Pfalgraben, oder Polgraben, wie man hier spricht — seinen Anfang nahm, der sich durch die Gegend bei Homburg vor der Höhe Buzbach bis in unsere Wirtembergische Amtsstadt Neuenstadt am Kocher hineinzog, wo er mit der sogenannten Teufelsmauer im Hohenlohischen zusammenhieng, und zur Vertheidigung des Rheingaues und des übrigen von den Römern in Besiz genommenen Landstrichs unweit Cantstadt am Neckar gegen die tapfern Karten und Deutschen aufgeworfen war.

Ein Stündchen unterhalb Braubach bei dem Städtchen Lahnstein, nimmt der Rhein die Lahn auf. Diesem Zusammenflusse gegenüber steht am linken Ufer des Rheins, bei der Stadt Rhens, unter dem freien Himmel, ein sehenswerthes und wohlerhaltenes Alterthum, welches unter dem Namen Königsstuhl — Thronus imperialis — bekannt ist. Dieses von Qua-

dersteinen aufgeführte Achteck, hat sieben Schwibbögen im Zirkel, die auf neun Pfeilern ruhen, wovon der neunte in der Mitte steht. Seine Höhe beträgt etwa 16 und der Durchmesser 26 Fuß. Eine Treppe führt auf seine Oberfläche, die ohne Obdach, und mit steinernen Bänken eingefaßt ist. Eine lachende Ufergegend umgibt diesen Königsstuhl, und um ihn her sind eine Menge Fruchtbäume gepflanzt. So viel ich weiß, ist dieser von allen, welche einst in verschiedenen Gegenden Deutschlands erbauet waren, (so ist ganz gewiß ein solcher Königs-Richterstuhl in der Gegend bei Herrenberg und Cantstadt in unserm Churfürstenthum Würtemberg gewesen) der einzige, der sich bis auf unsere Zeiten so vollkommen erhalten hat. Sie dienten bekanntlich den Chur- und Fürsten, Grafen des deutschen Reichs zum Versammlungs- und Wahlplatze, wenn sie sich über wichtige Angelegenheiten zu besprechen, oder unter sich ein Oberhaupt zu wählen hatten. So viel man weiß, hat die Versammlung der Churfürsten auf diesem Königsstuhle zum Leztenmahle im Jahr 1486. bei der Wahl Kaisers Maximilians des Ersten statt gefunden. Die erste Nachricht von diesem Stuhle hier bei Rhens findet sich in der Wahlgeschichte König Heinrich des Siebenten, Grafen zu Lützelburg, wo die hiesige Versammlung schon eine uralte Gewohnheit genannt wird.

Die Ursache, warum man gerade diese Gegend zur Wahlstätte ausersah, scheint darinn zu liegen, weil die vier Rheinische Churfürsten hier ihre Städte und Schlösser so ganz in der Nähe hatten, daß ihnen der Trompeten-

petenschall des Reichsherolds die vollzogene Wahl augenblicklich verkündigen konnte. Churmainz besaß ehemals die dicht dabei über dem Rhein gelegene Stadt Lahnstein mit dem Schlosse Lahneck — ehemal Chur-Trier die Flecken-Kapelle mit dem Bergschlosse Stolzenfels — Churkölln vor dem Lüneviller Vertrag die neben dem Königsstuhle gelegene Stadt Rhens — und Churpfalz endlich besaß damals die Stadt Brauchbach nebst der Bergfeste Marksburg, welches beides Hessendarmstadt jezt von Churpfalz zur Lehen trägt.

Zu Anfang des 17ten Jahrhunderts war dieser Königsstuhl nahe daran, in Trümmer zu zerfallen. Da aber Rhens für die dieser Stadt zugesicherte Zollfreiheit auf immer verpflichtet ist, ihn in Bau zu halten: so wurde er im Jahre 1624 wieder ausgebessert, und so steht er nun noch da. Die Treppe wand sich vormals um den mittelsten Pfeiler hinauf, jezt aber führt sie von Aussen auf die Oberfläche des Stuhls. Darneben stehet jene Jahrzahl und folgende mit unverständlichen Buchstaben:

LD. DE. MR.

Um das Andenken an die vormals hier geschehenen Reichswahlen zu erhalten, pflegt jezt das ganze Publikum von Coblenz alljährlich eine Lustpartie hieher zu machen. Am 3ten Pfingsttage nämlich wählt (ehemals) die Coblenzische Bürgerschaft ihre beiden jährliche abwechselnden Bürgermeister hier aufs neue, und macht sich nach vollbrachter Ceremonie einen lustigen Tag.

Bei dem Einflusse der Lahn in den Rhein endeten nun die hochaufgethürmten Gebirgsketten, die uns, von Bingen an, in das tiefe Rheinbeete eingekerkert hatten. Das Gebirge wechselte unterhalb Rhens wieder mit solchen Bergen ab, die sich sanfter erhoben. Allmählig ward die Landschaft, besonders am linken Ufer, immer offener, und endlich bliften die einzelnen Höhen aus der himmlisch schönen Gegend um Coblenz daher, und verkündigten uns das baldige Ziel unserer Wasserfahrt. Am frühesten zeigte uns die herrlich gelegene, hoch erhabene Karthaus *), deren Klosterbrüder das Gelübde stumm zu sein, hier gerade am wenigsten hätten thun sollen, wo die das Kloster umgebende unbeschreiblich schöne Natur sie zum lautesten Danke des Schöpfers auffordert, dessen Verehrung sie sich gewidmet haben. Ueber der Karthaus blikt ein Bergwald hervor, dessen dunkles Grün gegen den weissen Anstrich des Klosters auffallend und schön absticht.

*) Der geistliche Orden der Karthäuser ist bekanntlich eine Stiftung des Bruno, der ihn zu Chartreuse oder Karthause, ohnweit Grenoble, im rauhen Gebirge des Delphinats, zu Ende des 11ten Jahrhunderts stiftete. Er legte seinen Anhängern vor allen Dingen ein immerwährendes Stillschweigen auf. Sie tragen für beständig ein härenes Tuch auf dem blossen Leibe; essen niemahls Fleisch: fasten des Freitags bei Wasser und Brod, und dürfen sich nie ausserhalb dem Kloster sehen lassen. Sie theilen sich in die deutsche, spanische, französische und italiänische Nation, und halten jährlich am 12ten Mai ihr General-Kapitel.

Auf dem rechten Ufer liegt stolz und furchtbar die Feste Ehrenbreitstein auf ihrem Bergkoloß. An dem jähen Felsen, dessen Gipfel sie krönt, schmiegt sich einerseits das alte Churtrierische Residenzschloß an, und andrerseits schlängelt sich das Thal-Ehrenbreitstein in das Thal hinein. Ihm gegenüber, und blos durch den breiten Rhein getrennt, liegt Coblenz selbst, an dessen Wasserseite vor kurzem das schöne ehemalige Churfürstliche Schloß erbauet ist, welches der freundlichen Stadt in den Augen der Fremden, die von der Wasserseite von Mainz sie zuerst erblicken, zu einer noch grössern Empfehlung gereicht. Der Rhein zwischen Stadt und Festung ist beständig voller Leben und Wirksamkeit; aus dem schiffreichen Hafen gehen wenigstens in diesen Tagen, fast jeden Augenblick Schiffe ab, oder es kommen welche an, und die hiesige sehr schöne fliegende Brücke ist jezt in einer ewigen Bewegung.

Kurz, die ganze Gegend ist so an sich ziehend und unterhaltend, daß selbst meine gespannten Erwartungen übertroffen wurden. Coblenz hat die Gestalt eines Dreiecks am rechten Ufer der Mosel, da wo sich dieser Fluß in den Rhein ergießt. Sie liegt unter den Kanonen der hoch erhabenen Feste Ehrenbreitstein, und hatte noch vor wenigen Jahren auch ihre eigene Befestigung. Dies lezte ist jezt nicht mehr so ganz der Fall, seit dem die Neufranken den Theil ihrer Festungswerke schleiften und zerstören ließen. Die Zahl der Häuser zu Coblenz beläuft sich nicht über 1000, und ihre Bevölkerung beträgt etwa 12,000 Seelen. Einige Häuser sind regelmäßig, und diese haben gröstentheils

drei Stockwerke. Seit Erbauung des neuen Schlosses sind die öffentlichen Plätze vermehrt und mit Anlagen zu einer schattigten Promenade bereichert; die Bäume sind indessen noch jung. Ausser der Hauptkirche zu U. L. Frauen sind hier noch zwei Kollegialkirchen, drei Nonnen- und drei Mönchs-Klöster, die aber aufgehoben worden sind. Auch haben mehrere (vor der Einverleibung mit dem französischen Reich) gräfliche Familien ansehnliche Paläste hier. Die Brücke über die Mosel ist zwar schon alt, aber noch sehr fest. Erzbischoff Arnold der Zweite umgab Coblenz im Jahre 1249 zuerst mit Mauern, und nachher wurde sie stark befestigt.

Was das Alter dieser Stadt betrift, so ist gewiß, daß nicht nur die Ersten Fränkischen Könige hier einen Königshof hatten; sondern daß auch die Römer schon zu Kaiser Julians Zeiten hier hauseten. Ueberhaupt war damals die ganze umliegende Gegend im häuslichen Besitze der Römer, wovon sich noch jezt Spuren aller Art finden. So liegt z. B. zwischen Ehrenbreitstein und dem schönen Städtchen Neuwied eine Abtei, welche noch diese Stunde Römerdorf — in alten Urkunden Villa romana — genannt wird. Nahe dabei liegt ein Berg, auch findet sich ein Graben und eine wüste steinigte Stätte, welche noch jezt bei den hiesigen Einwohnern unter den Namen des Götzenberges, des Heidengrabens und des Römerberges bekannt sind. Man findet hier noch zuweilen kupferne und silberne Münzen, aus ganz verschiedenen Zeitaltern der römischen Geschichte. Z. B. Münzen vom Julius Cäsar, Markus Aurelius und Constantius Agrippa. Die

vor einigen Jahren auf dem Götzenberge ausgegrabenen zwei Säulen von einer ausländischen Steinart, deren jede 6 und $\frac{1}{2}$ Fuß lang ist, scheinen die Bruchstücke des dort gestandenen römischen Tempels zu sein. Jezt werden sie in dem Kapitelhause der prächtigen Prämonstratenser-Abtei zu Römerdorf aufbewahrt.

Auch die Heerstraße längst dem Rheine ist ein Werk der Römer, wodurch sich die Kaiser Markus Aurelius, Antonius und Lucius Aurelius Verus verewigten. Neben dieser Aurelius-Strasse fand man im Jahre 1748 bei dem Jülichischen Städtchen Rheinmagen — sonst Rigomagus genannt — am Rheine, einen um das Jahr Christi 163 gesezten Römischen Meilenstein, welcher die Entfernung der Stadt Rigomagus von der Stadt Kolonia Agrippina — Köln — auf 30,000 Schritt angiebt.

Dem Städtchen Unkel gegenüber, in der Gegend des linken Rheinufers, wo der schwarze Basalt in Menge gebrochen, und der aus lauter Basaltsäulen bestehende übel berüchtigte große Unkelstein im Strome gefunden wird, fand man die Trümmer eines römischen Denkmahls von Steinen, welches die Römer im Jahr Christi 162 den Erbauern dieser Aureliusstrasse zu Ehren gesezt hatten. Sie werden jezt in dem Kabinette der Alterthümer zu Mannheim aufbewahrt. Ein nicht weniger merkwürdiges Alterthumsstück grub man im Jahr 1718, bei Grundlegung des Churkölnischen Schlosses zu Bonn aus der Erde. Man fand nämlich ein ungewöhnlich grosses Menschengerippe daselbst; darneben stand ein Aschenkrug, in welchem sich

nebst mehrern römischen Münzen, eine ziemlich grosse kupferne Platte mit folgender Inschrift fand:

F. G. S. D. S. a. b. V. L.

Ich erstieg in einer angenehmen und heitern Frühstunde den steilen Felskoloß, auf welchem die uralte Feste Ehrenbreitstein erbauet ist. Der Weg windet sich von der Seite des Rheins über dem alten Schlosse steil hinauf, und ist eben darum ziemlich beschwerlich. Der große Weg durchs Thal auf der Landseite macht grosse Umwege und ist weniger steil. Die Natur hat sehr viel gethan, um diesen jezt gesprengten Felsen zum Wohnsitze menschlicher Stärke vorzubereiten.

Aber auch die Kunst (sowohl älterer als neuerer Zeiten) versäumte nichts, um ihn durch ungeheure Wälle und Mauren, Gräben und Bollwerke, der Unüberwindlichkeit näher zu bringen. Allein, was ist in unsern Tagen noch unüberwindlich?? — Die Festung bestreicht den Rhein und zugleich die Mündung der Mosel. Das Ungeheuer von metallener Kanone, das ich auf Ehrenbreitstein fand, ist vielleicht nie grösser gegossen worden. Indessen ist diese lästige Kartaune — der Greif genannt — doch mehr der Seltenheit, als des Nutzens wegen merkwürdig, denn die verhältnißmäßige Lavete möchte ich doch sehen, auf welcher sie aus der Stelle gebracht werden könnte, ohne sie sogleich zu zerdrücken. Sie liegt daher auf der Erde über ein Paar Balgen. Ihre Schwere beträgt 300 Centner, und ihre Länge 17 Schuh. Sie schießt mit einer Ladung von 80 Pfund. Bei dem Zündloch ist

folgende Inschrift in altdeutscher Mundart eingegossen:

„Vogel Greif heiß ich;
„Meinem gnädigen Herrn von
„Trier dien ich.
„Wo er mich heist gewalden
„Do will ich Dohrn und Mauern zerspalten.
„Simon goß mich 1528.“

Der Vestungsbrunnen ist 280 Fuß tief. Es ist auch eine kleine Kirche hier oben. Die Aussicht von oben herab in die lachende Landschaft umher übertrift alles, was ich auf der Reise hieher Schönes gesehen habe. Schwerlich wird man am ganzen Rheine einen Standpunkt finden, der anziehender noch wäre als dieser hier. Mit dem Gesichte nach Coblenz gewandt, lag zu meinem Füßen im Vordergrunde dies schöne Städtchen, in seiner dreieckigten Gestalt und mit seinem geschäftsvollen Menschengewühle. Auf den Flüssen neben der Stadt herrschte die lebhafteste Wirksamkeit einer Menge Schiffer. In der breiten Fläche des Rheins scheinen die beiden Inseln zu schwimmen, derer jede ein Kloster in ihren angenehmen Gehölzen verbirgt. Ueber der Stadt ragt die erhabene, mit Waldung und Weinreben umgrünte Karthaus aus dem sie umgebenden irdischen Paradiese hervor, die selbst eine nicht weniger entzückende Aussicht hat. Ihr zur Seite schlängelt die Mosel daher, und schlüpft durch die 14 Schwiebbögen der Moselbrücke, um sich dann in den Rhein zu stürzen. Aber ihr schwarzgraues Wasser kämpft gleichsam einen schweren Kampf mit dem grünlichten

Wasser des Rheins, ehe es sich vereinigen kann, und man bemerkt deutlich die scharfe Scheidewand beider Flüsse bis auf die Entfernung einer Viertelstunde unterhalb der Moselmündung *).

Zur Linken schleicht der Rhein aus seinen bisher hohen Ufern durch die nun offenere Landschaft, dem Scheine nach, langsam daher, als wollte er lange in den herrlichen Gefilden verweilen, die er, nebst der Mosel bewässert. Rechts überschaut man seine Silberfläche mit allen ihren sanften Krümmungen, bis weit hinter die Städtchen Neuwied und Andernach, wo er sich endlich in kaum erreichbarer Ferne von neuem zwischen Felsenufern und Bergketten dem Auge entzieht. In den weiten Thalgegenden gegen Abend begränzen Wiesen und Fruchtgefilde das rechte Rheinufer, bis endlich in blauer Ferne ein Halbzirkel von Bergen und Waldungen in der nach und nach sich mehr erhöhen-

*) Da das Wasser beider Flüsse nicht gleich weich ist, so bemerkt man hier das nämliche Phänomen wie an der Mündung der Havel, wo sie sich in die Elbe ergießt. Die Schiffe nämlich, welche aus dem wenig tragenden Flusse auf das specifisch schwere Wasser des andern Flusses fahren, pflegen sich, wenn auch die Schiffsladung um nichts vermindert wird, sondern ganz dieselbe Schwere behält, ein wenig zu heben, welches man rund um das Schiff deutlich an dem schwarzen angefeuchteten Striche bemerken kann, bis auf welchen es vorher unter der Oberfläche des weniger tragenden Wassers war.

den Landschaft dem unersättlichen Blicke des Naturfreundes Schranken setzen. Ich hätte hier nicht Stunden, sondern Tage lang um mich herschauen und geniessen mögen; aber die Zeit des Genusses eilte schnell vorüber. Ich muste mich gewaltsam, und wahrscheinlich auf immer, von diesen an sich ziehenden Gegenständen losreissen.

Leben Sie wohl in Ihrem kleinen Dörfchen, und erinnern Sie sich zuweilen in Liebe Ihres ꝛc.

Das Beinhaus bei Murten in der Schweiz.

Tab. XVI. Fig. 39.

In dem berühmten Gebäude von Pais de Vaud — das Beinhaus genannt — werden die Gebeine der Burgunder, die, unter Anführung Herzogs Karls des Kühnen, die Schweizer unterjochen wollten, und hier fielen, zum ewigen Denkmale der schweizerischen Tapferkeit aufbehalten. Es ist ein schönes länglichtes Viereck, welches vor nicht gar langer Zeit auf Kosten der Städte Bern und Freiburg massiv erbauet worden ist. Die Länge beträgt ungefähr 17 und die Breite 6 Schritte. An den beiden längern Seiten sind 2, und an den schmälern nur ein eisernes Gitter in der Mauer angebracht, damit die Luft durchstreichen, und die dürren Gebeine vor Fäulniß bewahren könne. Die Ueberbleibsel von 20 oder 26,000 Burgundern sind zwischen vier Mauern aufgehäuft, die etwa drei Fuß hoch sind, und von den äussern Mauern so weit abstehen, daß zwar ein freier Gang zwischen beiden übrig bleibt, man aber doch von aussen durch die weiten Oeffnungen der Gitter hinanreichen, und die nächsten Gebeine berühren

kann. Nicht leicht reiset hier jemand vorüber, der nicht irgend einen Rest der unglücklichen Schlachtopfer des rasenden Ehrgeitzes Karls des Kühnen zum Andenken mitnähme. Durch diese beständig fortdauernden Entwendungen und das Verzehren der Luft und Feuchtigkeit, die in jedem Augenblicke Theile auflösen, sind die Gebeine der Burgunder, die der Ueberlieferung zu Folge bis an die innere Decke eines gleichgroßen Gebäudes vormals emporstiegen, so sehr zusammengeschwunden, daß sie sich in Form eines spizzusammenlaufenden Dachs nur noch einige Schuh über die steinerne Einfassung erheben, von welcher sie zusammengehalten werden. So sehr sich auch der Haufe von Gebeinen vermindert hat, so ist er doch immer noch ein merkwürdiges und rührendes Denkmal von der Tapferkeit der alten Helvetier, und von den schrecklichen Verwüstungen, welche die Raserei eines Einzigen in unzähligen Familien anrichten kann. An manchen Gebeinen sieht man noch die Spuren der ungeheuren Schlachtschwerdter und Streitärte, wodurch sie gespaltet wurden. — Die noch übrigen Knochen sind durch die Länge der Zeit so ausgedörrt worden, daß, wenn man auch unter dem Winde steht, oder an einzelnen Knochen riecht, man nicht den geringsten Geruch spüren kann. Viele Knochen sind an gewissen Theilen so angefressen, daß man den ganzen innern Bau derselben so gut beobachten kann, als wenn sie künstliche Präparate wären. Dies innere Zellengewebe der Knochen ist nicht minder fein, und bewundernswürdig, als das von den zartesten Blättern und Pflanzen, die man zwischen den Fingern zerreiben kann. Man ließt an allen Seiten Inschriften, die, wie alle Inschriften von

Männern auf Männer sein sollten, kernhaft, ohne allen Prunk, ohne Prahlerei oder Spott gegen die Ueberwundenen sind. Man könnte einen ganzen Tag zubringen, wenn man alle die Namen und Gedanken lesen wollte, die nicht nur an die Wände, sondern auch sogar an die Gebeine der Burgunder gekritzelt sind.

Die umliegende Gegend schien recht zu einem Schlachtfeld und zum Schauplatze einer so fürchterlichen Niederlage, als Karl der Kühne 1476 hier litt, von der Natur bestimmt zu sein. Karl hatte sich an dem Gestade des Sees gelagert, und das Schweizerische Heer unter den Befehlshabern Hans von Hallwyll und Adrian von Bubenberg, das kaum halb so stark, als das Burgundische war, brach von den sanften Anhöhen, die sich in einiger Entfernung vom See erheben, mit unwiderstehlicher Gewalt in die feindlichen Schaaren ein. Die Burgunder wurden bei Tausenden in den See gesprengt. Karl sebst war einer von den wenigen, welche ihre Pferde durch den See trugen. Einer Tradition zufolge, hieng der Kammerdiener des Herzogs an den Schweif des Pferdes, und schwammt mit seinem Herrn glücklich dem entgegengesezten Ufer zu. Als aber Karl noch einmal zurückblickte, und sein ganzes Heer, womit er die Schweizer zu unterjochen gedacht hatte, zerstreut, in den Staub gestrekt, oder im See umkommen sah, zog er wüthend ein Pistol hervor, und erschoß seinen treuen Diener, als einen Elenden, der nicht werth sei, so viele tausend tapfere Krieger zu überleben. Haller hats durch folgende Innschrift noch mehr verewigt:

Steh' still, Helvetier! hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel, und Frankreichs Thron erbebte.
Nicht deiner Ahnen Stahl, nicht künstliches Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Lernt, Brüder, eure Macht! sie liegt in eurer Treu,
O würde sie noch jezt bei jedem Leser neu!

Das hölzerne Bein.

Tab. XVII. Fig. 40.

Auf dem Gebirge, wo der Rautibach ins Thal rauschet, weidete ein junger Hirte seine Ziegen. Seine Queerpfeife rief den siebenfachen Wiederhall aus den Felsenklüften, und tönte munter durchs Thal hin. Da sah er einen Mann von der Seite des Gebirges herauskommen, mit alt und silbergrauem Haar; der Mann, langsam an seinem Stabe gehend — denn sein eines Bein war von Holz — trat zu ihm, und sezte sich an seiner Seite auf ein Felsenstück. Der junge Hirte sah ihn erstaunt an, und blickt auf sein hingestrecktes hölzernes Bein. Kind, sagte der Alte mit Lachen, gewiß du denkst, mit so einem Bein blieb ich wohl unten im Thal? Diese Reise aus dem Thale mache ich alle Jahre einmal. Dies Bein, so wie du es da siehst, ist mir ehrenwerther, als manchem seine zwei guten; das sollst du wissen.

Ehrenwerth, mein Vater, mag es wohl sein, erwiederte der Hirte; doch ich wette, die andern sind bequemer. Aber müde mußte du doch seyn. Willst

du, so gebe ich dir einen frischen Trunk aus jener Quelle, die dort am Felsen rieselt.

Der Alte. Du bist ein guter Knabe; ein Trunk frisches Wasser wird mich erquicken. Gehst du, und holst ihn, so erzähl' ich dir dann die Geschichte von meinem hölzernen Bein. Der junge Hirte lief, und schnell bracht er einen frischen Trunk aus der Quelle zurück. Der Greis hatte sich erquickt. „Daß mancher eurer Väter, so sprach er, voll Narben und zerstümmelt ist, das sollt ihr Gott und ihnen danken, ihr Jungen. Muthlos würdet ihr den Kopf hängen, statt jezt an der Sonne froh sein, und mit muntern Liedern den Wiederhall zurufen. Munterkeit und Freude tönt jezt durchs Thal, und frohe Lieder hört man von einem Berg zum andern; Fleiß und Wohlstand beglückt das ganze Land. Was wir sehen, Berg und Thal, gehören uns; freudig bauen wir unser Eigenthum, und was wir sammeln, das sammlen wir mit Jauchzen für uns.

Der junge Hirte. Der ist nicht werth ein freier Mann zu seyn, der je vergessen kann, daß unsere Väter es erfochten.

Der Alte. Und ders nicht eben so thun würde, mein Sohn! Seit jenem blutigen Tag gieng ich alle Jahr einmal auf die Höhe aus dem Thale herauf; aber ich spür es, dies wird wohl das Leztemal seyn. Von hier seh' ich die ganze Ordnung der Schlacht, die wir für unsere Freiheit gewannen *). Sieh, hier

*) Die Schlacht bei Näfels, im Kanton Glarus, im J. 1388.

an der Seite hervor kam die Schlachtordnung der Feinde; viele tausend Spieße blizten daher, und wohl zweihundert Ritter in prächtiger Rüstung, Federbüsche schwankten auf ihren Helmen, und unter ihren Pferden zitterte das Land. Schon einmal war unser kleiner Haufe zertrennt, nur wenig hunderte waren wir. Wehklagen war weit umher, und der Rauch des brennenden Näfels erfüllte das Thal, und schlich fürchterlich an den Gebirgen hin. Aber am Fuß des Berges stand jezt unser Hauptmann; dort stand er, wo die beiden Weistannen auf dem Felsen stehen; nur wenige standen bei ihm. Mir ists, ich seh' ihn noch muthvoll dastehen, wie er die zerstreuten Haufen zusammenruft; wie er das Panner hoch in die Luft schwingt, daß es rauscht, wie ein Sturmwind vor einem Gewitter; von allen Seiten her liefen die Zerstreuten zu. Siehst du, vom Felsen herunter, jene Quellen? Steinfelsen und umgestürzte Bäume mögen sich ihnen entgegensetzen; sich sie dringen durch; sie stürzen sich weiter und sammeln sich dort im Teiche: So wars, so eilten die Zerstreuten herbei, und schlugen durch die Feinde sich durch, standen um den Helden her, und schwuren, wir kleiner Haufe, steht Gott uns bei, zu siegen oder zu sterben! In gedrängter Schlachtordnung stürmte der Feind auf uns ein. Eilfmal schon hatten wir ihn angegriffen, und zogen dann wieder zu den uns schützenden Bergen zurück. Ein engeingeschlossener Haufe standen wir da, undurchdringlich, wie der hinter uns stehende Fels: Aber jezt, jezt fielen wir, durch dreisig Tapfere von Schwiz verstärkt, in die Feinde, wie ein Bergfall oder ein geborstener Fels hoch

hin-

hinunter in einen Wald sich wälzt, und vor sich her die Bäume zersplittert. Die Feinde vor und um uns her, Ritter und Fußknechte, in fürchterliche Unordnung gemengt, stürzten einander selbst, indem sie unsrer Wuth wichen. So wütheten wir unter den Feinden, und drangen über Todte und Zerstümmelte vorwärts, um weiter zu tödten. Ich auch; aber im Gewühl stürzt ein feindlicher Reiter mich zu Boden, und sein Pferd zertrat mein eines Bein. Einer, der neben mir focht, sah rückwärts, nahm mich auf seine Schulter, und schleppte mich aus dem Schlachtgetümmel. Ein frommer Ordensmann betete nicht weit auf einem Felsen um unsern Sieg: Pflege diesen, Vater, er hat gefochten, wie ein Mann! Er sprachs, und lief in die Schlacht zurück. Sie ward gewonnen! Mancher der Unsern lag da, über einem Haufen Feinde ausgestreckt, sagte man nachher, wie ein müder Schnitter auf der Garbe ruht, die er selbst geschnitten hat. Ich ward gepflegt, ich ward geheilt: aber meinen Retter kannt' ich nicht; nie hab' ich's ihm danken können, daß ich lebe. Ich habe ihn umsonst gesucht; umsonst Gelübde, umsonst Wallfahrten gethan, daß irgend ein Heiliger oder ein Engel mirs offenbare. Ach umsonst! ich soll ihm in diesem Leben nicht danken. Der junge Hirt hatte mit Thränen im Aug' ihm zugehört, und sprach: Vater, du kannst ihm in diesem Leben nicht mehr danken. Erstaunt rief der Alte: Wie, was sagst du? Weissest du denn, wer er war?

Der junge Hirte. Mich mußte alles trügen, oder es war mein Vater selbst. Oft hat er mir die Ge-

schichte der Schlacht erzählt, und dann gesagt: Lebt wohl der Mann noch, welcher so tapfer an meiner Seite focht, den ich aus dem Schlachtgetümmel trug?

Der Alte. O Gott, und ihr Heiligen, der Redliche sollte dein Vater seyn!

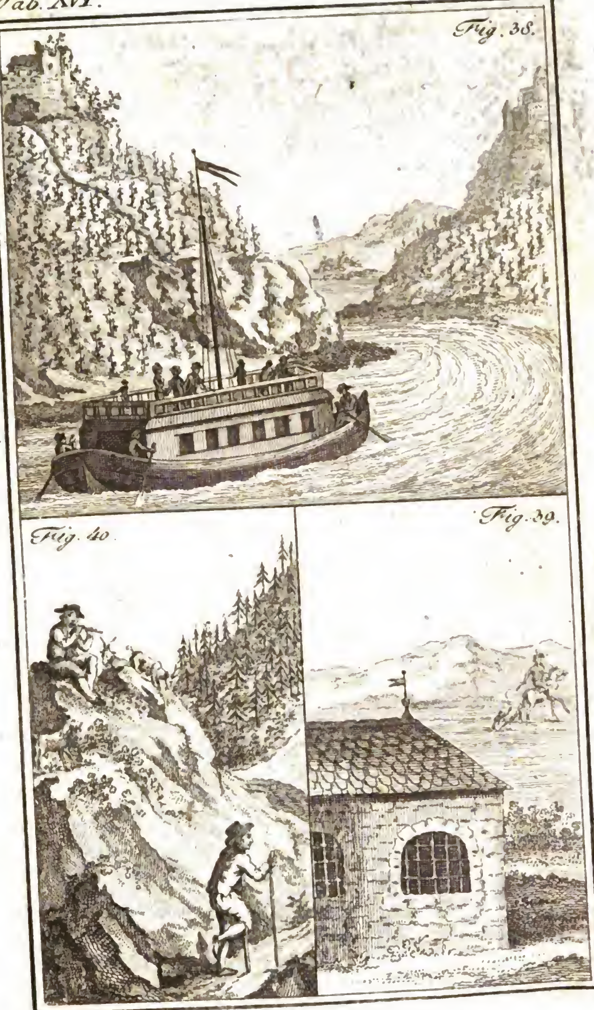
Der junge Hirte. Eine Narbe hatte er hier; — er wies auf die linke Wange — der Splitter eines Spiesses hatt' ihn verwundet, vielleicht eh' er aus der Schlacht dich trug.

Der Alte. Seine Wange blutete, da er mich trug. O mein Kind, mein Sohn!

Der junge Hirte. Vor zwei Jahren starb er; und jezt hüt ich, denn er war arm, um schlechten Lohn hier diese Ziegen.

Der Alte umarmt ihn. O, Gott sei's gedankt, so kann ich seine Gutthat in dir ihm wieder vergelten! Komm Sohn, komm in meine Wohnung; ein andrer kann diese Ziegen hüten. Und sie gingen hinunter ins Thal, nach seiner Wohnung: Reich war der Greis an Feld und an Heerden, und eine einzige schöne Tochter war seine Erbin. Kind, so sprach er, der mein Leben gerettet, war der Vater dieses Jünglings. Könntest du ihm gut sein, ich gäb ihm dich zum Weibe. Schön und munter war der Knabe, gelbe Locken kräuselten sich um sein schönes Gesicht, und feuervolle, doch bescheidene Augen blickten daraus hervor. Aus jungfräulicher Zucht bedachte sie drei Tage sich; der dritte war ihr schon zu lange. Sie gab dem Jüngling ihre Hand, und der Alte weinte mit ihm Freudenthränen und sprach: Seid mir gesegnet! Jezt, jezt bin ich der glücklichste Mann.

Tab. XVI.



Die Erfindung des Glases.

Tab. XVII. Fig. 41.

Glas zu verfertigen soll den Alten kein Geheimniß gewesen sein. Man schreibt die Erfindung desselben den Phöniziern zu, und vermeint, daß der feine Sand am Ufer des Flusses Belus die vorzüglichste Veranlassung zur Erfindung des Glases gegeben haben soll.

Man erzählt die Geschichte auf folgende Art: Phönizische Kaufleute, die Salpeter auf ihrem Schiffe führten, landeten unweit Sidon an dem Ufer des Belus. Hier wollten sie sich ihr Essen bereiten, und da es ihnen an grossen Steinen fehlte, um ihre Kessel höher zu setzen; so nahmen sie statt derselben von ihrer Schiffsladung grosse Stücke Salpeter, welche sie auf den Sand legten und ihre Kessel darauf sezten. Hierauf gerieth der Salpeter in Brand, das Feuer vermischte denselben mit dem feinen Sande, und als die Flamme verlosch, zeigte sich eine flüssige durchsichtige Masse, welche die Grundlage des Glases wurde.

Man benuzte diesen Zufall, und mengte bald den Magnet, wie auch glänzende Steinchen und Muscheln,

die man vorher brannte, darunter, bis man die vollkommene Bereitung des Glases lernte. Die Zeit, in welcher diese Entdeckung gemacht wurde, ist unbekannt; soviel ist beinahe gewiß, daß dasselbe zu Moses Zeit schon gebraucht wurde. Die Sidonier waren die ersten Glasmacher, dann wurde diese Kunst den Aegyptiern bekannt, welche sie zu mehrerer Vollkommenheit brachten, und durch Blasen verschiedene Formen aus der Masse bildeten. Als Aegypten eine römische Provinz wurde, lernte man die Verfertigung des Glases auch in Italien kennen. Cicero ist der Erste, welcher der aus Aegypten kommenden Glaswaaren gedenkt. Man hält dafür, daß die Römer erst unter dem Tiberius die Zubereitung des Glases unternahmen und eine geraume Zeit nachher muste man dasselbe nicht in Menge verfertigen können. weil noch Aurelianus den Aegyptiern auferlegte, statt des jährlichen Tributs, eine Anzahl Gläser zu liefern. Ein Künstler zu Rom, den Tiberius aus dieser Stadt verbannen ließ, erfand eine Mischung von Glas, welches eine solche Festigkeit hatte, daß es nicht zerbrochen werden konnte, aber doch dabei biegsam und dehnbar war. Von dieser Masse verfertigte er einen Becher, den er dem Tiberius in der Hoffnung, begnadigt zu werden, überreichte, und welcher auch von ihm bewundert wurde. Um sich vollends die Gnade des Kaisers zu erwerben, nahm der Künstler den Becher und warf ihn mit Gewalt auf die Erde, wodurch er etwas verbogen wurde; und als der Kaiser und die Anwesenden darüber staunten, nahm er einen kleinen Hammer unter seinem Rocke hervor, und gab durch etliche Schläge dem Gefäß damit seine vorige Form. Tibe-

rius fragte: ob diese Kunst mehrern bekannt sei? Und als er mit Nein! antwortete, so ließ er demselben sogleich den Kopf abschlagen, und seine Werkstätte zerstören, damit die Kunst nicht bekannt würde, und dieselbe dem Gold und Silber den Werth benehmen möchte. In England wurde auf Antrieb des Herzogs Bukingham 1673 das erste Tafelglas zu Spiegeln und Kutschfenster gemacht, feines Glas machte man daselbst erst 1683. Die verloren gegangene Kunst der Alten das Glas so hart zu machen, daß es sich wie Diamant behandeln und schleifen läßt, hat der Russ. Hofrath Reifstein 1765 wieder hergestellt.

Glasfenster hatte man in alten Zeiten nicht, ob man gleich schon Glas machen konnte. Im Morgenlande bediente man sich auf den innern Seiten der Häuser, deren Fenster in dem Hofe angebracht wurden, entweder der Vorhänge- oder Gitterfenster, deren breite Leisten beweglich waren; so, daß sie auf und zugeschoben werden konnten; im Winter überzog man sie mit Oel getränktem Papier. Die Sineser wählten zu ihren Fenstern feinen Stoff mit glänzendem Lack überzogen, in der Folge nahmen sie geschliffene Austernschaalen dazu. Die Römer bedienten sich Marienglases oder Fraueneises zu ihren Fenstern anstatt der Scheiben. Diese Art Fenster wurden im ersten Jahrhundert zur Zeit des Seneca erfunden, doch ließen die vornehmen Römer die Oeffnungen ihrer Badstuben mit ganz dünn geschliffenen Agaten und Marmor versezzen. Der eigentliche Zeitpunkt, wo die Glasfenster gebräuchlich wurden, ist noch nicht bekannt.

Im vorigen Jahrhundert fand man auf der Zazenhäuser Markung (unfern Cantstadt, welche Gegend schon um das Jahr 180 nach Christi Geburt von den Römern ist bewohnt worden) ein römisches Schweißbad unterhalb der Treppe, im Schutte gewisse Bruchstücke von grossen Glastafeln, woraus man schliessen will, daß das Glas schon vor dem 180 Jahr nach Christi Geburt, zu den Fenstern gebraucht worden sey. Die erste Spur von Glasfenstern ist erst aus dem dritten Jahrhundert, und findet sich beim Gregorius von Tours, aus welchen man deutlich ersiehet, daß die Kirchen im 3ten Jahrhnndert Fenster von gefärbtem Glase erhielten. Als im Jahr 1093 die Franzosen das Kloster Hirsau bei Calw abbrannten und zerstörten, fand man in einem Fenstergestell im Kreuzgang (wo die Trümmer noch stehen) in einer Fensterscheibe, die Jahrzahl 1093, woraus man schließt, daß es schon damals Glaser gab, die aber erst 1599 als ein ordentliches Handwerk betrachtet wurden.

Aelteste Glasmalerei.

Als man im 13ten Jahrhandert anfieng die Kirchen mit Glasfenster zu versehen, bediente man sich mehrentheils des gefärbten Glases dazu, und eben dieser Gebrauch des gefärbten Glases zu Kirchenfenstern, brachte die Malerei auf Glas hervor, denn man machte erstlich Abtheilungen von verschiedenen Farben, aus dem gefärbten Glase, ehe man auf eben diesem Glase historische Gegenstände vorstellte. Die Verbindung dieser Glasstücke geschah durch Gips oder Mörtel, und die Einfassung der Kirchenfenster mit Bley, folgte erst auf diese. Man kann den ersten Zeitpunkt der eigent-

lich sogenannten Glasmalerei, oder der Vorstellung historischer Gegenstände, den man als die zweite Art gefärbtes Glas zu den Kirchenfenstern zu nehmen, ansieht, so eigentlich nicht bestimmen, doch läßt sich die Erfindung derselben ohngefähr drei Jahrhunderte nach der ersten setzen. So wie die Bewunderung der Farben verschiedener von Natur gefärbter Steine, vermuthlich den ersten Anlaß zur Glasmalerei gab, so waren die von Marmor oder andern bunten Steinen ausgelegte Fußboden, das Modell jener ersten Art der Glasmalerei, und die mosaische Malerei der Gewölbe und Mauern das Vorbild der zwoten Art, oder die eigentliche Glasmalerei. Bei der Geschicklichkeit und Erfahrenheit der ersten Glasmaler, wovon ihre chemische Operationen Zeugen sind, muß es ihnen leicht gewesen sein, eine Farbe ausfindig zu machen, die sich zu Glas schmelzen läßt, und indem sie sich mit andern vermischt, den Vorstellungen unauslöschliche Züge gibt. Dies war, nach der Meinung des Pont le Viel, die schwarze Farbe, welche, nachdem sie gleich anfänglich auf ein blaßrothes Glas gebracht wurde, zur Bildung des Gesichts, und Umriß der Glieder, so wie auf Gläsern von andern Farben, zur Bezeichnung der Falten der Kleidung diente: die ächten Kennzeichen der ältesten gemalten Gläser. Die alten Glasmaler brauchten durchsichtige, ohngefähr zwei Linien dicke Glastafeln, von allen mehr oder weniger dunkeln Farben, als welche zu den verschiedentlich darinn anzubringenden Schattierungen nöthig sind; diese machten mit dem Zinn und Bley die Hauptsache ihrer Werkstätte aus. Nachdem sie das Finstermaaß und den Plan der Arbeit erhalten, wurde der Riß mit Farben

auf die Kartons gebracht. Der Zug der äusserlichen Linie der zu mahlenden Figur, muste darauf so genau bezeichnet sein, daß die fast unzähligen Theile, aus welchen ein jedes Fensterfach zusammengesezt war, wenn sie näher mit einander verbunden wurden, gerade den Raum ausfüllten. Wahrscheinlich waren die Kartons dreifach; eine diente zum Model in der Ausführung, der andere um in so viel Theile zerschnitten zu werden, als der verschiedene Umfang der Glieder und des Gewands, Glasstücke von zerschiedenen Formen und Farben erforderte; und endlich der dritte, um darauf die zerschnittene Glasstücke nach der Zeichnung in Ordnung zu bringen. Die Glasstücke von verschiedener Farbe, wurden in den Werkstätten, unter verschiedene Arbeiter ausgetheilt. Diese Arbeitsleute brachten mit Vortheil alle zerschnittene Kartons von einer und eben derselben Farbe, auf eine Glastafel von gleicher Farbe. Sie bezeichneten vermittelst eines Glaspinsels, der in eine weisse, mit Gummiwasser angefeuchtete Farbe getunket wurde, den Umfang aller dieser Abschnitte darauf, um sie hernach unter einander zu zerschneiden. Die Glasmaler wusten damals von dem Gebrauch des Diamants zum Glasschneiden noch nichts; erst gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts wurde derselbe bekannt. Man bediente sich zu dem Ende einer Ahle von Stahl, oder wohl gehärtetem Eisen, auch eine Art von harten Steinen, die unsern wirklichen Feuersteinen nahe kamen, mit welcher man rings um den Zug herum fuhr, und stark aufdrückte, damit er einschnitte. Man befeuchtete hernach ganz flüchtig den angefangenen Umzug. Vermittelst eines glühenden, auf der andern Seite angebrachten Eisens, bekam das Glas

einen Sprung oder Riß, der durch die Wärme des Eisens um den ganzen Theil herum gieng. Nahm man einen kleinen Hammer von Burbaum, oder anderm harten Holze, und schlug damit an den äussern Umfang des entworfenen Glases, so löste es sich von dem Grunde ab, worauf es stand. Wenn auch von seinem äusserm Umfang noch etwas übrig blieb, so passete man auf den zweiten Karton das zugeschnittene Stück zu, daß es den Kern des Bleys, in welchem es gerichtet werden sollte, Platz ließ, und zur Hinwegbringung des Ueberflüssigen, bediente man sich einer Art Fugeisen, das noch unter dem Namen Kreisel bekannt ist; alle diese so zugeschnittene und kreuzweis gelegte Stücke musten genau in ihrer Ordnung auf den dritten Karton gebracht werden. Dann machte der Mahler darauf mit der schwarzen Farbe die Züge der Glieder, und die Kreuzschattirungen der Falten des Gewands. Wenn diese Stücke trocken worden, so hob man Stücke eines Fensterflügels in seiner Ordnung auf: man legte sie in derselben Ordnung in eine Schmelzpfanne, auf eine oder mehrere Lagen pulverisirten Kalks, oder wohlgekochten und gesiebten Gipses, um daraus durch das Glühen, die dazu genommene schwarze Farbe einzuschmelzen. Wenn diese Stücke den gehörigen Grad der Kühlung erhalten, wurden sie herausgenommen, von neuem auf den dritten Karton eingetheilt, und den Arbeitern zum Bleieinfassen übergeben. Daß die Werkstätte eines Glasmahlers, besonders in den ersten Zeiten, eine grosse Anzahl verschiedener Arbeiter erforderte, beweisen die gemahlten Glasflügel des 12 oder 13ten Jahrhunderts, die aus unzähligen Stücken zu-

sammengesezt sind, worunter verschiedene so klein, daß man sie kaum mit den Fingern halten konnte.

In ganz Würtemberg kennt man kein älteres Denkmal der Glasmahlerei, das bis auf unsere Zeiten gekommen ist, als die Fenster der Klosterkirche zu Alpirspach auf dem Schwarzwald; in dem Gebäude, welches noch gegenwärtig unter dem Namen Lieberei bekannt ist — und noch steht, fand ich in dem J. 1786 ein Glasgemälde, an welchem die Jahrzahl noch deutlich sichtbar war M. C. XI. (IIII.) Das schöne rothe Glas war im 13ten Jahrhundert so gemein, als es jezt selten wird, und durch seinen Mangel die Glasmalerei fast zu einer für unser Jahrhundert verlornen Kunst macht. Im 14ten Jahrhunderte mahlte man mehr ins Grosse, und die Gewohnheit die Bildnisse und Wappen der Stifter der Kirchen auf Glasfenster abzubilden, kam in diesem Jahrhunderte empor. Unter dem Papste Julius dem Zweiten pflanzte sich der Geschmack an der Glasmalerei nach Italien fort. Im 16ten Jahrhunderte erreichte die Glasmalerei ihre höchste Stufe, sowohl in Deutschland, als den Niederlanden und Frankreich. Jezt ist sie sehr gesunken, und die heutige Art weicht ganz von der alten ab. Der Verfall der Glasmalerei ist ins 17te Jahrhundert zu setzen, wo die Achtung dafür abnahm, und bei dem Geiz der Besitzer, die ihre Geheimnisse und ihre Zubereitung der Farben ihren Schülern oft verheimlichten. sie endlich beinahe ganz verloren gieng.

Vor einigen Jahren machte der Zinngiesser Bühler zu Urach einige Proben, diese verloren gegangene Kunst wieder empor zu bringen.

Tod Gustav Adolph in der Schlacht bei Lützen am 6ten Windmond (Nov.) 1632.

Tab. XVIII. Fig. 42.

An diesem Tage beschloß Gustav Adolph die Laufbahn seines siegreichen Lebens, und ist nicht einmal ganz ausgemacht, durch die Hand eines falschen Freundes? oder durch die Kugel des Feindes? Kaum hatte Gustav Adolph Pappenheims Abzug vernommen, so verließ er plötzlich sein Lager bei Naumburg, und eilte, den um die Hälfte geschwächten Feind mit seiner ganzen Macht anzufallen. In beschleunigtem Marsche rückte er gegen Weissenfels vor, von wo aus sich das Gerücht von seiner Ankunft schnell bis zum Feinde verbreitete, und den Herzog von Friedland in die höchste Verwunderung sezte. Aber es galt jezt einen schnellen Entschluß, und der Herzog hatte seine Maasregeln bald genommen. Obgleich man dem 20,000 Mann starken Feinde nicht viel über 12,000 entgegen zu setzen hatte, so konnte man doch hoffen, sich bis zu Pappenheims Rückkehr zu behaupten, der sich höchstens fünf Meilen weit, bis Halle, entfernt haben konnte.

Schnell flogen Eilboten ab, ihn zurück zu rufen, und zugleich zog sich Wallenstein in die weite Ebene

zwischen dem Floßgraben und Lützen, wo er in völliger Schlachtordnung den König erwartete, und ihn durch diese Stellung von Leipzig und den Sächsischen Völkern trennte.

Drei Kanonenschüsse, welche Graf Kolloredo von dem Schlosse zu Weissenfels abbrannte, verkündigten den Marsch des Königs, und auf dieses verabredete Signal zogen sich die Friedländischen Vortruppen unter dem Kommando des Kroatengenerals Isolani zusammen, die an der Rippach gelegenen Dörfer zu besetzen. Ihr schwacher Widerstand hielt den anrückenden Feind nicht auf, der bei dem Dorfe Rippach über das Wasser dieses Namens sezte, und sich unterhalb Lützen der kaiserlichen Schlachtordnung gegenüber stellte. Die Landstrasse, welche von Weissenfels nach Leipzig führt, wird zwischen Lützen und Markamstädt von dem Floßgraben durchschnitten, der sich von Zeitz nach Meerseburg erstreckt, und die Elster mit der Saale verbindet. An diesen Kanal lehnte sich der linke Flügel der Kaiserlichen und der rechte des Königs von Schweden, doch so, daß sich die Reuterei beider Theile noch jenseits desselben verbreitete. Nordwärts hinter Lützen hatte sich Wallensteins rechter Flügel, und südwärts von diesem Städtchen der linke Flügel des Schwedischen Heers gelagert. Beide Armeen kehrten der Landstrasse ihre Fronte zu, welche mitten durch sie hingieng, und eine Schlachtordnung von der andern absonderte. Aber eben dieser Landstraße hatte sich Wallenstein am Abend vor der Schlacht zum großen Nachtheil seines Gegners bemächtigt, die zu beiden Seiten derselben fortlaufenden Gräben vertiefen und durch Musketiere be-

setzen lassen, daß der Uebergang ohne Beschwerlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denselben ragte eine Batterie von sieben grossen Kanonen hervor, das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterstützen, und an den Windmühlen, nahe bei Lützen waren 14 kleinere Feldstücke auf einer Anhöhe aufgepflanzt, von der man einen grossen Theil der Ebene bestreichen konnte. Die Infanterie, in nicht mehr als fünf grosse und unbehülfliche Brigaden vertheilt, stand in einer Entfernung von dreihundert Schritten hinter der Landstraße in Schlachtordnung, und die Reiterei deckte die Flanken. Alles Gepäcke ward nach Leipzig geschickt, um die Bewegungen des Heers nicht zu hindern, und blos die Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Um die Schwäche der Armee zu verbergen, musten alle Troßjungen und Knechte zu Pferde sitzen, und sich an den linken Flügel anschliessen, doch nur so lange, bis die Pappenheimischen Völker anlangten. Diese ganz Anordnung geschah in der Finsterniß der Nacht, und ehe der Tag graute, war alles zum Empfang des Feindes bereitet.

Noch an eben diesem Abend erschien Gustav Adolph auf der gegenüberliegenden Ebene, und stellte seine Völker zum Treffen. Die Schlachtordnung war dieselbe, wodurch er das Jahr vorher bei Leipzig gesiegt hatte. Durch das Fußvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reuterei hin und wieder eine Anzahl Musketiere vertheilt. Die ganze Armee stand in zwei Linien, den Floßgraben zur Rechten und hinter sich, vor der Landstrasse, und die Stadt Lützen zur Linken. In der Mitte hielt das Fußvolk unter des

Grafen von Brahe Befehlen, die Reuterei auf den Flügeln, und vor der Fronte das Geschüz. Einem deutschen Helden, dem Herzog Bernhard von Weimar, war die deutsche Reiterei des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König selbst seine Schweden an, die Eifersucht beider Völker zu einem edlen Wettkampfe zu erhitzen. Auf ähnliche Art war das zweite Treffen geordnet, und hinter demselben hielt ein Reservecorps unter Hindersons, eines Schottländers, Kommando.

Also gerüstet, erwartete man die blutige Morgenröthe, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub, als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl, als die Anzahl der Truppen, furchtbar und merkwürdig machten. Die gespannten Erwartungen Europens, die man im Lager vor Nürnberg hintergieng, sollten nun in den Ebenen Lüzzens befriedigt werden. Zwei solche Feldherrn, so gleich an Ansehen, an Ruhm und an Fähigkeit; hatten im ganzen Laufe dieses Kriegs noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine so hohe Wette noch nie die Hoffnung begeistert. Der morgenden Tag sollte Europa seinen ersten Kriegsfürsten kennen lernen, und einen Ueberwinder dem nie Ueberwundenen geben. Ob am Lechstrom und bei Leipzig Gustav Adolphs Genie, oder nur die Ungeschicklichkeit seines Gegners den Ausschlag bestimmte, muste der morgende Tag ausser Zweifel setzen. Morgen muste Friedlands Verdienst die Wahl des Kaisers rechtfertigen, und die Grösse des Mannes die Grösse des Preises aufwägen, um den er erkauft worden war. Eifersüchtig theilte je-

der einzelne Mann im Heer seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnische wechselten die Gefühle, die den Busen der Generale durchflammte. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das er dem Ueberwinder wie dem Ueberwundenen kosten muste. Man kannte den Feind vollkommen, den man jezt gegenüber stand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke. Finsterniß bedeckt noch die schweigende Ebne, und der zögernde Morgen gibt der Furcht eine grauenvolle Frist, alle Schrecken des vor ihr ausgebreiteten Grabes zu zergliedern, und den vollen Kelch des Entsetzens auszuleeren. Schwer liegt über beiden Schlachtordnungen der Himmel, schwerer die Erwartung auf jeder einzelnen Brust. Endlich erscheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte knieend hielt der König seine Andacht; die ganze Armee, auf die Knie hingestürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmusik begleitete den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde, und blos mit einem ledernen Goller und einem Tuchrock bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr den Harnisch zu tragen) durchreitet er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu entflammen, die sein eigener ahndungsvoller Busen verläugnet. Gott mit uns, war das Wort der Schweden; das der Kaiserlichen: Jesus Maria. Gegen eilf Uhr fängt der Nebel an sich zu zertheilen, und der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lützen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand

gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Jezt thut die Losung, die Reiterei sprengt gegen den Feind und das Fußvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben. Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geschüzes empfangen, setzen diese tapfern Bataillons mit unerschrockenem Muthe ihren Angriff fort, die feindlichen Musketiere verlassen ihren Posten, die Gräben sind übersprungen, die Batterie selbst wird erobert, und sogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltsamer Gewalt, die erste der fünf Friedländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellt sich der schnell gegenwärtige Geist des Herzogs ihrem Andrang entgegen. Mit Blizzesschnelligkeit ist er da, der Unordnung seines Fußvolks zu steuern, und seinem Machtwort gelingts, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drei Kavallerieregimentern unterstüzt, machen die schon geschlagenen Brigaden aufs neue Fronte gegen den Feind, und dringen mit Macht in seine durchbrochenen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich, der nahe Feind giebt dem Schiesgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung. Man ficht Mann gegen Mann, das unnütze Feuerrohr weicht dem Schwerdt und der Picke, und die Kunst der Erbitterung. Ueberwältigt von der Menge, weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bei diesem Rückzug verloren.

Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fuß breit Erde gewonnen. Indessen hatte der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Andrang der schweren Finnländischen Kürassiere zerstreute die leicht berittenen Pohlen und Kroaten, die sich an diesen Flügel angeschlossen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reuterei Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblick hinterbringt man dem König, daß seine Infanterie über die Gräben zurückweiche, und auch sein linker Flügel durch das feindliche Geschüz von den Windmühlen aus, furchtbar geängstigt; und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller Besonnenheit überträgt er dem General von Horn, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst eilt an der Spitze des Steinbockischen Regiments davon, der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilschnell über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, uuter denen Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg, genannt wird, waren schnell genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er sprengte gerade demjenigen Ort zu, wo sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt war, und indeme er seine Blicke umhersendet; irgend eine Blöße des feindlichen Heers auszzuspähen, auf die er den Angriff richten könnte, führt ihn sein kurzes Gesicht zu nahe an dasselbe. Ein kaiserlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorübersprengenden alles ehrfurchtsvoll Plaz macht, und schnell befiehlt

Q

er einem Musketier, auf ihn anzuschlagen. „Auf den dort schieße," ruft er, „das muß ein vornehmer Mann seyn." Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerschmettert. In diesem Augenblik kommen seine Schwadronen dahergesprengt, und ein verwirrtes Geschrei: der König blutet — der König ist erschossen! breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. „Es ist nichts — folgt mir," ruft der König, seine ganze Stärke zusammenraffend; aber überwältigt von Schmerz, und der Ohnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. Indem der Leztere auf einem weiten Umweg, um der muthlosen Infanterie diesen niederschlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet, erhält dieser einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den lezten Rest seiner Kräfte raubte. „Ich habe genug, Bruder," ruft er mit sterbender Stimme. „Suche du nur dein Leben zu retten." Zugleich sank er vom Pferde, und von noch mehrern Schüssen durchbohrt, von allen seinen Begleitern verlassen, verhauchte er unter räuberischen Händen der Kroaten sein Leben. Bald entdeckte sein ledig fliehendes, im Blute gebadetes Roß der Schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und wüthend dringt sie herbei, dem gierigen Feind diese heilige Beute zu entreissen. Um seinen Leichnam entbrennt, ein mörderisches Gefecht, und der entseelte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben. Die Schreckenspost durcheilt in kurzer Zeit das ganze Schwedische Heer; aber anstatt den Muth dieser tapfern Schaaren zu ertödten, entzündet sie ihn vielmehr zu einem neuen,

wilden verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in seinem Preise, da das heiligste aller Leben dahin ist, und der Tod hat für den Niedrigen keine Schrecken mehr, seitdem er das gekrönte Haupt nicht verschonte. Mit Löwengrimm werfen sich die Upländischen, Smaländischen, Finnischen, Ost- und Westgothische Regimentern zum Zweitenmal auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von Horn nur noch schwachen Widerstand leistet, und jezt völlig aus dem Felde geschlagen wird. Zugleich gibt Herzog Bernhard von Weimar dem verwaisten Heere der Schweden in seiner Person ein fähiges Oberhaupt, und der Geist Gustav Adolphs führt von neuem seine siegreichen Schaaren. Schnell ist der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiserlichen ein. Das Geschüz an den Windmühlen, das so ein mörderisches Feuer auf die Schweden geschleudert hatte, fällt in seine Hände, und auf die Feinde selbst werden jezt diese Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des Schwedischen Fußvolks sezt unter Bernhards und Kniephausens Anführung aufs neue die Gräben an, über die er sich glücklich hinwegschwingt, und zum Zweitenmal die Batterie der sieben Kanonen erobert. Auf die schweren Bataillons des feindlichen Mittelpunkts wird jezt mit gedoppelter Wuth der Angriff erneuert, immer schwächer und schwächer widerstehen sie, und der Zufall selbst verschwört sich mit der Schwedischen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwagen, und unter schrecklichem Donnerknalle sieht man die angehäuften Granaten und Bomben in die Luft fliegen. Der in Bestürzung ge-

sezte Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die Schwedischen Brigaden von vornen ihm entgegen stürmen. Der Muth entfällt ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriff zu erliegen, sein Geschüz in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Schiksal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblick — — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Kürassieren und Dragonern; alle erhaltene Vortheile sind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit Plünderung dieser Stadt noch beschäftigt waren. Unmöglich wars, das zerstreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu sammeln, als die dringende Ordre und die Ungeduld dieses Kriegers verlangten.

Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Kavallerie aufsitzen, und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu, an dem Feste der Schlacht Theil zu nehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen, und sich anfänglich selbst darein verwickelt zu sehen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder, und führt sie aufs neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Muth, und voll Ungeduld den König selbst, den er an der Spitze dieses Flügels vermuthet, gegenüber zu fechten, bricht er fürchterlich in die Schwedischen Schaaren, die ermattet vom Sieg und an Anzahl zu schwach

dieser Fluth von Feinden nach dem männlichsten Widerstand unterliegen. Auch den erlöschenden Muth des kaiserlichen Fußvolks ermuntert Pappenheims nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell benuzt der Herzog von Friedland den günstigen Augenblick, das Treffen aufs neue zu formiren. Die dicht geschlossenen Schwedischen Bataillons werden unter einem mörderischen Gefechte über die Gräben zurückgetrieben, und die zweimal verlornen Kanonen zum Zweitenmal ihren Händen entrissen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres Heldenmuths gaben, lag todt dahin gestreckt, und bedeckte nach derselben schönen Ordnung den Wahlplaz, den es lebend mit so standhaftem Muth behauptet hatte. Ein ähnliches Loos traf ein anders blaues Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiserlichen Reiterei nach dem wüthendsten Kampfe zu Boden warf. Zu sieben verschiedenen Malen wiederholte dieser treffliche General den Angriff; sieben Pferde wurden unter ihm erschossen, und sechs Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heers mit fortriß. Den Herzog selbst sah man mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit kühler Seele seine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blick. Um und neben ihm stürzen seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beschützen heute seine Brust, für den schon ein anderes Eisen geschliffen ist; auf dem Bette,

wo Gustav erblaßte, soll Wallenstein den schuldbeflekten Geist nicht verhauchen.

Nicht so glücklich war Pappenheim, der Telamonier des Heers, der furchtbarste Krieger des Hauses Oesterreich und der Kirche. Glühende Begierde, dem König selbst im Kampfe zu begegnen, riß den Wüthenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edlen Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte den feurigen Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen; aber die feindliche Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwei Muskentenkugeln durchbohrten Pappenheims narbenvolle Brust, und gewaltsam musten ihn die Seinen aus dem Mordgewühle tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, daß der, den er suchte, entseelt auf dem Wahlplaz liege. Als man ihm die Wahrheit dieses Gerüchtes bekräftigte, erheiterte sich sein Geist, nnd das lezte Feuer blizte in seinen Augen. „So hinterbringe man denn dem Herzog von Friedland," rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darnieder liege, aber frölich dahin scheide, da ich weiß daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tag mit mir gefallen ist."

Mit Pappenheim verschwand das Glück der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde. Nicht sobald vermißte die schon einmal geschlagene und durch ihn allein wieder hergestellte Reiterei des linken Flügels ihren siegreichen Führer, als sie alles verloren gab, und mit schimpflicher Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche

Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obersten, Göz, Terzy, Kolloredo und Piccolomini, nöthigte, Stand zu halten. Die Schwedische Infanterie benuzte mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen gerissen, ziehen sich beide Linien in Eine zusammen, die den lezten entscheidenden Angriff wagt. Zum Drittenmal sezt sie über die Gräben und zum Drittenmal werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert. Die Sonne neigt sich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnungen auf einander treffen. Heftiger erhizt sich der Streit an seinem Ende, die lezte Kraft ringt mit der lezten Kraft, Geschiklichkeit und Wuth thun ihr Aeusserstes, in den lezten theuern Minuten den ganzen verlornen Tag nachzuholen. Umsonst, die Verzweiflung erhebt jede über sich selbst, keine versteht zu siegen, keine zu weichen, und die Taktik erschöpft hier ihre neue Wunder nur, um dort neue, nie gelernte, nie in Uebung gebrachte Meisterstücke der Kunst zu entwickeln. Endlich setzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Grenze, dem die Wuth keine setzen will, und der Angriff hört auf, weil man seinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere scheiden mit stillschweigender Uebereinkunft auseinander, die erfreuenden Trompeter ertönen, und jedes, für unbesiegt sich erklärend, verschwindet aus dem Gefilde. Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Rosse sich verlauffen, die Nacht über auf dem Schlachtfelde verlassen stehen — zugleich den Preis und die Urkunde des Siegers für den, der die Wahlstatt eroberte. Aber über die Eilfertigkeit, mit der er

von Leipzig und Sachsen Abschied nahm, vergaß der Herzog von Friedland, seinen Antheil daran von dem Schlachtfelde abzuholen. Nicht lange nach geendigtem Treffen erschien das Pappenheimische Fußvolk, das seinen vorauseilenden General nicht schnell genug hatte folgen können, sechs Regimenter stark, auf dem Wahlplaz; aber die Arbeit wat gethan. Wenige Stunden früher würde diese beträchtliche Verstärkung die Schlacht wahrscheinlich zum Vortheil des Kaisers entschieden, und selbst noch jezt durch Eroberung des Schlachtfeldes die Artillerie des Herzogs gerettet und die Schwedische erbeutet haben. Aber keine Ordre war da, ihr Verhalten zu bestimmen, und zu ungewis über den Ausgang der Schlacht, nahm sie ihren Weg nach Leipzig, wo sie das Hauptheer zu finden hofte. Dahin hatte der Herzog von Friedland seinen Rückzug genommen, und ohne Geschüz, ohne Fahnen und beinahe ohne alle Waffen, folgte ihm am andern Morgen der zerstreute Ueberrest seines Heers.

Zwischen Lützen und Weissenfels, scheint es, ließ Herzog Bernhard die Schwedische Armee von den Anstrengungen dieses blutigen Tages sich erholen, nahe genug an dem Schlachtfelde, um jeden Versuch des Feindes zu Eroberung desselben sogleich vereiteln zu können. Von beiden Armeen lagen über 9000 Mann todt auf dem Wahlplatze; noch weit grösser war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiserlichen besonders fand sich kaum Einer, der unverlezt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen, bis an den Floßgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Todten bedeckt. Viele von dem vornehm=

sten Adel waren auf beiden Seiten gefallen, auch der Abt von Fulda, der sich als Zuschauer in die Schlacht gemischt hatte, büßte seine Neugier, und seinen unzeitigen Glaubenseifer mit dem Tode. Von Gefangenen schweigt die Geschichte; ein Beweis mehr für die Wuth der Armeen, die keinen Pardon gab oder keinen verlangte.

Pappenheim starb gleich am folgenden Tage zu Leipzig an seinen Wunden; ein unersezlicher Verlust für das kaiserliche Heer, das dieser treffliche Krieger so oft zum Sieg geführt hatte. Die Prager Schlacht, der er zugleich mit Wallenstein als Oberster beiwohnte, öffnete seine Heldenbahn. Gefährlich verwundet warf er durch das Ungestüm seines Muths mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder, und lag viele Stunden lang mit andern Todten verwechselt, unter der Last seines Pferdes auf der Wahlstatt, bis ihn die Seinigen bei Plünderung des Schlachtfeldes entdeckten. Mit wenigem Volke überwand er die Rebellen in Oberösterreich, 40,000 an der Zahl, in drei verschiedenen Schlachten, hielt in dem Treffen bei Leipzig die Niederlage des Tilly lange Zeit durch seine Tapferkeit auf, und machte die Waffen des Kaisers an der Elbe und an dem Weselstrom siegen. Das wilde stürmische Feuer seines Muths, den auch die entschiedenste Gefahr nicht schreckte, und kaum das Unmögliche bezwang, machte ihn zum furchtbarsten Arm des Feldherrn, aber untüchtig zum Oberhaupt des Heers; das Treffen bei Leipzig gieng, wenn man dem Ausspruch Tillys glauben darf, durch seine ungestüme Hitze verloren. Auch er tauchte bei Magde-

burgs Zerstörung seine Hand in Blut; sein Geist durch frühen jugendlichen Fleiß und vielfältige Reisen zur schönsten Blüthe entfaltet, verwilderte unter den Waffen. Auf seiner Stirne erblickte man zwei rothe Striemen, Schwerdtern ähnlich, womit die Natur schon bei der Geburt ihn gezeichnet hatte. Auch noch in spätern Jahren erschienen diese Flecken, so oft eine Leidenschaft sein Blut in Bewegung brachte, und der Aberglaube überredt sich leicht, daß der künftige Beruf des Mannes schon auf der Stirne des Kindes angedeutet worden sei. Ein solcher Diener hatte auf die Dankbarkeit beider Oesterreichischen Linien den gegründesten Anspruch; aber den glänzendsten Beweis derselben erlebte er nicht mehr. Schon war der Eilbote auf dem Wege, der ihm das goldne Bließ von Madrit überbringen sollte, als ihn der Tod zu Leipzig dahin raffte. Ob man gleich in allen Oesterreichischen und Spanischen Landen über den erfochtenen Sieg das Te-Deum anstimmte, so gestand doch Wallenstein selbst durch die Eilfertigkeit, mit der er Leipzig und bald darauf ganz Sachsen verließ, und auf die Winterquartiere in diesem Lande Verzicht that, öffentlich und laut seine Niederlage. Zwar that er noch einen schwachen Versuch, die Ehre des Siegs gleichsam im Flug wegzuhaschen, und schickte am andern Morgen seine Kroaten aus. das Schlachtgefilde zu umschwärmen; aber der Anblick des Schwedischen Heers, das in Schlachtordnung da stand, verscheuchte im Augenblick diese flüchtigen Schaaren, und Herzog Bernhard nahm durch Eroberung der Wahlstatt, auf welche bald nachher die Einnahme von Leipzig erfolgte, unbestrittenen Besitz von allen Rechten des Siegers. Aber ein theurer

Sieg, ein trauriger Triumph! Jezt erst, nachdem die Wuth des Kampfes erkaltet ist, empfindet man die ganze Größe des erlittenen Verlustes, und das Jubelgeschrei der Ueberwinder erstirbt in einer stummen, finstern Verzweiflung. Er, der sie in den Streit heraus geführt hatte, ist nicht zurück gekehrt. Draussen liegt er in seiner gewonnenen Schlacht, mit dem gemeinen Haufen anderer Todten verwechselt. Nach langem vergeblichen Suchen entdeckt man endlich den königlichen Leichnam, unfern dem grossen Steine, der schon hundert Jahre vorher zwischen dem Floßgraben und Lützen gesehen worden, aber von dem merkwürdigen Unglücksfalle dieses Tages den Namen des Schwedensteines führt. Von Blut und Wunden bis zum Unerkenntlichen entstellt, von den Hufen der Pferde zertreten, und durch räuberische Hände seines Schmucks, seiner Kleider beraubt, wird er unter einem Hügel von Todten hervorgezogen, nach Weisenfels gebracht, und dort dem Wehklagen seiner Truppen, den lezten Umarmungen seiner Königin überliefert.

Den ersten Tribut hatte die Rache geheischt, und Blut muste dem Monarchen zum Söhnopfer strömen, jezt tritt die Liebe in ihre Rechte ein, und milde Thränen fließen — um den Menschen. Der allgemeine Schmerz verschlingt jedes einzelne Leiden. Von dem betäubenden Schlag noch besinnungslos, stehen die Anführer in dumpfer Erstarrung um seine Bahre, und keiner getraut sich noch die Größe der Verwüstung zu untersuchen, die der fliegende Bliz auf seinem Wege bereitete. Der Kaiser, erzählt uns Khevenhiller, zeigte bei dem Anblick des blutigen Gollers, den man dem

König in der Schlacht abgenommen, und nach Wien geschikt hatte, eine anständige Rührung, die ihm wahrscheinlich auch von Herzen gieng. „Gern," rief er aus, „hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine fröliche Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutschland Friede geworden wäre!" Aber wenn ein neuer katholischer Schriftsteller von anerkanntem Verdienst diesen Beweis eines nicht ganz unterdrückten Menschengefühls, den selbst schon der äussere Anstand fordert, den auch die bloße Selbstliebe dem fühlosesten Herzen abnöthigt, und dessen Gegentheil nur in der rohesten Seele möglich werden kann, der höchsten Lobpreisung würdig findet, und gerade dem Edelmuth Alexanders gegen das Andenken des Darius an die Seite sezt, so erweckt uns ein schlechtes Vertrauen zu dem übrigen Werth seines Helden, oder, was noch schlimmer wäre, zu seinem eigenen Ideale von sittlicher Würde. Aber auch ein solches Lob ist bei demjenigen schon viel, den man von dem Verdacht eines Königsmordes zu reinigen sich genöthigt findet! Es war kaum zu erwarten, daß der mächtige Hang der Menschen zum Ausserordentlichen dem gewöhnlichen Lauf der Natur den Ruhm lassen würde, das wichtige Leben eines Gustav Adolphs geendigt zu haben. Der Tod dieses furchtbaren Gegners war für den Kaiser eine zu wichtige Begebenheit, um nicht bei einer feindseeligen Partei den so leicht sich darbietenden Gedanken zu erregen, daß das, was ihm nüzte, von ihm veranlaßt worden sei. Aber der Kaiser bedurfte zu Ausführung dieser schwarzen That eines fremden Armes, und auch diesen glaubte man in der Person Franz Alberts, Herzogs von Sachsen-Lauenburg ge-

funden zu haben. Diesem erlaubte sein Rang freien unverdächtigen Zutritt zu dem Monarchen, und eben diese ehrenvolle Würde diente dazu, ihn über den Verdacht einer schändlichen Handlung hinwegzusetzen. Es braucht also blos gezeigt zu werden, daß dieser Prinz einer solchen Abscheulichkeit fähig, und daß er hinlänglich dazu aufgefordert war, sie wirklich zu verüben.

Franz Albert, der Jüngste von vier Söhnen, Franz der Zweite, Herzogs von Lauenburg, und durch seine Mutter verwandt mit dem Wasaischen Fürstengeschlechte, hatte in jüngern Jahren am Schwedischen Hofe eine freundschaftliche Aufnahme gefunden. Eine Unanständigkeit, die er sich im Zimmer der Königin Mutter gegen Gustav Adolph erlaubte, wurde, wie man sagt, von diesem feurigen Jüngling mit einer Ohrfeige geahndet, die, obgleich im Augenblick bereut und durch die vollständigste gebüßt, in dem rachgierigen Gemüth des Herzogs den Grund zu einer unversöhnlichen Feindschaft legte. Franz Albert trat in der Folge in kaiserliche Dienste, wo er ein Regiment anzuführen bekam, mit dem Herzog von Friedland in die engste Verbindung trat, und sich zu einer heimlichen Unterhandlung am Sächsischen Hofe gebrauchen ließ, die seinem Rang wenig Ehre machte. Ohne eine erhebliche Ursache davon angeben zu können, verläßt er unvermuthet die Oesterreichischen Fahnen, und erscheint zu Nürnberg im Lager des Königs, ihm seine Dienste als Volontaire anzubieten. Durch seinen Eifer für die protestantische Sache, und ein zuvorkommendes einschmeichelndes Betragen gewinnt er des Königs Herz,

der, von Oxenstierna vergeblich gewarnt, seine Gunst und Freundschaft an den verdächtigen Ankömmling verschwindet. Bald darauf kommt es bei Lützen zur Schlacht, in welcher Franz Albert dem Monarchen wie ein böser Dämon beständig zur Seite blieb, und erst nachdem der König schon gefallen ist, von ihm scheidet. Mitten unter den Kugeln der Feinde bleibt er unverlezt, weil er eine grüne Binde, die Farbe der Kaiserlichen, um den Leib trägt. Er ist der erste, der dem Herzog von Friedland, seinem Freund, den Fall des Königs hinterbringt. Er vertauscht gleich nach dieser Schlacht die Schwedischen Dienste mit den Sächsischen, und bei der Ermordung Wallensteins, als ein Mitschuldiger dieses Generals eingezogen, entgeht er nur durch Abschwörung seines Glaubens dem Schwerdte des Nachrichters. Endlich erscheint er aufs neue als Befehlshaber einer kaiserlichen Armee in Schlesien und stirbt vor Schweidniz an empfangenen Wunden. Es erfordert wirklich einige Selbstüberwindung, sich der Unschuld eines Menschen anzunehmen, der einen Lebenslauf, wie diesen gelebt hat; aber wenn die moralische und physische Möglichkeit einer so verabscheuungswürdigen That auch noch so sehr die feindlichen aus den angeführten Gründen erhellte, so zeigt schon der erste Blick, daß sie auf die wirkliche Begehung derselben keinen rechtmäßigen Schluß erlauben. Es ist bekannt, daß Gustav Adolph wie der gemeinste Soldat in seinem Heer sich der Gefahr blos stellte, und wo Tausende fielen, konnte auch er seinen Untergang finden. Wie er ihn fand, bleibt in undurchdringliches Dunkel verhüllt; aber mehr als irgend gilt hier die Maxime, da wo der natürliche Lauf der Dinge zu ei-

nem vollkommenen Erklärungsgrund hinreicht, die Würde der menschlichen Natur durch keine moralische Beschuldigung entehren.

Aber durch welche Hand er auch mag gefallen sein, so muß dieses ausserordentliche Schicksal als eine That der grossen Natur erscheinen. Die Geschichte so oft nur das freudenlose Geschäft eingeschränkt, das einförmige Spiel der menschlichen Leidenschaft aus einander zu legen, sieht sich zuweilen durch Erscheinung belohnt, die gleich einem kühnem Griff aus den Wolken in das berechnete Uhrwerk der menschlichen Unternehmungen fallen, und den nachdenkenden Geist auf eine höhere Ordnung der Dinge verweisen. Ungern zwar sieht sich der Mensch in seinem beschränkten Maschinengang durch die ungestüme Dazwischenkunft dieser Macht unterbrochen, die ohne Einstimmigkeit mit ihm, ohne Schonung für seine dürftige Schöpfung, ihre eigenen Zwecke mit kühner Freiheit verfolgt, und oft mit Einem gigantischen Schritt die mühsame Pflanzung eines Menschenalters unerbitterlich verwüstet. Aber indem seine überraschten Sinne unter der Macht eines so unerwarteten Zufalls erliegen, schwingt sich die Vernunft, ihre Würde fühlend, zu den übersinnlichen Quellen desselben auf, und ein anderes System von Gesetzen, worinn sich die kleinliche Schäzung der Dinge verliert, erscheint vor ihrem erweiterten Blicke. So ergreift uns Gustav Adolphs schnelle Verschwendung vom Schauplaz, die das ganze Spiel des politischen Uhrwerks mit Einemmal hemmt, und alle Berechnungen der menschlichen Klugheit vereitelt.. Gestern noch der belebende Geist, der große und einzige

Beweger seiner Schöpfung — heute in seinem Adlerfluge unerbittlich dahin gestürzt, herausgerissen aus einer Welt von Entwürfen, von der reifenden Saat seiner Hoffnung ungestümm abgerufen, läßt er seine verwaiste Partei trostlos hinter sich, und in Trümmern fällt der stolze Bau seiner vergänglichen Grösse. — Schwer entwöhnt sich die protestantische Welt von den Hoffnungen, die sie auf diesen unüberwindlichen Anführer sezte, und mit ihm fürchtet sie ihr ganzes voriges Glück zu begraben.


fig. 41.
Tab. XI. II.
fig. 42.

Chappe in Paris erfindet den Telegraphen (Fernschreibmaschine) im Jahr 1794.

Tab. XVIII. Fig. 43.

Eine der vorzüglichsten Erfindungen, zu welchen der Revolutionskrieg in Frankreich Veranlassung gegeben hat, ist wohl unstreitig die zu Paris (und jezt an mehrern Orten) aufgestellte Fernschreibmaschine, mit einem griechischen Worte, Telegraph, genannt. Landesregierungen, Feldherren und Flottenbefehlshaber wissen, wie nöthig es zuweilen ist, eine Nachricht, eine Ordre geschwind an einen entfernten Ort zu bringen, oder von daher zu erhalten. Man hat in neuern Zeiten häufig auf Mittel und Wege gesonnen, diese wichtige Aufgabe aufzulösen, und man hatte auch Versuche gemacht, diesem Zwecke näher zu kommen. Man ist darauf gefallen, Signale fürs Ohr, durch abgeschossene Kanonen; fürs Auge, durch steigende Raketen oder durch wehende Flaggen zu geben. Aber alle diese Berichtungsarten in die Ferne haben gewisse Beschränkungen, die ihre Anwendung erschweren, oder nicht hinlänglich sein lassen. Der Apparat ist meistens zu groß, und die Ausführung langweilig. Wie viele Kanonenschüsse

gehören nicht dazu, um eine nur aus wenig Worten bestehende Nachricht, in eine Entfernung von drei Meilen zu senden? Wie viel Zeit erfordert nicht ein einziges Wort, ehe es dem Ohre des entfernten Beobachters verständlich gemacht wird? Nur durch die Zahl der Schüsse ist man auf diesem Wege im Stande, Buchstaben zu berechnen und Worte zu bilden. Und wie kostbar sind diese sprechende Donner? Wie kostbar, wenn die geheime Nachricht weiter geleitet werden soll, als der Schuß einer Kanone gehört werden kann? Und wie sehr müssen mehrere Stationen die Geschwindigkeit, die doch der erste und höchste Zweck ist, verzögern? Herr Chappe in Paris, Ingenieur und Geograph, übersah alle diese Mängel und Unzulänglichkeiten jener Arten, schnelle Nachrichten in weite Entfernungen zu geben, und dachte lange auf eigene, die von den bekannten Fehlern frei wäre. Sein Fleiß und sein Scharfsinn waren glücklich. Er entdeckte, oder vielmehr, er ersann eine Maschine, die bei der grösten Einfachheit, doch die mannigfaltigsten Figuren sehr leicht darstellt, und auf diese Art einem entfernten Beobachter, dessen Auge bewaffnet ist, alles aufs leichteste und verständlichste vorschreibt oder vormalt, was ihr Regierer nur will, was nur gesagt und geschrieben werden kann.

Im Jahr 1794 legte Herr Chappe seine neue, oft gewünschte, und wie nicht anders zu erwarten war, sehr nuzbare Erfindung, dem Nationalkonvente vor. Der Konvent übergab diese wichtige Sache sogleich der Unterrichtskommission zur Prüfung, und verlangte schnelle Berichtsabstattung. Der Bericht fiel aus, wie

er ausfallen muste, wenn man mit vorurtheilsfreiem Auge sah, und die gesezgebende Versammlung eilte sogleich zur Ausführung einer solchen Fernschreibmaschine auf dem Louvre, der nicht weit von dem Konvent, entfernt ist. Sie kam bald in Gang, und bewies nun durch den wirklichen Gebrauch, die gerühmte Vortreflichkeit derselben, Schnelligkeit im Wortmahlen, und Allumfänglichkeit für die ganze Sprache. Das Volk staunte, die Klugen bewunderten die glückliche einfache Wirksamkeit, und Jedermann, der die Nuzbarkeit einsahe, klatschte dem scharfsinnigen dankbaren Beifall zu.

Der Vortheil ist über alle Erwartung; ja, er ist zuweilen nicht zu berechnen, oder wenigstens nicht zu bezahlen. Den Brief, den ich jezt mit dieser Maschine, mit dem Telegraph schreibe, liest mein Korrespondent, mein Freund, mein Handlungsagent fast in derselben Viertelstunde, und wenn er auch 40—50 Meilen entfernt ist; kann ihn lesen nach Verlauf von nur 20—25 Minuten, wenn er hundert Meilen entfernt wäre.

Ich war an dem Tage (schrieb mir mein Freund) als ehemals Konde' wieder an die Neufranken übergieng, selbst im Konvent, und hörte, wie die Nachricht von dieser Begebenheit kaum 15, oder höchstens 20 Minuten, nachdem sie sich ereignet hatte, durch den Telegraph in Paris ankam, und dem N. Konvent gemeldet ward. Man bemerkte, daß man sie von Lille erhielt, welches 40 Meilen von Paris, und vier von Konde' entfernt ist. Herr Chappe, der Regierer und Besitzer des Pariser Telegraphs schrieb dem Konvent:

„Mon Correspondant à Lille m'apprend que Con-„dé est rendu à la Republique, et la garnison pri-„sonnière de guerre."

Das heißt: „Mein Korrespondent in Lille meldet „mir, daß Konde' wieder in den Händen der Republik, „und die Besatzung zu Kriegsgefangenen gemacht wor„den ist."

Nachdem sich das gewöhnliche Freudeklatschen gelegt hatte, faßte der Konvent sogleich folgendes Dekret ab, das dem Herrn Chappe zur Weiterbeförderung augenblicklich zugesandt ward.

„La Convention décréte sur le champ que Con-„dé ne s'appellera plus Condé. mais Nord libre; „et que l'armée du Nord ne cesse de bien mèriter „de la patrie. Le Télegraphe est chargé de trans-„mettre ce décret à Lille, pour être pote à Nord „libre par un courier extraordinaire."

„Der Konvent dekretirt sogleich, daß Konde' hin„fort nicht mehr Konde', sondern Nord-libre — be„freiter Nord — heißen wird, und daß die Nordar„mee nicht aufgehört hat sich um das Vaterland ver„dient zu machen. Der Telegraph wird beordert, die„ses Dekret nach Lille zu überschreiben, damit es von „dort durch einen ausserordentlichen Kurier nach Nord„libre befördert werde."

Sobald Chappe dieses Dekret empfieng, begann die Maschine unter einer grossen Menge von Zuschauern zu schreiben, und war in wenig längerer Zeit als ein ordentlicher Schreiber, wenn er die Buchstaben schön

darstellen will, zu diesen Zeilen gebraucht haben würde, mit der Vollbringung ihres Auftrags fertig. Noch in derselben Sitzung, kaum nach Verfluß von fünf Viertelstunden, meldete Chappe die schon zurück erhaltene Nachricht und Antwort in folgenden Worten: Mein Korrespondent zu Lille meldet mir den Empfang des Dekrets, und daß es ein Kurier bereits nach Nordlibre bringe.

Man denke sich die Geschwindigkeit dieser Fernschreibung. In 70 Minuten gieng die Nachricht hin nach Lille, ward dort das Dekret an die Munizipalität abgegeben, ein Kurier nach dem nunmehrigen Nordlibre (jezt wieder Konde') abgesandt, und ward von dem Allen wieder Bericht zurück erstattet. Man denke sich die Länge eines Weges von 80 Meilen, und dazu den unumgänglichen Aufenthalt der Weitererpedirung in Lille, und frage, ob eine Falkenpost solche Schnelligkeit leisten könnte? ob eine Schwalbe so geschwinden Flug vermag? In einer Stunde hatte Konde' seinen neuen Namen, den man ihm in einer Entfernung von 40 Meilen beilegte; wenige Stunden nach seiner Uebergabe, war sein alter Name dem Willen des Nationalkonvents gemäs abgeändert, empfieng die Armee den Dank der Volksrepräsentanten. Diese Schnelligkeit erhöhete die Freude, die man bei der Armee, in der Stadt, und in der ganzen Gegend bei diesem glücklichen Ereigniß empfand, noch um sehr Vieles; und gewiß machte das Pariser Dekret nicht starke Sensation, wenn es erst nach einigen Tagen auf dem gewöhnlichen Wege ankam, wo der erste Jubel schon halb wieder abgekühlt war. Zwanzig Stunden nach

der Meldung des B. Chappe, erhielt man die Bestätigung von der Wiedereinnahme Kondés durch Kuriere, die gewis keine Zeit versäumt hatten. So bekamen wir (schrieb der Verfasser) hier auch durch den Telegraphen die Nachricht (im J. 1795) von der Wiedereroberung von Valenciennes, Quesnoi und Landreci, sogleich, nachdem diese Begebenheiten vorgefallen waren. So wusten wir zu jener Zeit durch dieses Instrument den andern Tag darauf, daß die Engländer bei Herzogenbusch zurückgedrängt wurden. So erhielt der Konvent (in den Jahren 1790—95 war dies der Name der höchsten Staatsverwaltung in Frankreich) sogleich Bericht über die neuen Operationsplane, die durch diesen Vorfall nöthig und thunlich schienen; so gab er sogleich Befehle zur Wahl und Mitwirkung. Durch dieses Mittel erhalten die Operationen Einheit und Geschwindigkeit, zwei Vortheile, die im Kriege gewiß sehr bedeutend sind. Viele meiner Freunde in Deutschland (schreibt der Verfasser) die von diesem Fernschreibinstrumente und seiner schnellen und unbeschränkten Wirksamkeit in Zeitungen lasen und sprechen hörten, schrieben an mich und baten um Belehrung, wenn sie sich gar keine Möglichkeit ausgedacht hatten. Aus diesen Schreiben (sagt der Verf.) erseh ich, daß man von dieser Maschine in Deutschland entweder gar keinen, oder doch sehr falsche Begriffe hat. Viele denken sich steigende Raketen, andere aber farbige Flaggen als die Transportiermittel, welche schon längst im Gebrauch waren, aber, wie ich schon oben erwähnt habe, ganz unzulänglich sind, und nimmermehr das leisten können, was der Telegraph leistet, nemlich: Alles. Noch andere haben andere

Ideen, die oft sinnreich genug sind, wenn sie nur auch eben so ausführbar wären.

Ich denke (schrieb der Verfasser) Ihnen Freund, und überhaupt allen lieben Deutschen, welche diese neue Erfindung des B. Chappe interessirt, und welche gern näher über die Beschaffenheit und Wirkungsart derselben unterrichtet sein möchten, keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich Ihnen eine genaue Beschreibung und Abbildung des Telegraphen zusende, und zu dem Gebrauche empfehle, der, der Neugierde und Wißbegierde gleich gefällig sein dürfte.

Der Pariser Telegraph ist auf dem Louvre auf dem mittelsten Pavillon, dem Karusselplatze gegenüber, angelegt. Es ist — man sehe das Kupfer — eine Art von Observatorium, das über das Dach emporragt, von viereckiger Form und platt gedeckt. Aus der Mitte dieses Gebäudes steigt eine eiserne Stange empor, an welcher in einer Höhe von 12 Fuß ein eiserner breiter Flügel, der sich um eine Axe dreht, befestigt ist. Dieser Flügel hat die Länge von 9 Fuß, und die Breite von 9 vis 10 Zoll. Durch einen leichten Mechanismus kann er von dem Fensterzimmer aus in jede beliebige Richtung gebracht werden, und man erblickt ihn bald horizontal — diagonal, bald vertikal, welches die Stellung der Ruhe ist. An den beiden Enden dieses Hauptflügels sind zwei andere kleinere, zwar von gleicher Breite mit dem grossen, aber nur von halber Länge angebracht, und alle mögliche Richtungen annehmen können. Wenn die Maschine ruht, sind die Nebenflügel eingeschlagen, und liegen

platt auf dem Hauptflügel, so, daß sie von unten aus nicht wahrzunehmen sind. Wenn aber die Maschine schreibt — la machine va, ah! la machine va! (sagen die Umstehende) so strecken sie sich bald nach der, bald nach jener Richtung aus, bald dieser allein, bald jener allein, bald beide parallel, bald entgegengesezt, u. s. w. Man erblickt sie da oft in der Figur eines griechischen π, oft in der Figur eines lateinischen S, bald in der Figur eines U, oder wie einen Doppelhacken u. s. w.

Doch alle die möglichen Richtungen dieser Seitenflügel beschränken sich, der Einrichtung der Maschine nach, auf die Winkel von 45, 90, 135, 180, 225, 270 und 315 Grade, mithin hat jeder siebenerlei bestimmte Richtungen, wie bei dem Zeichen des Doppelhacken u. s. w. Aus den Grundsätzen der Kombination ergiebt sich, daß die Nebenflügel einzeln und mit einander 63 verschiedene Figuren bilden mögen. Multiplizirt man diese 63 mit den vier verschiedenen Stellungen des Hauptflügels, so erhält man 252, und addirt man hiezu diese vier Hauptflügelstellungen, wo kein Nebenflügel spielt, so hat man 256 verschiedene, und sehr merkbar unterschiedene Figuren und Figurlagen, die für eben so viel bedeutbare Zeichen, wie es Buchstaben und Ziffern sind, gelten können. Es steht nun frei, aus diesen Figuren und Figurenlagen, so viele auszuwählen, als man zu schriftlichen Bezeichnungen für nöthig hält, diejenigen zu wählen, die man ihrer Gestalt wegen am schicklichsten, am bequemsten findet. Wir haben 24 Buchstaben, die wir im Fortlaufe der Schrift als kleine, und im Anfange der

Sätze und gewisser Wörter als grosse gebrauchen; diese doppelte Bezeichnung der 24 Buchstaben erfordert also 48 verschiedene Zeichen. Wir haben ferner drei Betönungszeichen für den schweren, gehaltenen und scharfen Silberton å ů ỏ, diese erhöhen jene 48 Zeichen zu 51.

Absonderungszeichen (Unterscheidungszeichen) haben wir sechs . : ; , ! ? diese zu 51 hinzugethan, macht 57. Noch findet sich endlich in unserer Schrift ein Bindezeichen = u. s. w. Diese machten also in allem 60 Zeichen für die Schrift= oder Wortschreibung nöthig und erforderlich.

Zehen andere müste man noch für die Zahlen auswählen, und die ganze Anzahl der telegraphischen Zeichen stiege also auf 70. Diese 70 ausgewählten Zeichen machen nun das telegraphische Alphabet, das nach Erforderniß, oder nach Willkühr fast unendliche Male abgeändert werden kann. Nachdem das telegraphische Alphabet gewählt und festgesezt ist, stellt die Fernschreibmaschine alle die Figuren, die den Buchstaben des Textes, den sie für den fernern Beobachter, dem er kund gethan werden soll, schreibt, zukommen, ihrer Folge nach, und noch in einer mäßigen, aber nicht langsamen Bewegung dar, welche dann der erwähnte ferne Beobachter auffaßt, und in die gewöhnlichen Schriftzüge wieder überträgt. In jeder der bedeutsamen Stellungen ruht die Maschine ein Weilchen, aber nur einen Augenblick, welcher hinreicht, bemerklich zu machen, daß sie geltend nicht durchgehend ist. Die Weite, in die der Teleg aph unmittelbar schreiben

kann, ist einerlei mit der, aus welcher er durch ein gutes Spiegelteleskop auch mit einem guten Fernrohr scharf und deutlich, mit seinem Spiele, noch zu erkennen ist. Diese Weite bestimmt sich nach Erfahrung auf 6 bis 8 Stunden, sie kann aber, wenn Hindernisse der Erdfläche, nämlich Berge und hohe Wälder vorkommen, nicht über so lang in der Anwendung angenommen werden. Um die Wirksamkeit des Telegraphen sehr weit, viel weiter als drei deutsche Meilen, seinen weitesten unmittelbaren Wirkungspunkt, zu erstrecken, war es nöthig, andere von Station zu Station — welche Stationen durch die Lokalverhältnisse bestimmt werden — anzulegen, welche die erhaltene Aufträge, als Zwischenunterhändler, augenblicklich weiter spediren. Man sollte glauben, daß die Zwischentelegraphen Aufenthalt verursachen, und also die gewünschte Geschwindigkeit verzögern müßten: allein es ist dem nicht so. So wie der erste Telegraph schreibt, so schreibt der auf ihn folget nach, was dieser auch augenblicklich für die übrigen in der nemlichen Stationslinie wieder kopirt. Auf den Plätzen, wo die Telegraphen angebracht sind, befinden sich allenthalben Leute, welche beständig auf ihre benachbarten Telegraphen durch Fernröhre Achtung geben, und von Zeit zu Zeit wie Schildwachten oder Burgwarte, abgelöset werden. Der Telegraph kennt bei der Geschwindigkeit des Lichtstrals keine Hindernisse, keine Auffangungen seiner körperlosen Briefe; selbst des Nachts erstattet er seine Berichte durch Fackeln, die auf den Enden der Hauptflügel und der Nebenflügel angebracht werden. Nur starke Nebel und heftige Regen können ihn zuweilen nöthigen, seine Geschäfte bis zu ihrem

Verschwinden und Aufhören, was bei uns sich selten lang verzögert, aufzuschieben. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß Kunst und Mechanik in der Folge noch so viel zur mehrern Vollkommenheit dieser Fernschreib-maschine hinzufügen wird, daß man vielleicht nur nöthig hat, wie bei der Musik einen Pedal zu tretten, um einen Buchstaben hervor zu bringen. Der im J. 1799 in unserer Gegend bei Oestelsheim, eine halbe Stunde von hier, erbaute Telegraph, hatte Vorzug vor dem Erstern.

Die grosse Höhle bei Castleton in dem hohen Peak von Darbishire.

Tab. XVIII. Fig. 44.

Ich würde selbst glauben, daß es mir geträumt hätte — sagte der Wanderer, welcher über das Meer her von Englands grünen Hügeln wieder zurückgekehrt war. — Er saß in einer kühlen, schattigten Laube, und der Vater und die Mutter des Hauses, und einige Knaben um sie her, hörten gefällig seiner Erzählung zu. — Ich würde selbst glauben, daß es mir geträumt hätte, sagte er, wenn ich nicht gewiß wuste, daß ich vom hellen Mittag an bis zu Sonnenuntergang darinn gewesen wäre. Worinn denn? riefen die Knaben, welche um den Vater und um die Mutter hersassen. — In der Höhle bei Castleton. Und nun war alles begierig, die Beschreibung von der Höhle bei Castleton zu hören. Als es Abend war, wollte der Wanderer seinen Stab weiter setzen, aber drei von den Knaben führten den Vater allein, als ob sie ihm heimlich etwas zu sagen hätten, und baten ihn, den Wandrer die Nacht über bei sich zu behalten; denn sie wünschten die Geschichte von der Höhle bei Castleton zu hören. Der Wandrer blieb, aß und trank; und

nach der Mahlzeit führte ihn der Vater des Hauses in ein kleines Lusthaus in seinen Garten, wo sich alles versammelte, um von der Höhle bei Castleton zu hören, und der erfreute Wanderer hub in stiller Abenddämmerung seine Erzählung an.

Hundert und siebenzig englische Meilen von London hatte ich schon zurückgelegt, manchen Berg erstiegen, und manches Thal durchwandert, als ich endlich an einem heitern Morgen mich dem Ziele meiner Reise näherte, und nun bald die herrlichen Wunder der Natur, in dem Theile von England, welcher Darbi heißt, erblicken sollte.

Die Berge, welche ich ersteigen mußte, wurden immer höher und steiler, und hinter ihnen erblickte ich immer wieder noch höhere Berge, welche aber nicht so, wie die unsrigen, mit Bäumen, sondern mit Gras oder Heidekraut bewachsen sind, so, daß sie eine weit freiere Aussicht haben, und man in der Ferne die Kühe und Schaafe darauf weiden siehet. Als ich einen der höchsten dieser Berge erstiegen hatte, erblickte ich plötzlich vor mir ein reizendes Thal mit Bächen durchschnitten, und rund umher von hohen Bergen eingeschlossen; in diesem Thale nun lag Castleton, ein kleines Städtchen, mit niedrigen Häusern. Ein schmaler Weg, der sich an der Seite des Berges hinunter schlängelte, führte mich in das Thal hinab, bis in eine Strasse von Castleton, wo ich eine Herberge fand, in welcher ich geschwind mein Mittagsmahl hielt, und unmittelbar darauf meinen Weg nach der Höhle fortsezte. Ein kleiner Bach, der mitten durch die Stadt fließt, führte mich an ihren Eingang. Hier stand ich eine Weile

voll Bewunderung und Erstaunen über die entsezliche Höhe des steilen Felsen, den ich vor mir erblickte, an beiden Seiten mit grünem Gebüsch bewachsen, oben auf seinem Scheitel die zerfallenen Mauern und Thürme eines alten Schlosses, das ehemals auf diesem Felsen stand, und unten an seinem Fuße die ungeheure Oeffnung zum Eingang in die Höhle, wo alles stockfinster ist, wenn man auf einmal aus dem hellen Mittagslichte hinblickt. Indem ich so voll Verwunderung da stand, bemerkte ich im dunkeln Eingange der Höhle einen Mann von etwas rauhem Ansehen, der mich fragte, ob ich die Höhle sehen wollte? Als ich dies dreist bejahte, fragte er mich weiter, ob ich auch über die Flüsse gesezt sein wollte? — und bestimmte zugleich eine Kleinigkeit an Gelde, die ich dafür bezahlen müßte. Ich verstand mich gern dazu, und so sagte er, ich sollte ihm nur dreist folgen, und wir traten zusammen in die Höhle. Zur linken Seite im Eingange der Höhle lag ein abgehauener Stamm eines Baumes, bei welchem die Knaben des Orts spielten. — Der Weg gieng etwas abschüßig hinunter, so, daß sich der Tag, welcher durch die Oeffnung beim Eingange hineinfiel, allmählich in Dämmerung verlor. Und als wir nun einige Schritte vorwärts gegangen waren, welch ein Anblick war es für mich, als ich auf einmal zu meiner rechten Seite unter dem ungeheuren Gewölbe der Höhle ein ganzes unterirrdisches Dorf erblickte, wo die Einwohner, weil es Sonntag war, von ihrer Arbeit feierten, und vergnügt und fröhlich mit ihren Kindern vor den Thüren ihrer niedrigen Hütten saßen! — Kaum hatten wir diese kleinen Häuser hinter uns zurückgelassen, so erblickte ich hin und

her zerstreut eine Menge grosser Räder, worauf diese unterirrdischen Bewohner der Höhle an Werktagen Seile verfertigen, und sich auf diese Weise ihren Unterhalt verdienen. So wie wir tiefer hinabgiengen, schien die Oeffnung, wodurch das Tageslicht hineinfiel, immer kleiner zu werden, und die Dunkelheit nahm fast mit jedem Schritte zu, bis endlich nur noch einige Strahlen durch eine kleine Spalte hineinfielen, welche die dünnen Rauchwolken färbten, die man in der Ferne aus den Hütten durch die Dämmerung aufsteigen sah. Und schloß sich endlich das hohe Gewölbe des Felsen über uns, wie sich der Himmel an die Erde zu schliessen scheint, und aus der Dämmerung ward Nacht, als wir an ein kleines Pförtchen kamen, das mein Führer aufmachte.

Ehe wir aber noch hineintraten, kam eine alte Frau aus einer der Hütten mit zwei Lichtern in der Hand auf uns zu, wovon sie mir und meinem Führer eins gab, mit dem ich nun durch die Pforte hinabstieg, wo wir von dem erquickenden Tageslichte plözlich Abschied nahmen. Hier war der Felsen so niedrig, daß wir uns einige Schritte bücken musten, um hindurch zu kommen: aber wie groß war mein Erstaunen, da wir uns nach diesem beklemmenden Durchgange wieder in die Höhe richteten, und ich nun auf einmal, so weit es bei dem dunkeln Scheine unserer Lichter möglich war, die entsezliche Länge, Höhe und Breite des Gewölbes der Höhle übersahe, wogegen die erste ungeheure Oeffnung, durch welche wir schon gekommen waren, gar nicht mehr in Betrachtung kam. Nachdem wir hier eine ganze Strecke, wie unter einem

schwarzen mitternächtlichen Himmel, gewandert hatten, senkte sich endlich der Felsen allmählich wieder nieder, und wir befanden uns auf einmal an einem ziemlich breiten Fluße, welcher bei dem Flimmern unserer Lichter, mitten in der Dunkelheit einen wunderbaren Widerschein gab.

Am Ufer war ein kleiner Kahn befestigt, in welchem Stroh lag.

Mein Führer sagte mir, daß ich hineinsteigen, und mich ganz ausgestreckt darinn niederlegen sollte, weil in der Mitte des Flusses der Felsen beinahe das Wasser berühren würde. Als ich mich niedergelegt hatte, stieg er selbst bis über den halben Leib ins Wasser, und zog das Bot nach sich. Rund umher herrschte eine feierliche Todtenstille, und so wie das Bot fortrückte, senkte sich der Felsen wie eine dunkelgraue Wolke, immer tiefer nieder, bis er endlich beinahe mein Gesicht berührte, und ich im Liegen kaum noch das vor meiner Brust in die Höhe halten konnte, so, daß ich in meinem Bote wie in einem beklommenen dumpfigen Sarge lag, bis wir durch diese fürchterliche Enge kamen, und sich der Felsen auf der andern Seite in die Höhe zog, wo mich mein Führer am gegenseitigen Ufer wieder aussezte. Unser Weg wurde nun auf einmal weit und hoch, und dann wieder plözlich niedrig und enge. An beiden Seiten sahen wir im Vorbeigehen eine Menge grosser und kleiner versteinerter Pflanzen und Thiere, bei denen wir uns aber nicht aufhalten durften, wenn wir nicht mehrere Tage in der Höhle zubringen wollten. Und so kamen wir an den zweiten

Fluß,

Fluß, der aber nicht so breit war, wie der erste, und wo man gleich das gegenseitige Ufer sehen konnte; über diesen trug mich mein Führer auf seinen Schultern hinüber, weil kein Bot zum Ueberfahren da war. Von da giengen wir wenige Schritte, als wir wieder an ein schmales Wässerchen kamen, das sich in der Länge vor uns hin erstreckte, und uns zulezt bis ganz ans Ende der Höhle führte. Der Weg, den wir längst dem Ufer dieses kleinen Gewässers hingiengen, war naß und schlüpfrig, und wurde zuweilen so schmal, daß man kaum einen Fuß vor dem andern fortsetzen konnte. Dem ungeachtet aber wanderte ich mit Vergnügen an diesem unterirrdischen Ufer hin; und ergözte mich an der wunderbaren Gestalt aller Gegenstände um mich her in diesem Reiche der Dunkelheit und der Schatten, als es auf einmal wie eine prächtige Musik von fern in meine Ohren tönte. Ich blieb voll Verwunderung stehen, und fragte meinen Führer, was dies bedeute? worauf er mir antwortete, daß ich es bald sehen sollte. Allein, so wie wir fortgiengen, verloren sich die harmonischen Töne, das Geräusch wurde schwächer, und lößte sich zulezt in ein sanftes Rieseln herabfallender Regentropfen auf. Und wie groß war meine Verwunderung, da ich auf einmal wirklich einen Regen, oben aus einem Felsen, wie aus einer diken Wolke herabströmen sahe, dessen Tropfen, die jezt im Scheine unsrer Lichter flimmerten, eben jenes melodische Geräusch in der Ferne verursacht hatten. Wir durften mit unsern Lichtern nicht zu nahe herangehen, weil sie leicht von den herabfallenden Tropfen ausgelöscht werden konnten, und wir alsdann den Rückweg vielleicht

vergeblich gesucht haben würden. Wir sezten also unsern Weg längst dem Ufer des schmalen Gewässers fort, und sahen oft an den Seiten solche weite Oeffnungen in der Felsenwand, welche wiederum neuen Höhlen ähnlich waren, die wir aber alle vorbeigiengen, bis mich mein Führer zu einer der prächtigsten Erscheinungen vorbereitete, die wir jezt haben würden. Und kaum waren wir auch einige Schritte gegangen, so traten wir in einen majestätischen Tempel, mit prächtigen Bogen, die auf schönen Pfeilern ruheten, welche die Hand des künstlichsten Baumeisters gebildet zu haben schien. Dieser unterirrdische Tempel, woran keine Menschenhand gelegt war, schien mir den Augenblick an Regelmäßigkeit, Pracht und Schönheit die herrlichsten Gebäude zu übertreffen. Voll Ehrfurcht und Erstaunen sah ich hier, in den innern Tiefen der Natur, die Majestät des Schöpfers enthüllt, die ich in dieser feierlichen Stille und in diesem heiligen Dunkel anbetete, ehe ich die Halle dieses Tempels verließ. Wir näherten uns nun dem Ziele unserer Reise.

Unser getreues Gewässer leitete uns durch den übrigen Theil der Höhle hin, wo sich der Felsen noch zum leztenmale wölbt, und dann wieder nieder steigt, bis er mit der Fluth zusammenstößt, und so die Höhle schließt, daß kein Sterblicher einen Fuß weiter setzen kann.

Jezt glaubte ich, würden wir den nächsten Weg wieder zurücknehmen; allein ich sollte noch mehr Beschwerlichkeiten erdulden, und noch schönere Auftritte sehen, als die bisherigen.

Mein Führer wandte sich auf dem Rückwege zur linken Hand, wo ich ihm durch die Oeffnung einer hohen Felsenwand folgte.

Hier fragte er mich erst, ob ich mich entschliessen wollte, eine ziemliche Strecke unter einem Felsen durchzukriechen, der beinahe die Erde berührte? und als ich dies bejahte, sagte er mir, ich sollte ihm nur folgen, mit der Warnung, mein Licht wohl in Acht zu nehmen. Und so krochen wir nun auf Händen und Füßen im nassen Sande fort durch die Oeffnung zwischen dem Felsen, die oft kaum groß genug war, sich mit dem Körper hindurchzuwinden

Als wir diesen beschwerlichen Durchmarsch vollendet hatten, sah ich in der Höhle einen steilen Hügel, der so hoch war, daß er sich oben in dem höchsten Felsen, wie eine Wolke, zu verlieren schien. Dieser Hügel war so naß und schlüpfrig, daß ich sogleich hinstürzte, wie ich nur den ersten Schritt hinauf thun wollte. Mein Führer aber faßte mich bei der Hand, und sagte, ich sollte ihm nur folgen, weil er schon wußte, festen Fuß zu fassen.

Wir stiegen nun eine solche Höhe hinan, und an beiden Seiten waren solche Abgründe, daß mir noch schwindelt, wenn ich daran denke. Als wir endlich auf dem Gipfel waren, wo sich der Hügel in den Felsen verliert, stellte mich mein Führer auf einen Plaz, wo ich festen Fuß fassen konnte, und sagte mir: ich sollte da nur ganz ruhig stehen bleiben. Indeß gieng er selbst mit seinem Lichte den Hügel hinunter,

und ließ mich ganz allein. Ich verlor ihn eine Zeitlang aus dem Gesichte, bis ich endlich nicht ihn, sondern sein Licht tief im Abgrunde wieder erblickte, woraus es wie ein schöner Stern empor zu steigen schien. Nachdem ich mich eine Weile an diesem unbeschreiblich schönen Anblick ergözt hatte, kam mein Führer, und brachte mich den steilen schlüpfrigen Hügel glücklich wieder hinunter; und als ich nun im Abgrunde stand, stieg er hinauf, und ließ sein Licht oben durch eine kleine Oeffnung in dem Felsen hinunterschimmern, indeß ich das meinige mit der Hand verdeckte: und nun war es, als ob in dunkler Mitternacht, durch dicke Wolken, ein Stern hinunterschimmerte: ein Anblick, der alles an Schönheit übertraf, was ich je gesehen habe. Nun war unsre Reise ganz vollendet, und wir kehrten mit vieler Mühe und Beschwerlichkeit durch unsern engen Weg wieder zurück. Wir betraten aufs neue den Tempel, den wir vor kurzem verlassen hatten; hörten aufs neue den Regenguß, sanft rieselnd in der Nähe, und melodisch-tönend in der Ferne; und kehrten über die stillen Flüsse und durch den weiten Raum der Höhle wieder zu dem engen Pförtchen zurück, wo wir vorher vom Tageslicht Abschied nahmen, das wir nun nach einer solchen langen Dunkelheit wieder begrüßten. Und ehe noch mein Führer das Pförtchen eröffnete, sagte er, jezt würde ich einen Anblick haben, der alle die übrigen an Schönheit weit übertreffen würde. Ich fand, daß er Recht hatte; denn, indem er die Pforte erst halb eröffnete, zeigte sich alles in einer wunderbaren Mischung von Licht und Schatten, wie in einer andern Welt.

Der Tag schien allmählich anzubrechen, und Nacht und Dunkel schwanden. In der Ferne sahe man zuerst den Rauch der Hütten, und dann die Hütten selber; und wie wir höher hinaufstiegen, sahen wir noch die Knaben bei dem abgehaunen Stamme spielen, bis endlich die röthlichen Purpurstreifen des Himmels durch die Oeffnung der Höhle schimmerten, und gerade indem wir hinausstiegen, die Sonne in Westen untersank. —

Geographische Denkwürdigkeiten.

Unsere Erde, als eine Wohnung für vernünftige Menschen (und für lebende Thiere) betrachtet, die man mit einem griechischen Namen, die Geographie und auf gut deutsch, die Erdbeschreibung nennet. Alles, was zur bewohnbaren Erde gehört, kann in Land, Wasser und Luft abgetheilet werden. Ohne Luft kann der Mensch nicht leben, so wenig als der Fisch ohne Wasser. Die Luft, darinn wir leben, heißt die Atmosphäre oder der Dunstkreis. Sie ist eine mit allerlei wässerigten Dünsten und andern kleinen fremdartigen Körperchen und Thieren, dergleichen wir im Sonnenschein bei den Sonnenstäubchen, und unter dem Mikroskop an den Infusionsthierchen sehen, angefüllte Luft. Die reinste Lebensluft wird nur durch die Kunst, welche ein Naturforscher Priestlei lehrte, erhalten, und dephlogistisirte Luft genannt. Die Natur sondert diese reine Luft aus den Pflanzen im Sonnenschein ab. Das

Wasser löschet den Durst der Menschen und Thiere und dient auch ferner zu ihrer gesunden Reinigung; es erhält unzählige sehr kleine und sehr grosse Fische; es ernähret Bäume und Pflanzen, und gibt einen unbeschreiblichen Nutzen in der ganzen Natur. Einiges Wasser ist stillstehend, anderes fliessend. Das stillstehende ist in den Sümpfen, Teichen, Seen und Meeren; das fliessende aber in Quellen und Flüssen. Der größte Fluß strömt in Südamerika, durch eine Strecke von einigen hundert Meilen. Es heißt der Amazonen- oder Marachonfluß. Er nimmt viele und kleine Nebenflüsse auf, und ist bei seiner Mündung über 30 geographische Meilen breit, und versüßt das Meerwasser auf 18 Meilen hinaus. Nicht alles Wasser ist von gleichem Gehalte, sondern je nachdem es diese oder andere fremde Theile mehr oder weniger mit sich führt, je nachdem ist es auch im Geschmacke, an Gewicht und Farbe verschieden. Das reinste Wasser quillt aus den sandigten oder steinigten Bergen hervor, und man nennt es süsses Quellwasser. Den widerligsten Geschmack giebt das untrinkbare Seewasser, jenes salzigte Meerwasser, welches durch das ihm vom Schöpfer beigefügte Salz vor der Fäulniß sicher ist, und die grossen Schiffe der Handlung und des Krieges trägt. Nicht alles Quellwasser aber ist reines süsses Wasser. Einiges führt Salztheile, anderes Eisen, Vitriol, Kupfer u. drgl, mit sich, oder ist mit einer besondern Luft angemischt, oder in einem ungewöhnlichen Grade entweder warm oder heiß. Die Wasser, welche mit mineralischen Theilen vermischt sind, heissen Mineralwasser, und welche wärmer als unser Luftkreis sind, nennt man warme Bäder. Man hat daher Salzquel-

len, aus welchen unser bekanntes Küchensalz gesotten wird. Zu den übrigen gehört das Deinacher Stahlwasser, das Boller- und Göppingerwasser, das Wildbad, das Krehbad im Kloster Alpirspach, das Schwefelbad in Bahlingen, die Mineralwasser in Canntstadt u. s. w. *). Wenn die warmen Quellen mineralisch sind, so heissen sie Bäder, z. B. Wildbad, die kalten mineralischen Quellen aber, z. B. Deinach, Imnau, Liebenzeller-Bad (bei lezterem darf man mit Gewisheit behaupten, daß solches schon von den Römern und ihren Feldherrn ist besucht worden. Nicht weit von diesem Bad trift man Ruinen von Wällen und einem Wartthurme, welchen die alten Römer auf einem Berge unweit dieser Quelle errichtet hatten, der sich am Nagold-Flusse befindet, und zur Warte bis in die Rheingegend gedient hat: Bollerbad, heilsames Mineralwasser, und merkwürdige Versteinernngen, besonders von Seethieren, werden Gesundbrunnen genannt.

Unter den Merkwürdigkeiten des Meers, gehört die Ebbe und Fluth, da das Meer alle sechs Stnnden an- und abläuft. Einige Meersgegenden sind wegen ihrer kreisförmigen Bewegung des Wassers berühmt, die man Wirbel, Sprudel, Maalstrom nennt. Die bekannten Wirbel sind der Chalcidische bei Eubora, die Charybdis in der Meerenge zwischen Neapel und Sizilien, die Maal- oder Maskestrom an der Norwegischen Küste. Die Tiefe des grossen Weltmeers ist verschieden. Die gewöhnliche Tiefe ist zwischen 360 bis 900

---

*) Z. B. in unsern Städten Sulz und Hall.

Fuß. Die tiefsten Meere finden sich nach dem Aequator. Das bekannte wohnbare Land enthält nur $\frac{1}{3}$, so daß man $\frac{2}{3}$ für das weite schiffbare Meer, welches alles Land begränzt, rechnen muß. Dieses Land pflegt man in festes Land, in Inseln und Halbinseln abzutheilen.

Als festes Land kann man die größten Theile der Erde nennen, welche nicht leicht zu umschiffen sind. Denn im eigentlichsten Verstande genommen, so ist die ganze feste Erde eine Insel zu nennen, welche rings herum vom Meere begränzt wird. Die Inseln sind kleine Theile der bewohnbaren Erde, welche rings um mit Wasser umgeben sind, und daher umschifft werden können. Es ist noch ungewis, welche die größte unter denselben sei, weil es noch unbekannt ist, ob das im fünften Erdtheile genannte Südholland nur Eine einzige Insel ausmacht, oder ob es in mehrere getheilt sei. Sonst ist die Insel Madagascar auf der Ostsee bei Afrika, die größte. Halbinseln sind diejenigen Länder, welche bis auf einen kleinen Theil, wodurch es mit einem andern vesten Lande verbunden ist, mit Wasser begränzet sind. Die grösten Halbinseln sind unstreitig der dritte Erdtheil Afrika, nnd der südliche Theil von Amerika. Das schmale Verbindungsland, womit die Halbinseln mit einem andern Lande vereiniget sind, heißt eine Landenge. Dergleichen ist die Landenge Soues zwischen Afrika und Asien, und Panama oder darinn zwiischen Nord- und Südamerika.

Ausserdem sind die übrigen Theile auf unserer bewohnbaren Erde, nach ihrer Gestalt und nach der Verschiedenheit ihres Bodens und ihrer Produkte, mit

verschiedenen Namen belegt. Die Erhöhungen der Erde nennet man in Rücksicht ihrer Grösse, die kleinern Hügel; und die großen, Berge. Der größeste Berg auf der bekannten Erde ist der Chimborasso in Südamerika. Er ragt mit seinen bis jezt noch unerstiegenen Hügel, über 20,000 Rheinländische Fuß über die Meerfläche hervor. Der höchste Berg in der sogenannten alten Welt (d. h. in Europa, Asia und Afrika, weil sie die ältesten bekannten Erdtheile sind) ist der Mont-Blanc in der Schweiz, dessen Gipfel am 3ten August 1799 von dem Hrn. Saussüre erstiegen wurde, und über 15,000 Fuß hoch geschätzet wird. Auf ihn folgt der Pik von Teneriffa, welcher ehemals, mit dem vorigen, um die Ehre, der höchste Berg der alten Welt zu sein, stritten. Er ist über 14,000 Fuß hoch. Alle Begriffe von Macht, Größe und unwiderstehlicher Gewalt, die man sich bei Gelegenheit menschlicher Anstalten machen kann, verschwinden bei dem Anblick von Gebirgen ganz und gar. Man halte die vereinigte Macht, nicht nur eines, sondern vieler Völker zugleich, gegen die großen Wirkungen der Natur, die in Gebirgen ohne ausserordentlichen Gebrauch ihrer Kräfte gar leicht erfolgen könnten, so wird jene wie nichts erscheinen. Man stelle sich ein großes Kriegsheer, mit allen fürchterlichen Werkzeugen der Verwüstung versehen, etwann in einem Bergthal gelagert, vor, und denke, wie schnell eine solche Macht durch das Einstürzen eines gegen das Thal überhängenden Gebirges völlig zernichtet werden würde, wie so gar nichts die vereinte Macht eines solchen Heers gegen einen solchen gar leicht möglichen Fall ausrichten könnte! Eben so schnell könnten von den hohen Gebirgen Wasserfluthen herun-

terströmen, die ganze Völker von der Ebene mit allen Herrlichkeiten ihrer Werke wegspühlen würden. Dazu wäre weiter nichts nöthig, als daß im Frühjahr, wenn alle Gebirge hoch mit Schnee bedeckt sind, dieser durch einen warmen Wind, oder durch den Ausbruch unterirrdischen Feuers, plözlich in Wasser zerstösse. Hier liegt also ruhende, aber leicht in Bewegung zu setzende Macht, gegen welche die vereinigte Kräfte der Menschen gerade für nichts zu rechnen sind.

Angenehmer aber ist die Betrachtung, daß jedes hohe Gebirge ein Magazin ist, aus welchem der weise Schöpfer der Welt, durch sehr einfache, aber nie genug bewunderte Anstalten nahen und fernen Ländern, Thieren und Pflanzen, das wichtigste Bedürfniß, das Wasser, austheilt. Auf den höchsten Gebirgen regnet es das ganze Jahr hindurch selten. Die Dünste fallen wegen der auf diesen Höhen herrschenden Kälte als Schnee herunter. Daher sind die Gebirge das ganze Jahr hindurch mit einer unglaublichen Menge Schnee bedeckt. So viel die unter den Bergen tief verborgene Wärme von unten, oder die Wirkung von unten, oder die Wirkung der Sonne von oben täglich davon zerfliessen, und herabrinnen macht, so viel wird ungefähr auch durch den aus der Luft herunterfallen Schnee ersezt. Auch fällt auf den hohen Bergen ein sehr reicher Thau, und selbst die Wolken, welche an den Bergen hangen, triefen beständig Wasser herab. Man sieht oft am Morgen den ganzen Boden naß, und von jeder Pflanze auf den Gebirgen das Wasser herabtropfen. Hieraus wird eine der wunderbarsten Anstalten der Natur ganz begreiflich. Man sieht

zugleich den Grund, und die Absicht von der erstaunlichen Höhe der Gebirge. Sie mußten so hoch sein, um die obere kalte Gebirge der Luft zu erreichen, damit der Schnee darauf (besonders auf den Alpengebirge) dauren könnte. Man sieht, warum diese Berge in ihrer ursprünglichen Anlage von harten Felsen sind, denn wären sie von Erde, oder weichem Gestein, so würden sie von den herunterströhmenden Bächen allmählig abgespühlt werden, und endlich in niedrige Klumpen zusammensinken, und dieses müßte eine allgemeine Verwüstung der Natur verursachen, weil alsdann auch erwähnte Wassermagazine aufhören müßten. Ungereimt heissen deswegen die Urtheile derjenigen mit Recht, welche die hohen Gebirge für Ueberbleibsel einer durch den Zufall verursachten Verwüstung des Erdbodens hatten; oder als Gegenstände beschreiben, welche die Natur verunzieren, da sie doch der lebhafteste Beweis von der Weisheit der Einrichtung der Natur sind. —

Die höchsten Gebirge haben unter einander so viel ähnliches, daß man nur eines beschreiben darf, um von allen die Begriffe zu geben, welche diejenigen, denen der Anblick versagt ist, von so ausserordentlichen Gegenständen haben können. Wir wählen zu dieser Beschreibung den Gotthardsberg. Wenn man von Italien aus dem Ticino folgt, so kommt man in der zweiten Tagreise auf den Weg von Airol, der bis oben auf den Gotthardsberg sehr steil ist. Man reitet auf gut dazu abgerichteten Pferden immer so gerade in die Höhe, als ob man eine Treppe hinaufritte. Auf dem Wege der ersten Stunde trift man noch überall Holz

an; schöne Lerchen und Tannenbäume, die aber allmählig niedriger werden, und endlich sich ganz verlieren. Der übrige Theil des Berges ist alsdann ein kahler Fels, hie und da, wo sie nicht zu steil sind, mit einer Decke von Gras und Kräutern überzogen. Nach einer Stunde langt man bei dem Schnee an, und siehet vor und um sich nichts, als eine zweite Wüste von tiefem Schnee, der 20 bis 50 Fuß hoch die ganze Gegend bedeckt. Der Theil des Berges, der so mit Schnee bedeckt war, ist noch immer eine Art von Thal, aber steil, wie ein Dach; denn zu beiden Seiten erheben sich Berge von kahlen Felsen in die obere Luft. Durch dieses steile, mit Schnee bedeckte Felsenthal, stürzt der Ticino in einem engen, tief in die Felsen ausgehölten Beet sehr rauschend herunter, und läuft in so viel Krümmungen, daß man oft darüber muß. Noch im Junius ist der Strom mit allen seinen steinernen Brücken verschneit, und nur hie und da sichtbar. Man kommt einigemal darüber, ohne es zu wissen, weil der aufgehäufte Schnee statt einer Brücke dienet. Also reitet man über Schnee weg, der in der Tiefe kein Fundament hat, worauf er ruht. Stürzte dieses Schneegewölb ein, so würde man tief in einen Abgrund versinken, durch den ein reissender Strom herunterstürzt. Das Beste dabei ist, daß der Reisende seine fürchterliche Lage selten sehen kann. Doch kommt man auf Stellen, wo sie nur zu deutlich in die Augen fällt, wo man den Strohm tief unter sich neben dem Wege hat, und dann etwas weiter hin in ein hohes Gewölb von blossem Schnee, über den Strohm geschlagen, hinsieht. Unter diesem Gewölbe sieht man den Strohm, wie aus einer dunkeln Höhle, herausstürzen, und die Vor-

stellung, daß man nun über dieses so gebrechliche Gewölbe von Schnee herüber reiten müsse, macht in der That schwindlich.

Zu dieser Gefahr kommt noch die von den Schneelawinen, die bisweilen von der Höhe herabrollen. Es sind dieses Schneeballen, die durch eine schwache Erschütterung auf den höchsten Gipfeln können in Bewegung gesezt werden, im Fallen sich vergrössern, und was sie antreffen, Reisende und Heerden von Vieh mit sich fortreissen; auch oft Hütten der Bergbewohner, grosse Bäume und Felsen zertrümmern, und ganze Thäler verschütten.

Der Weg über den gewöhnlich auf dem Felsen liegenden Schnee hat nur dadurch eine Festigkeit, daß der Schnee durch das Eintretten dichter zusammengeballt, und also zum Tragen geschickt worden ist. Weil aber im Junius die Sonne schon ihre volle Kraft hat, so muß der Weg hie und da schon weich sein, und die Pferde müssen an vielen Orten tief hinein treten. Es ist merkwürdig anzusehen, wie diese Thiere, wenn sie etwas eingesunken sind, sogleich die Gefahr empfinden, und mit Vorsichtigkeit sich wieder herauszuhelfen suchen, und sich nicht durch allzulebhafte Bewegung noch tiefer in den Schnee hineinarbeiten. Ja, man bemerkt, daß, wenn unvorsichtige Reuter ihre Pferde über Gegenden treiben wollen, wo das Schneegewölbe nicht mehr dicke und fest genug ist, diese, wenn sie auch sonst die sanftmüthigsten waren, sich hartnäckig weigern, den gefährlichen Weg zu nehmen. Ohnerachtet aller Gewalt und Sporen, die der Reuter anwenden mag, wird das Pferd nicht eher sich zu widersetzen und

zu bäumen ablassen, bis der Reuter, ermüdet durch den Widerstand, sein Pferd einen andern und sichern Weg nehmen läßt. Wenn man zwei Stunden Weges durch den Schnee gemacht hat, so erreicht man endlich die oberste Höhe des Weges, wo man einige Häuser findet. Aber die oberste Höhe des Weges ist dennoch nur ein Thal; denn zu beiden Seiten erheben sich hohe Felsen. In dem Thale, welches sie einschliessen, liegen einige Seen. Aus einem derselben fließt der Bach, der nachher zum Tecino wird, gegen die Mittagsseite herunter; aus einem andern fließt nach der Nordseite hin derjenige Bach, der hernach die Reuß wird.

Von diesem höchsten Theil des Weges steigt man nun wieder Nordwärts fast eben so steil herunter, als man von der Mittagsseite heraufgekommen ist, und bringt fast anderthalb Stunden zu, ehe man über den Schnee hinweg ist.

Nun kommt man in ein angenehmes, fast ebenes Thal, dessen freies und gut geartetes Volk in vier Dörfern wohnet, die in dem Thal zerstreut liegen. Das ganze Thal ist von allen Seiten solchergestalt mit hohen und steilen Bergen umgeben, daß alle Zugänge in dasselbe mit gar leichter Mühe jeder menschlichen Macht könnten verschlossen werden. Auf den Bergen, die das Thal einschliessen, liegen die Quellen von vier beträchtlichen Flüssen; auf dem Gotthard die Quellen des Ticino und der Reuß; auf dem Furka die Quelle der Rhone und weit davon auch der Aare; und hinten auf der Oberalp die Quelle des Vorderrheins. Man geräth in Verwunderung, in einem Thale, wo man

weder Aecker noch Bäume siehet, schöne Dörfer, und in gutem Wohlstand lebende, gemächlich wohnende und gut gekleidete Einwohner zu finden. In der That haben hier die Menschen von allen Nothwendigkeiten des Lebens nichts, als Milch und Fleisch von Hornvieh. Alles übrige, bis auf das Brennholz selbst, muß sehr mühsam auf Pferden hergeholt werden, und doch ist alles zum Ueberfluß da, und man kann in den Gasthöfen so gut speisen, als in grossen Städten anderer Länder. Die Nahrungsquellen dieses Volks sind die auf den Bergen zerstreuten Weiden, und im Thal selbst die Wiesen, von welchen das Winterfutter für das Vieh genommen wird. Der Käs, welcher nach dem Namen des Thals der Urselerkäs genennt wird, ist von vorzüglicher Güte, und wird häufig nach Italien, auch nach Spanien verschickt. Diese Waare und das zum Verkauf aufgezogene Vieh bringen den Einwohnern das nöthige Geld, um sich die übrigeu Bedürfnisse anzuschaffen.

Am Ende des Urseler gegen Norden hin scheint der Ausgang aus demselben unmöglich, weil überall senkrecht in die Höhe steigende Felsenberge herumstehen. Nur die Reuß hat sich einen engen Durchgang zwischen hohen Felsen durchbrochen. Weil sie aber keine Ufer hat, und zwischen diesen Felsen als durch einen Kanal lauft, so kann man da nicht herauskommen. Daher hat hier ein Weg mitten durch einen anstossenden Felsen durchgehauen werden müssen. Er ist nur 80 Schritte lang, gerade so weit, daß 2 Pferde an einander vorbei können, und so hoch, daß der Reiter mit dem Kopf nicht an das Felsengewölb an-

stößt. In der Mitte ist eine kleine Seitenöffnung gegen den Fluß, um dem Gange etwas Licht zu geben.

Ein größerer Contrast ist vielleicht in der Natur nicht zu sehen, als den hier die beiden Scenen machen, die man disseits und jenseits dieses nur 80 Schritte langen Durchgangs siehet. Ehe man durchgehet, befindet man sich in einem ebenen, mit schönen Fluren angefüllten, stillen, sehr angenehmen Thal, einen Wohnsiz, der die Empfindungen der sanftesten Ruhe erweckt. Ist man jenseits durch diesen Gang heraus, so hat man auf einmal eine Scene vor Augen, die nicht brausender, noch fürchterlicher erdacht werden könnte. Das tobende Geräusch eines ziemlich wasserreichen, sich in unzähligen Absätzen tief abstürzenden Flusses; eine sehr enge und fürchterlich tiefe Felsenkluft; hundert gespaltene und dem Ansehen nach den Einsturz drohende Felsen; ein in den perpendikular in die Höhe gehenden Felsen eingehauener, hoch über den Abgrund, wodurch der Fluß sich so wüthend herunterstürzt, gleichsam in der Luft schwebender Weg, und endlich eine schmale, hoch über eben diesen Abgrund gehende Brücke.

Dieses ist die sogenannte Teufelsbrücke, über die man weg muß, um auf den gedachten, an dem Felsen eingehauenen Weg herüberzukommen. Man wird mitten auf dieser Brücke von dem tobenden Geräusch des Wassers betäubt, von der Höhe schwindelnd, und von dem in Staub zerschmetternden, und sich in der Luft heruntertreibenden Wasser ganz naß. Das Gräuliche dieser Scene ist über alle Beschreibung, und man begreift kaum, wie Menschen es haben unternehmen

können,

können, sich einen Weg hier durchzubahnen. Von hier aus hat man ungefähr noch fünf Stunden fast in gerader Linie und meistentheils ziemlich steil herunter zu steigen, ehe man auf die Ebene an den Fuß des Berges kommt. Der Weg geht durch eine Kluft, die der Fluß mit der Länge der Zeit sich durch diese Berge ausgehöhlt hat; denn nur das Beet des Flusses trennt die gegen einander überliegenden Berge, deren Gipfel überall viele hundert, an einigen Orten bis an tausend Fuß über das Beet des Flusses erhaben, und meistentheils sehr steil sind. Der Weg läuft an diesen Bergen ziemlich hoch über den Fluß, bald an dem linken, und bald an dem rechten Ufer desselben hin, deswegen haben an vielen Orten die Felsen müssen weggehauen werden. Aus diesen Umständen sollte man einen traurigen und finstern Weg vermuthen; allein er hat doch seine grossen Annehmlichkeiten. Eine Menge Wasserfälle, rechter bald linker Hand des Weges, die von beinahe unabsehbaren Höhen herunterstürzen; verschiedene Dörfer und einzelne Hütten am Wege machen ihn doch ergötzend; denn an einigen Orten sind die Berge, zwischen welchen man heruntersteigt, weniger steil; oder haben an ihren abhangenden Seiten von Natur gebildete Terrassen, und wo dergleichen sind, da stehen auch Häuser oder ganze Dörfer, so, daß das Auge immer Abwechslung genug hat.

Bisher hatten wir uns also einige Merkwürdigkeiten aus der physikalischen Geographie gesammelt; jezt wollen wir noch einiges aus der mathematischen Geographie anmerken.

Es ist von den Meßkundigen mit aller Gewißheit erwiesen, und durch die gemachten Reisen um die Welt bestätigt, daß die Gestalt der Erde rund, und zwar wie eine Kugel sei. Nähere Ausmessungen haben ferner gelehret, daß diese kugelrunde Gestalt ein Sphaereid sey, das heißt, daß sie wie eine Kugel gestaltet sey, welche auf zwei gegen einander überstehenden Seiten etwas platter oder eingedruckt sind. Der größte Durchmesser dem Aequator oder der Gleicherlinie, welche die Erdkugel in die Nördliche und Südliche abtheilt, wird nicht ganz auf 1723 geographische Meilen angegeben, und der Durchmesser von dem Nord- bis zum Nordpole auf nicht ganz 1714 Meilen, so, daß der ganze Unterschied der Axe der Erde (vom Nord- bis zum Südpole, um welche sie sich täglich, oder binnen 24 Stunden von Westen gegen Osten drehet) zu dem Durchmesser ihres Aequators ohngefähr 10 Meilen in der Länge beträgt. Man nimmt daher auf den mittleren Durchmesser der Erde die gerade Zahl von 1720 Meilen an.

Jene beiden äussersten und platt-gegründeten Gegenden der Erde, nennet man die Pole, davon derjenige, welcher uns gegen Norden liegt, der Nordpol, und der ihm entgegenstehende gegen Süden, der Südpol heißt. Die daselbst auf einige Meilen herliegende Länder heissen Polarländer. In dieser Gegend herrscht die unerträglichste Eiskälte, so, daß man daselbst wenige Entdeckungen gemacht hat. Grönland und Spizbergen hat nur einige bekannte Küsten.

Denket man sich auf der Mitte unserer Erdkugel von Westen gegen Osten eine Linie, welche die nörd-

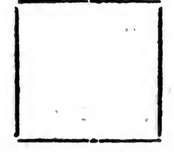
liche und südliche Hälfte abtheilte, so nennt man solche entweder schlecht = weg die Linie, oder den Aequator oder die Gleicherlinie. Dieser Aequator macht nun völlig den Kreis eines Zirkels aus und wird daher, so wie alle Zirkel in 360 Grade eingetheilt. Jeder Grad dieses Aequators ist nach sichern Ausmessungen 15 Meilen groß. Wenn man also 15 mit 360 mutiplicirt, so hat man die Grösse der Peripherie oder des Umfangs unserer Erde, nemlich

die 360 Grade des Umkreises, werden deutsche Mei-
mit 15 len, so viel als ein jeder Grad des Umkrei-
1800 ses am Aequator enthält, multipliciret, so
36 kommen
5400 Meilen heraus als der Umfang der Peripherie der Erdkugel. Diese unsere Erdkugel ist zu wiederholten Malen umreiset. Zuerst wagte es Parello, Antonio Gonsalez 1440, Ferdinand Magelans ebenfalls ein Portugiese von 1519 bis 1522 von Sevilla aus, die Welt zu umsegeln. Sie haben nachher mehrere Nachfolger gehabt, am meisten ist es unter Cook, Clerk, Gore und Forster 1777 bis 1780 geschehen.

Die Messung der Höhe, Länge und Breite geschieht nach verschiedenen Maaßen in Fuß, Ruthen und Meilen. Wir wollen uns hier einen Begriff unserer deutschen Maaße machen, und zwar das sogenannte Rheinländische Maaß, wornach die vorigen Angaben eingerichtet gewesen sind, betrachten. Die hier beigefügte Länge ist das Maas von einem Rheinländischen Zolle:

Solcher	12 Zolle machen	1	Rheinl.	Fuß aus,
	12 Fuß ——	1	Ruthe,	
	23664 Fuß —	1	deutsche	Meile.
oder	1972 Ruthen	1	——	Meile.

Die Größe eines Landes wird ihrer Oberfläche nach in Quadratmeilen angegeben, das heißt, nach gevierten Theilen, deren jede Seite eine Meile lang ist. Beigeseztes Vierek z. B., umschließt die Fläche eines Quadratzolles.



Zufolge des Reichsdeputations-Recesses vom J. 1803, enthält der Churstaat Würtemberg (unser liebes Vaterland) mit Inbegriff der neuen Besitzungen 190 □ Meilen.

Auf eine deutsche Quadratmeile können 6000 Menschen hinlängliche Wohnung und genugsamen Unterhalt haben. Demnach könnten in unserm Vaterlande 1 Million und 140,000 Menschen hinlänglich ihr Auskommen finden.

Da nun die bekannte wohnbare Erde auf 2322000 Quadratmeilen angegeben wird, so folgt hieraus, daß beinahe 14000 Millionen Menschen auf unserm Erdboden leben lönnten. Man nimmt aber an, daß jezt auf der ganzen Erde ungefähr 1000 Millionen Menschen leben. Nämlich

in Europa	—	130	Millionen,
— Asia	—	650	———
— Afrika	—	150	———
— Amerika und Südindien	—	150	———
in allem		1080	Millionen.

Es ist schon ein alter Erfahrungssaz, daß binnen 30 bis 33 Jahren andere und neue Menschen da sind, oder welches einerlei ist, daß 33 Jahre eine Generation ausmachen. In jedem Jahrhundert verändert sich also das menschliche Geschlecht dreimal, so, daß ohngefähr 3000 Millionen, diese Erde in einem Zeitraume von hundert Jahren, bewohnet und auch verlassen haben. Die Bevölkerung der Theile und Länder der Erde ist sehr verschieden. Am auffallendsten ist der Vergleich zwischen dem menschenleeresten Island und dem volkreichsten Malta. Die Insel Island hat eine Oberfläche von 12545 Quadratmeilen, worauf nur 80,000 Menschen leben, so, daß man auf einen Raum von 1 Quadratmeile, nur sechs Menschen rechnen kann. Die Insel Malta dagegen, welche nur 15 Quadratmeilen groß ist, zählet über 9900 Einwohner, so, daß auf einem gleich großen Raume, wo in Island ein Mensch lebt, in Malta 1100 Menschen leben.

Folgende Städte sind wegen ihrer Größe und starken Bevölkerung vorzüglich merkwürdig.

Peking, die Haupt- und Residenzstadt des Kaisers von Sina, und die gröste Stadt in der Welt, hat — 2 Mill. Einw.

Konstantinopel, die Haupt- und Residenzstadt des Türkischen Kaisers hat — 1 Mill. Einw.

London, die Haupt- und Residenzstadt des Königs von Grosbrittanien, hat — 900000 Einw.

Paris, die Haupt- und Residenzstadt des Kaisers der Franzosen, hat — 700000 Einw.

Amsterdam, die Hauptstadt der Batavischen Republik, hat — 300000 Einw.

Moscau, die alte Hauptstadt des grossen Rußlands, hat — 300000 Einw.

Wien, die jetzige Hauptstadt in Deutschland, und Residenz des Römischen und Erbkaisers von Oesterreich, hat — 270000 Einw.

Petersburg, die neue Hauptstadt des Rußischen Reichs, und Residenz des Kaisers, 220000 Einw.

Kairo, die Hauptstadt in Aegypten, 200000 E.

Rom, die vormalige Hauptstadt der ganzen Welt, und Siz des heiligen Vaters, 165000 Einw.

Berlin, die Hauptstadt der gesammten Königl. Preußischen und Kurfürstl. Brandenburgischen Länder, 151000 Einw.

Stuttgart, die erste Haupt- und Residenzstadt des Churfürstenthum Wirtembergs, 22000 Einw.

Der König und der Bauer.

Tab. XVIII. Fig. 45.

Ein gewisser König ritt einmals vor einem Ackerfeld vorbei, worauf eben ein Bauersmann pflügte, und sichs dabei ziemlich sauer werden ließ, weil der Boden hart, und seine Pferde schon ziemlich ermüdet waren. Der König redete ihn an und fragte: Ist der Acker, den du pflügst, dein? — Nein Herr! ich pflüge ihn nur im Taglohn. — Und wie viel bekommst du des Tags für deine Mühe, da du dirs, wie ich sehe, so sauer werden läst? — Acht Groschen! — und was machst du mit den acht Groschen? — Was ich damit mache? die gehen alle Tage rein auf. — Und wie so? — Mit zweien ernähre ich mich und mein Weib, und diesen Jungen; mit zweien zahle ich Schulden; zwei lehn' ich aus, und zwei verschenk ich. — „Das ist ein sonderbarer Austheiler, versezte der König, den der Bauer nicht kannte. Gieb mir doch eine deutlichere Erklärung darüber. — Eine deutlichere Erklärung! Hm! da mag der Herr selbst denken; ob er sie erräth. — Gut antwortete der König; ich will darüber denken, aber das sag ich dir, daß du niemand keine deutlichere Erklärung darüber giebst, es sei denn, daß du

mein Angesicht siehst: denn wisse, ich bin dein Landesherr. — Der Bauer erschrack, und erbot sich freiwillig, dem König nähere Auskunft in der Sache zu geben; allein der König gebot ihm bei schwerer Strafe, es zu verschweigen, bis er sein Angesicht wieder sehe. — Als der König zurück an seinen Hof kam, gab er seiner Gemahlin den Austheiler des Verdiensts des Bauren, als ein Räthsel auf. Die Gemahlin dachte lang darüber nach, aber sie konnte es nicht auflösen; wünschte aber doch, das Vergnügen zu haben, sich als Auslegerin des Räthsels darzustellen. Sie sandte daher einen von denen, die den König begleiteten, zu dem Bauern, und ließ ihm Geld anbieten, um das Räthsel zu entdecken. Der Bauer besah die Thaler, die man ihm darbot, und nachdem er sie genau betrachtet hatte, gab er über die Austheilung seines Taglohns folgende Erklärung: „Mit zwei Groschen ernähre ich mich, „mein Weib und meinen Jungen, das versteht sich „von selbst. Mit zween zahle ich Schulden; indem „ich meinen alten Vater und Mutter, die nichts mehr „verdienen können, und mich erzogen haben, damit „ernähre, und also meine kindliche Schuldigkeit an sie „abtrage. Zwei lehne ich aus; damit ich meinen Jun„gen ernähre, in der Hoffnung, daß er mich einst „wenn ich nicht mehr arbeiten kann, auch ernähren „werde. Und die zwei, die ich wegschenke, kommen „meinen zwei armen kranken Schwestern zu, die schwer„lich mehr gesund werden, und mich also in diesem „Leben nicht wieder bezahlen können.“ — Der Abgesandte hinterbrachte diese Erklärung der Königin, die nicht zauderte, sie ihrem Gemahl alsbald wieder zu hinterbringen. Der König wollte nicht glauben, daß

seine Gemahlin die eigene Erfinderin dieser Erklärung wäre, sondern muthmassete, daß sie die Entdeckung von dem Bauer eingeholt haben müßte. Er ritt also zu dem Bauer, und forderte von ihm, daß er das Räthsel entdecken sollte. Der Bauer entdeckte es auf eben die Weise, wie er es gegen den Abgesandten der Königin gethan hatte. Der König fragte hierauf mit einem sehr ensthaften Ton: Hast du indessen die Entdeckung noch niemand gemacht? Ja, einem Herrn, der zu mir kam, und mich darum ersuchte. — Aber, du Schelm! hab' ich dir nicht befohlen, daß du davon bei Strafe schweigen sollest, bis du mein Angesicht wieder siehest! — Ja, ich hab auch so lange geschwiegen, bis mir der Herr, von dem ich eben sagte, hier diese 8 Thlr. brachte, worauf ja Ihr Bildniß steht, und die 8 Thlr. hab ich zu einem Sparpfennig eben so ausgetheilt, da können Sie mirs also nicht übel nehmen. — Der König bewunderte den glücklichen Einfall des Bauern, und die rechtschaffene Anwendung seines Verdienstes, und schenkte ihm ein Bauerngut, das er nun als sein Eigenthum anbauen sollte, von dem er mit dem Seinigen besser leben konnte, unter der Bedingung, daß er ihm alle Jahre von seiner Haushaltung Bericht abstatten sollte.

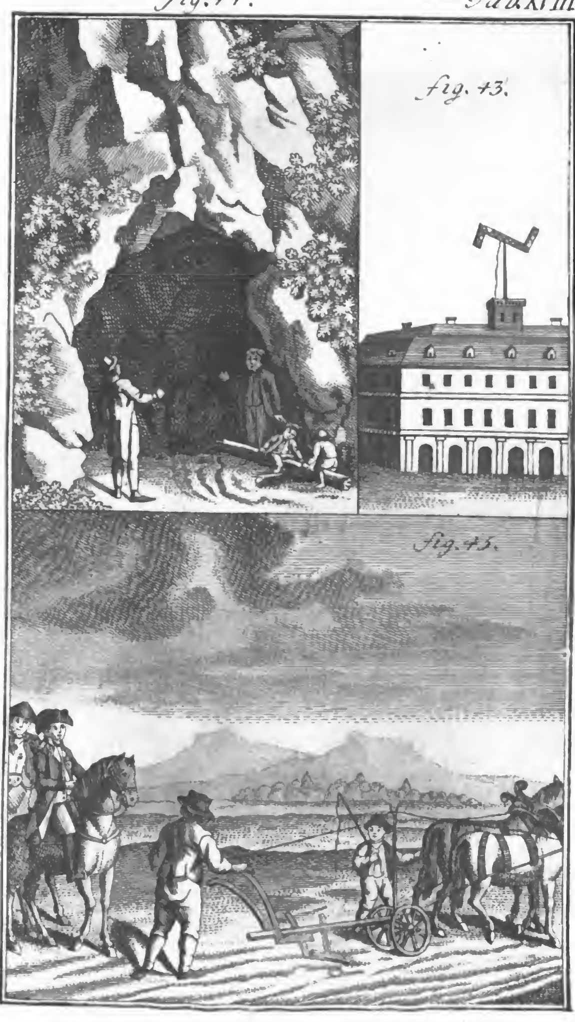
* * *

Anhaltende Arbeit überwindet gemeiniglich auch die größten Hindernisse. Sie ist allezeit lobwürdig, und nicht selten eben so glücklich.

Dem Aliattes, König von Lidien, begegnete einst ein fremdes Weib aus Thracien, welches einen Krug

Wasser auf dem Kopfe trug, dabei mit ihren Händen strickte, und noch über das ein Pferd von der Tränke zurückführte, davon sie den Zaum an ihrem Gürtel befestigt hatte. Alittes bewunderte diese Seltenheit des arbeitsamen Fleisses, und er schickte sogleich einige Gesandte an den thracischen König Thetis, um aus dessen Lande einige dergleichen Colonisten zu haben; weil er für gewis hielt, daß so arbeitsame Leute auch in andern Dingen allezeit die Besten sein würden.

Laß meines Standes Pflichten,
Mit Treue mich verrichten,
Und keine Mühe scheun;
Gemächlichkeit nicht lieben,
Aus Trägheit nichts verschieben,
Worinn ich jezt soll wirksam sein.


fig. 44.
Tab. XVIII.
fig. 43.
fig. 45.

Erfindung des Blitzableiters.

Tab. XIX. Fig. 43.

Gewitterableiter, (Blitzableiter) scheinen schon dem Numa Pompilius um das Jahr der Welt 3269 nicht unbekannt gewesen zu sein. Tullius Hostillius (starb 3344) soll dieselbe nachgemacht haben, aber darüber vom Blitz getödtet worden sein. Zu beiden Nachrichten fehlen die historischen Beweise. Daß man aber frühzeitig auf Mittel gedacht haben mag, sich gegen den Blitz zu sichern, ist wahrscheinlich. Augustus und Severus sollen sich zu dem Ende während den Gewittern mit einem Kalbfelle bedeckt haben. Ehe die Ableiter erfunden wurden, mußte man nothwendig wissen, daß die elektrische Materie sich fortleiten und auffangen lasse, zu diesem Ziele gelangte man erst 1672 durch Otto von Guerike. Im Jahre 1730 machte Stephan Gray, ein Engländer, bekannt, daß sich die Elektricität durch Drath fortpflanze, und bemerkte zuerst, daß das Leuchten eines spitzigen Draths im Dunkeln die Gestalt eines Büschels nachahme, und zugleich eine Menge Strahlen ausstreue, die sich, wenn man ihm eine flache Hand entgegen hält, immer weiter davon entfernen. Jezt wurde man auf die Lichtflammen

aufmerksam, die sich bisweilen an spitzigen, besonders eisernen Körpern zeigten. Schon die Alten hatten es bemerkt, daß sich bei Stürmen auf der See um die Spitze der Mastbäume ein Licht zeige, welches sie, wenn es einfach war, — Helena, wenn es aber doppelt schien — Kastor und Polux nannten. Auch an den Thurmspitzen bemerkte man oft ähnliche Flammen. Der eigentliche Zeitpunkt, in welchem die Wetterableiter erfunden wurden, ist unstreitig das Jahr 1752, denn als in demselben d' Alibard Versuche über die Luftelektricität anstellte, und zu Marly = la Ville eine 40 Fuß hohe und 1 Zoll dicke, oben zugespitzte und vergoldete eiserne Stange in seinem Garten aufrichtete; so äusserten sich die die ersten Wirkungen der Gewitterelektricität an derselben, indem man Funken an ihr gewahr wurde, wenn man sich ihr mit der flachen Hand während dem Gewitter näherte. Der Abt Rollet zu Paris, legte eine 18 Fuß lange blecherne Röhre auf seidene Schnüre horizontal in sein Fenster, so daß die Röhre halb ausser, und halb in dem Zimmer war. Sobald es nur ein wenig blitzte und donnerte, wurde die Röhre so stark elektrisch, daß man damit eine belegte Flasche füllen konnte. Mehrere dergleichen Beobachtungen, welche andere nach Rollet machten, brachten Benjamin Franklin zu Philadelphia auf die Entdeckung, daß der elektrische Strahl mit dem Blitze eine Gemeinschaft habe. In den Jahren 1747. 1748 und 1749 schrieb er in einigen Briefen seine Meinung darüber nach London, und im J. 1752 ließ er während dem Gewitter einen von Papier gefertigten, und mit einer Drathspitze versehenen Drachen aufsteigen, (Fig. β.) welchen er an eine hanfene Schnur befestigt

hatte, wovon das andere Ende an einen Schlüssel und nachher an eine Eisenstange, die in Seide hieng oder auf gläsernen Füssen ruhte, gebunden war. Als der Drache der Gewitterwolke nahe kam, saugte er die elektrische Materie ein, die Hanfschnur leitete sie herab, und die eiserne Stange oder der Schlüssel zogen leichte Körper an sich, und sobald man sie anrührte, gaben sie Feuer und Knall von sich. Alle diese Umstände zusammen genommen, brachten ihn auf die Vermuthung, daß man sich durch Aufrichtung zugespitzter Metallstangen wider den Blitz sichern könne. Hierauf machte man zu Bologna, wo man auf dem Observatorium eine dergleichen Stange aufgerichtet hatte, die Betrachtung, daß, als einer von den dasigen Professoren diese Stage mit der rechten Hand, ein Anderer aber mit beiden Händen die Kette hielt — und ein Dritter seine Hand über die seidene Schnur halten wollte; so erschien ein heller Lichtkegel, alle drei empfanden einen gewaltigen Stoß, und es erfolgte ein starker Knall, den man unten für einen Donnerschlag hielt. Franklin brachte nun eine eiserne Stange in seinem Zimmer an, woran er einige Glöckchen hieng, welche laute Töne von sich gaben, sobald eine Gewitterwolke über sein Haus hinzog. Der Professor Richter in Petersburg ahmte dieses nach, begieng aber dabei den Fehler, daß er den eisernen Drath nur bis in die Mitte des Zimmers führte, und dieses war Schuld, daß er vom Blitz getödtet wurde. Saussüre in Genf, machte sehr einfache Blitzableiter; er setzte auf die Wetterfahne oder den Schornstein seines Hauses, eine 10 bis 12 Fuß lange eiserne Stange, von deren unterm Ende ein aus dreifachem Messingdrath zusammen ge-

flochtener Strick, dicht an dem Gebäude herabläuft, und an einen feuchten Ort, den man mit einer kleinen Einfassung umgibt, in die Erde geleitet wird. Jeder von den drei Dräthen hat die Dicke einer Federspule. Ludwig in Leipzig, Lichtenberg in Göttingen und Achard in Berlin, entdeckten zuerst, daß eine einzige Spitze mehr ableite, als eine Menge derselben, die neben einander stehen. Auch grosse in einander gebaute Gebäude mehr als nur einen Ableiter nöthig haben.

Diese richtige Entdeckung mag folgende Begebenheit rechtfertigen: Am 16. August 1804 schlug der Blitz zu Breslau in das Universitäts-Kollegiumgebäude, ohne eigentlich Schaden zu thun. Das Merkwürdige dabei ist, daß das Gebäude mit einem Ableiter versehen war, der aber von dem Ort, wo der Blitz einschlug, gegen 500 Schritte absteht. Dieses neue Ereigniß macht also obige Entdeckung wahr, daß sehr grosse Gebäude, mehr als einem Ableiter zur Bewaffnung erfordern. Boyer-Brun erfand einen an die Blitzableiter abzubringenden Elektricitätszeiger, der die Gewittermaterie im Blitzableiter durch einen Warnungsschuß anzeigt.

Nur noch einige Worte in Ansehung einiger Beobachtungen mit der Erzählung der Wetterschläge auf Gebäude, die mit zusammenhängenden Metallen oder Ableitern versehen waren, und welche insgesammt unbeschädiget geblieben sind: So wie den überhaupt noch kein Beispiel aufzuweisen ist, wo bei fehlerfrei angeordneten Ableitern jemals ein wirkliches Unglück entstanden sei. Und eben deswegen sollte auch keinem der nicht vollständig die hieher gehörigen physischen Grundsätze

kennt, von der Policey erlaubt werden, Gewitterableiter aufzurichten.

Das erste mit einem Wetterableiter versehene Haus, welches vom Blitz getroffen ward, war das Haus eines Kaufmanns West zu Philadelphia, in Nord-Amerika. Es blieb gänzlich unversehrt. Nur der obere Theil des messingenen Drats der Ableitung ward seiner Schwäche wegen auf einige Zolle weit abgeschmolzen, und die Spitze gestumpft. Dieser Blitzschlag ist in der Geschichte der Ableiter deswegen merkwürdig, weil fast alle Einwohner dieser Stadt dadurch bestimmt wurden, ähnliche Einrichtungen auf ihren Häusern zu veranstalten, wogegen sie bisher theils aus Furcht, theils aus andern Gründen noch immer einige Abneigung besassen. Nicht weniger ist der Blitzstrahl merkwürdig, welcher im J. 1777 den Kirchthurm zu Siena in Italien traf. Diese Stadt hatte wegen ihrer hohen Lage seit vielen Jahren durch den Blitz an ihren öffentlichen Gebäuden großen Schaden gelitten. Es ward daher von der Regierung befohlen, insonderheit den auf dem großen Platze freistehenden Uhrthurm, eines der höchsten prächtigsten Gebäude, welches ohnehin schon mehrmal durch den Blitz beschädigt worden war, mit einem Ableiter versehen zu lassen.

Der unwissendere Theil des Volks, der gewöhnlicher Weise alles, was ihm neu ist, zu verachten pflegt, war über diese Veranstaltung äusserst ungehalten, nannte die Wetterableiter, nur mit dem Schimpfnamen Ketzerstangen, und sprach nach seiner Art von ihnen mit Verwünschungen. — — Allein der 18. April

(im J. 1777) ward für die Naturlehre und für die Geschichte der Blitzableiter ein Tag des entschiedenen Triumphs! — Bei diesem ersten heftigen Wetter, welches sich nach Errichtung des Ableiters über Siena zusammenzog, hatten sich die meisten Einwohner in die benachbarten Gebäude und auf dem offenen Platze voll Neugierde versammelt, und nun fuhr vor aller Augen ein heftiger Strahl auf die Thurmspitze. In dem nämlichen Augenblicke funkelte das Eisen an dem Joche der Stundenglocke; der Strahl folgte indessen der Ableitung bis in das Wasser und man fand den ganzen Thurm bei genauer Untersuchung unbeschädigt. Selbst keine von den Spinnengeweben, die in dem Innern des Thurms um die Leitungsketten herum sich befanden, war zerrissen oder versengt. — Ein solcher öffentlicher und früher Sieg vor den Augen vieler hundert Menschen, die keinen Glauben an die Sache hatten, und nun auf einmal unwiderstehlich gewonnen wurden, ist ein Glück, das nur selten ein Mann hat, der mit neuen Wahrheiten vor dem Publikum erscheint!! —

Bei dieser Gelegenheit muß ich einen Gedanken bekannt machen, welcher mir schon vor einigen Jahren in den Sinn kam, und nun je länger je mehr wahrscheinlich wird. Als ich einst (im Sommer zu Carlsruhe vom Herrn Hofrath und Prof. Böckmann) der Theorie der Gewitter, und zugleich der Blitzableiter Vorlesungen anhörte und nachdachte, und einen Gedanken aus dem andern zu entwickeln suchte, führte mich ihre Reihe auf folgenden Einfall. Wenn in einem grossen

grossen Lande — ich hatte damals Deutschland in meiner Einbildung vor mir; ich will mich aber jezo auf unser Vaterland Wirtemberg einschränken — wenn so viel Blitzableiter errichtet würden, daß sowohl die Städte, Flecken und Dörfer, als auch die Felder die ihrigen hätten; so wäre Wirtemberg nicht nur von einer Menge Feuersbrünsten, welche jährlich durch den Blitz entstehen, befreit; welches ohnehin gewiß ist, und eines so weitläufigen Apparats nicht bedarf, sondern es wäre vermuthlich auch für den Hagel gesorgt. Und der Beweiß? diesen muß ich, weil er mit meiner Theorie der Gewitter zu sehr zusammenhängt, bis zu ihrer Ausgabe schuldig bleiben. So viel kann ich unterdessen zu einer Erläuterung sagen, daß sich eine Gewitteratmosphäre nur alsdenn bis in die Eisgegend des Luftkreises auszubreiten schiene, wenn ihr ihre Entladung gegen die Erde erschwert wird. Dieses geschieht, wenn die Wolken, welche elektrischen Stoff führen, sehr hoch stehen und hienieden keine Leitung finden. Ableiter also, und diese in so grosser Anzahl, daß sie im Stande sind, jeder Wolke das zu entziehen, was sie bis in die Eisgegenden erhebt, werden ihr auch das Vermögen nehmen, verwüstenden Hagel auf unsere fruchtbare Fluren u. s. w. herabzusenden. —

Versuch.

Es dürften nämlich nur an einigen Gegenden, die am meisten dem Uebel (der vielfältigen Hagelgewitter) ausgesezt sind, etwa 12 — 16 hohen Stangen aufgerichtet werden, woran oben messingene Spitzen zu befestigen sind, von welchen 1 Zoll breite Blechstreifen an der Stange herunter bis auf die Erde wohl noch

tiefer laufen. Eine solche Ableitung kann, wenn man das Holz nicht rechnet, etwa auf 2 bis 3 fl. zu stehen kommen. Werden nun die Beobachtungen von etwa 5 bis 6 Jahren lehren, daß dadurch in diesen Gegenden die Hagelwetter seltner und schwächer geworden, so können an mehrern Orten ähnliche Versuche gemacht werden, und wenn vielleicht einige benachbarte Länder sich hierinn zum gemeinschaftlichen Wohl vereinigten, und solchergestalt aus mehrern Gegenden die Effekten gesammelt würden, so ließ sich nach einiger Zeit entweder eine bejahende oder verneinende Antwort auf die Frage ertheilen: ob die Hagelwetter wirklich elektrischen Ursprungs sind; und ob sie durch solche aufgerichtete Stangen zu schwächen sein. Eine Antwort, die nicht, wie bisher, grösstentheils auf Raisonnements, sondern auf wirkliche Versuche im Grossen gründete.

Nur allein so ein Versuch, wo auf allen Feldern einer ansehnlich grossen Provinz, wie z. B. Wirtemberg wäre, solche Gewitterstangen als Feldmarken aufgerichtet würden, könnte wahrhaftig scheinen ein Versuch im Grossen; und unser philosophischer Fürst, Friedrich der Zweite, unter welchem die Wissenschaften jeder Art blühen, zugleich der Fürst sein, unter dessen Regierung der unternehmende Geist seiner Wirtemberger mit der Grösse eines solchen Versuchs das Ebenmaaß erreicht hätte! —

Der Maler.

Tab. XIX. Fig. 47.

Die Malerei, welche sowohl bei den Griechen, als bei den Römern fast in allen ihren Gattungen große Meister aufzuweisen hatte, war durch die Einfälle barbarischer Nationen in die Staaten dieser Völker gänzlich in Verfall gerathen, bis im 13ten Jahrhundert Italien einige Männer hervorbrachte, welche in dieser vortrefflichen Kunst sogar die Alten in den meisten Stükken übertrafen. Von Italien breitete sich die Malerey in mehrere europäische Länder aus, und man theilte sie in verschiedene Schulen ein, die nach den Ländern, worinn sie blüthen, benannt wurden, und deren jede sich durch einen besondern Charakter unterscheidet. Etwas von der Römischen Malerschule.

Die erste dieser Malerschulen ist die Römische, zwar nicht dem Alter, aber der Schönheit nach. Sie unterscheidet sich besonders von den andern durch edle und und richtige Zeichnung, durch Wahrheit im Ausdrucke, und durch wohlgewählte Stellungen. Die besten Meister dieser Schule bildeten sich hauptsächlich durch fleissiges Studiren der Antiken. Sie besliessen sich nicht so

wohl auf ein gutes Kolorit, als darauf, wie sie die grossen Ideen, wovon ihre Einbildungskraft voll war, auf eine edle Art ausdrücken wollten. Und dieses gelang ihnen auf eine meisterhafte Art, daher ihre Gemälde in den Sammlungen den vornehmsten Rang behaupten. Ihr Urheber (von dem wir unten ein mehreres hören werden) und größter Meister war Raphael Sanzio von Urbino gebürtig, (geb. 1483, gestorben 1520). Kein Maler hat die Kunst höher gebracht. Seine Meisterstücke, die sich grösstentheils im Vatikan zu Rom (gegenwärtig zu Paris) befinden, haben nicht völlig das herrliche Kolorit des Titian, noch die schönen Tinten und die Grazie des Corregio, aber seine Ideen sind edler, seine Charakter schön, seine Figuren ausgesucht, seine Zeichnung äusserst korrekt, und seine Köpfe übertreffen alle andere.

Apelles Gemälde wurden von den Alten eben so hoch geschäzt, und er war so berühmt, daß sich selbst Alexander der Grosse von ihm abmalen ließ. Die Alten gaben vor, er habe die Aehnlichkeit eines Menschen so frappant zu treffen gewußt, daß man den Personen sogleich aus ihrem Bilde habe ihren Gemüthscharakter entziffern, und ihr Schiksal prophezeihen können.

Den König Antigonus malte er nur von der einen Seite (das ist im Profil) um dadurch den Fehler des verlohrenen Auges zu verbergen. Ein Pferd malte er so natürlich, daß andere Pferde, die man vorbei führte und es ansichtig wurden, es für ein wirkliches hielten, und zu wiehern anfiengen. Er hatte die Gewohnheit, seine verfertigten Gemälde auf die Gasse zur Schau auszustellen, und sich dahinter zu verbergen,

um das Urtheil der Vorbeigehenden zu vernehmen. Einst hatte er ein schönes Mädchen gemalt, und ebenfalls so ausgestellt: ein Schuster gieng vorbei und tadelte die Schuhe, Appelles nahm es an, verbesserte den Fehler, und stellte es den folgenden Tag wieder aus, und verstekte sich wie gestern dahinter: der Schuster kam gerade wieder vorbei, und fieng nun auch an den Schenkel des Gemäldes zu tadeln, die nach allen Regeln der Kunst doch ganz untadelhaft waren: Appelles, den dies verdroß, trat sogleich hervor, und sagte zu ihm: „Schuster, bleib bei deinen Leisten, und urtheile über „nichts weiter, als über die Schuhe,“ welcher Vorfall der Ursprung dieses Sprichworts ist.

Protogenes war ebenfalls ein trefflicher Maler unter den Alten. Dieser malte einen Jäger, welcher den Appelles so sehr entzückte, daß er es für das schönste Gemälde in der Welt hielt. Die ganze Zeit über, als er an diesem Meisterstück arbeitete, aß er nichts als Feigbohnen, eine Art harter bitterer Erbsen, damit ihm nicht durch aufsteigende Dünste, welche von andern Speisen in das Gehirn steigen, die Kräfte seines Verstandes geschwächt, oder seine helle Einbildungskraft, die er zu einem Meisterstücke nöthig zu haben glaubte, verfinstert werden möchte. Damit auch seine Gemälde von langer Dauer wären; so pflegte er sie mit vielerlei Farben zu belegen, daß, wenn ja auch durch die Länge der Zeit eine wegfiele, immerfort andere frische zum Vorschein kämen. Dies Bild rettete die Stadt Rhodus auf der Insel gleiches Namens von ihrem Untergange. Sie wurde von dem macedonischen König Demetrius belagert, der ein grosser Liebhaber

von Gemälden war, und von diesem grossen Meister gehört hatte. Da er nun erfuhr, daß die Stadt nur auf derjenigen Seite eingenommen werden könnte, wo Protogenes Haus mit dem Gemälde stund, so hob er lieber die Belagerung auf, als daß er hätte die Stadt in Brand stecken und dies Meisterstük der Kunst zugleich mit vernichten lassen sollen.

Als man ihm hinterbrachte, daß dieser Meister, während der Belagerung, mitten unter dem Schall der der Trompeten, und dem kriegerischen Geräusche der Waffen, dennoch sich nicht stören ließ in einem Hause ausser der Stadt zu arbeiten, gieng er zu ihm, ihn zu fragen, warum er so etwas wage, und ob er denn glaube mitten unter den Feinden der Rhodiser sicher zu seyn? darauf antwortete er ihm mit einem Ja; denn er wäre überzeugt, daß ein so grossen König, als Demetrius, wohl gegen die Rhodiser, aber nicht gegen die Künste Krieg führe. Diese Antwort nahm den König so ein, daß er ihn von dieser Zeit an nun weit höher schäzte.

Einen ähnlichen Zug wissen wir vom König Ptolemäus von Egypten. Als Apelles nach einem Schiffbruch nach Alexandrien hingerathen war, so wiederfuhr ihm bey Hofe (als einen Fremden) nicht nur nicht die geringste Ehre, sondern es fanden sich auch boshafte Gemüther, die den Künstler in die Schlinge bringen wollten. Diese bestachen einen königlichen Hofbedienten, daß er den Fremden in Namen des Königs zur Tafel einladen sollte. Als Apelles nach Hofe kam, erzürnte sich der König über seine Kühnheit dergestalt, daß er

ihm hart anfuhr, und ihn fragte, wer ihn genöthigt hätte; — Er verlangte schlechterdings, daß er den, der ihn eingeladen hätte, nennen sollte. Apelles ergriff ganz gelassen eine Kohle vom Kamin, und zeichnete die Gesichtsbildung desselben in so kennbaren Zügen, daß der König den Augenblick den Thäter entdeckte. Ptolomäus nahm in diesem Augenbiick den Apelles bei der Hand, und wieß ihm den Plaz neben ihm selbst, bei der Mahlzeit; und gab in der Folge dem grossen Meister alle Beweise seiner königlichen Gnade.

Von der Art, wie der Maler seine Farben und Geschäfte einrichtet und behandelt.

Der Maler macht durch Linien und Farben auf der geraden Oberfläche alle sichtbare Gegenstände vorstellig. Wenn er Oelfarben, d. i. Farben mit Oel vermengt, braucht; so überzieht er erst die ganze Fläche mit der Grundfarbe; hierauf macht er den Entwurf mit Kohlen oder Kreide. Nun geschieht die Anlage oder Untermalung der Figuren, alsdann die Ausmalung und Glasirung mit durchsichtigen Farben nach einander. Zuweilen aber wird das Ausgemalte ausgebessert, oder retuschirt. Hingegen die Wasserfarben, d. i. Farben mit Wasser angemacht, werden auf weiß Papier oder Pergament getragen; zuweilen in dicht aneinander stehenden Pünktchen, wie in der Miniaturmalerei. Auf frischen Kalk oder Alfresko wird gemalt mit erdartigen Wasserfarben, die im Kalke nicht verderben. Die Zeichnung aber wird auf den Kalk ge=

bracht, vermittelst durchlöcherter Pappblätter (Cartons), worauf sie schon befindlich ist. Man treibt nehmlich Kohlenstaub durch die Löcher auf die weise Wand. Das Pastellmalen geschieht durch Farbenstiffte, nach Art der Kreide, oder mit Bleistifften welche man auf Pergament abreibt, und vermittelst des Fingers oder einer Papierrolle verwischt, und mit einader vereinigt. Wachsmalerei ist, wenn das auf gewisse Art aufgelößte Wachs anstatt des Oels dient. Werden aufgetragene Wachsfarben durch Hize mehr vereinigt, so nennt man die Malerei encaustisch (eingebrannt). In der Glasmalerei trägt man Farben auf Glas, die durch Hitze eingeschmolzen werden. Eben dieses geschiehet in der Emailmalerei, auf dünnes Kupfer und Gold. Die musivische oder mosaische Malerei wird ausgeübt, wenn man allerlei Stückchen von Stein, Holz oder Glas, die verschiedene Farben haben, auf einer harten Fläche vermittelst eines Kittes, ein Gemälde zusammen sezt. Einige Maler beschäftigen sich blos mit Portraiten, andere mit Historien, Landschaften, Schlachten, Blumen, Thieren, Frucht- und Blumenstücken, Küchenstücken perspektivischen Aussichten u. s. w. Aber alle müssen sich gut auf die Zeichnung, das Kolorit oder Farbenstellung, die Haltung oder Licht- nnd Schattenmischung, und auf das Kostume oder Uebliche und Schikliche verstehen.

Endlich sezt die Malerei die Zeichnung voraus, d. i., die Verfertigung eines richtigen Umrisses, mit oder ohne der Austheilung des, dem Gegenstande zukommenden Lichtes oder Schattens, doch ohne die ihm eigene Farbe. Es geschieht aber das Zeichnen, auf

verschiedene Weise, entweder mit Reiskohlen, oder Rötel, Kreide, auch mit chinesischer Tusche und Dinte, entweder vermittelst der Feder, oder des Pinsels. Flüchtig hingeworfene Gegenstände heißen Skizzen; die mit größerm Fleisse aber, ausgearbeitete Zeichnungen. Hier seht auf der Tafel den Maler! Er sizt vor Staffeley, welche die Tafel zum Gemälde trägt, und hat sein Farbenbrett mit dem stützenden Malstocke in der Linken: den Pinsel aber, womit er die reinen oder vermischten Farben von dem Farbenbrette nimmt, und nach und nach auf die Tafel trägt, in der Rechten.

An Phidias, den Bildhauer.

Von Gott läßt sich kein Bildniß machen.

Von deinem Gott ein Bildniß wolltest du
Dir machen, Armer! Hast in deiner Hand
Die Hacke noch? — Und wenn in deiner Hand
Ein Meissel wäre, welcher Marmor leicht
Auf deines grossen Geistes raschen Wink
In eine wunderliche Gestalt
Verwandeln könnte, dennoch rath ich dir,
Den Meissel wegzuwerfen! — Denn von Gott
Ein Bildniß machen wollen, ist Beweis
Von Geistes Schwäche. Daurende Gestalt

Gib seinen höhern Geistern, gib auch dem,
Der unter Menschen edle Thaten that!
Dem Gott-gedankten Fürsten, der die Lust
Des menschlichen Geschlechts und seines Volks:
Dem Patrioten, der der Steuermann
Des Vaterlands und seines Fürsten war;
Dem Weisen, der, bei später Lampe Licht
In finstere Seelen seiner Brüder trug;
Dem stillen Frommen, dessen Frömmigkeit
Erst dann gesehen von scharfen Augen ward,
Als er hinaufgetragen. lange schon,
In seines Gottes bessern Geisterwelt
Den Lohn für seine Tugenden empfieng;
Dem guten Weibe, dessen Güte spät
Den Enkeltöchtern noch Exempel ist.
Nur deinem Gott gib keine! Deinen Gott
Kannst du nicht schnitzen, und nicht konterfeyen;
Er ist der Unsichtbare, dir zu groß!
Und gibst du ihm erhabene Gestalt,
Aus welcher Allmacht und Gerechtigkeit,
Erbarmung, Gnade, Liebe, Langmuth und
Daß höchste Weisheit aller Herz
Zur Anbetung aufforderten, an der
Die grossen Künstler alle deine Kunst
Und deines Geistes grosses Ideal
Bewundern müsten; denn hättest du
Den Unsichtbaren schlecht gebildet, und
Nichts mehr, als nur ein kleines Götzenbild
In deinem Tempel hingestellt, zum Spott —
Zum Spott? O nein, zum Mitleid, Aergerniß,
Und zur Verengung der beklemmten Brust
Des Weisen, der in seiner Seele tief

Den grossen Gott der Götter und des Wurmes,
Der Sonnen und der Erden, nur sich denkt,
Und hingeworfen auf den Staub, aus dem
Sein grosser Schöpfer, wenn er will, den Geist!
Des Menschen winket, oder Himmel wölbt,
Anbetet, und in seiner Anbetung
Den nahen Gott empfindet, oder ihn
In seinem West, in seines Meeressturm,
In seinem Donner, und auf Fittigen
Des Blitzes gegenwärtig hört und sieht.

Erfindung des Galvanismus (Metallelektrizität).

Tab. XIX. Fig. 48.

Zu den wichtigsten Erscheinungen am Ende des 18ten Jahrhunderts gehört unstreitig die Entdeckung des Metallelektrizität. Alexander von Volta, Professor zu Pavia, ist der Erfinder derjenigen Säule, welche unter dem Namen: Voltaïsche Säule bekannt ist. Dreissig bis sechzig Platten von Zink, in der Grösse eines Laubthalers; eben eine gleiche Anzahl Platten von Silber oder Kupfer von dieser Grösse, und eben so viele etwas kleiner geschnittene Scheiben von feinem Tuche, sind die Bestandtheile der Voltasäule. Diese Metallplatten und Tuchscheiben legt man unten auf einigen dicken Glasscheiben in folgender Ordnung: 1) eine Kupferplatte, 2) eine Zinkplatte, 3) eine mit Salzwasser befeuchtete Tuchscheibe, und fährt damit so lange fort, bis die Metallplatten und Tuchscheiben zu einer Säule aufgeschichtet sind, alsdann werden so wie unten dicke Glasscheiben darauf gelegt. Damit aber diese Säule nicht einstürzen könne, so stellt man sie in eine hölzerne Maschine, auf deren Boden, 3—$2\frac{1}{2}$ Fuß lange Stäbe, senkrecht und so weit von einander stehen, daß die Kupfer- und Zinkplatten dazwischen

gelegt werden können. In diese Stäbe sind von innen dünne Glasröhren eingesezt, welche von den Platten berührt werden müssen — und so steht die ganze Säule zwischen Glas, und ist dadurch isolirt. Diese so einfache Verrichtung bringt ganz besondere Wirkungen hervor.

Wenn man einen Finger mit Salzwasser benezt, und denselben an die unterste Platte hält, und zugleich mit der Zunge die obere berührt — so empfindet man einen stechenden Geschmack. Benezt man beide Zeigefinger, und hält den Einen an das untere, den andern aber an das obere Ende der Säule; so fühlt man einen elektrischen Schlag. Die Entdeckung dieser Metallelektrizität ist eben so wichtig für die Heilkunde, als für die Physik, denn durch die galvanischen Versuche haben viele Taube das Gehör wieder erlangt, und einige Aerzte geben sogar Hoffnung, daß durch dieselbe auch Blinde u. s. w. ihr Gesicht wieder erhalten können. Die Zukunft wird es lehren, welche Wirkungen mit dem Galvanismus hervorgebracht werden können?

Die Art und Weise wie ein Gehörkranker durch die Volta-Säule galvanisirt wird, ist auf dem Kupfer anschaulich gemacht worden.

Der Kranke sizt vor dem Tische, auf welchem die Säule steht; um zuvor mit den elektrischen Empfindungen bekannt zu werden, hält er ein kleines Instrument (3), das von verschiedener Größe und Form sein kann, aber aus Silber, Eisen oder Zink bestehen muß, welches der Berührer genannt wird, in der einen Hand,

und schlägt damit auf den Erreger, der auf dem Kupfer mit (²) bezeichnet ist — in der andern Hand hält er das kleine, mit Kochsalzwasser besezte Knöpfchen des mit (⁴) bemerkten Mittheilers. Hierauf faßt der Arzt den Mittheiler (¹) bei der isolirenden Glasröhre, womit dieser umgeben ist, und leitet das Knöpfchen inwendig an den Ohrbock. Während der Zeit muß der Patient, mit dem Berührer an den Erreger in etwa zehn Minuten 240 Mal anstossen. Dann tritt der Arzt auf die andere Seite und behandelt das zweite Ohr eben so. Diese Versuche werden nach Bedürfniß, täglich 2 auch 3 Mal wiederholt, und so lange fortgesezt, bis man völlig hergestellt worden ist.

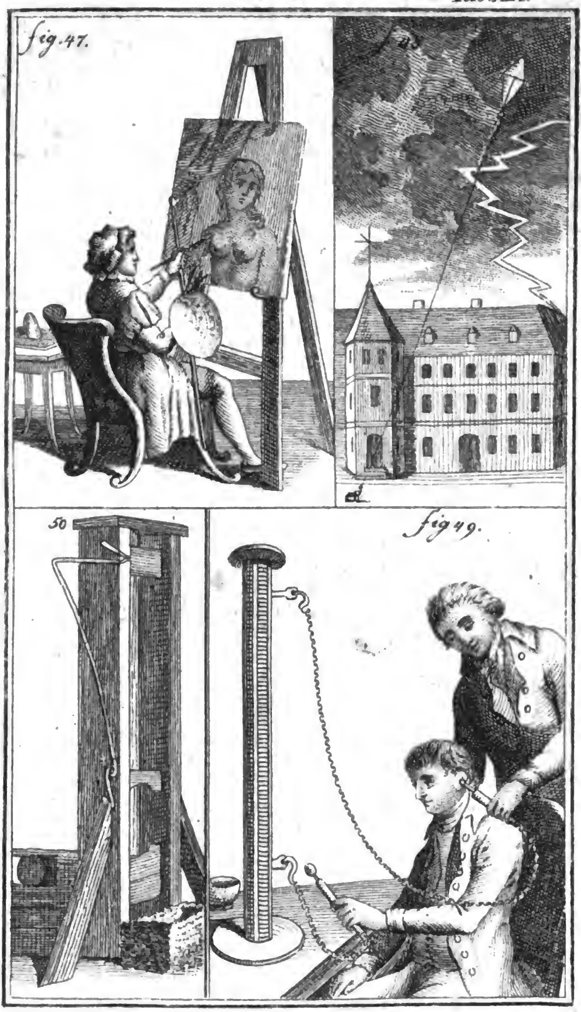
Guillotine.

Tab. XIX. Fig. 49.

Ist die in unsern Zeiten wiederum bekannt gewordene Köpfmaschine. Ihr Erfinder war Carl von Stairs, ein Schottländer, der auch der Erste war, welcher damit hingerichtet wurde. Dieselbe ist noch im Parlamentshause zu Edinburg neben der Kanzel des berühmten Revolutionspredigers Knox zu sehen, und dort unter dem Namen: Jungfernaxt bekannt. In Italien gebrauchte man vormals diese Maschine gewöhnlich bei den Hinrichtungen der Missethäter. Bei der lezten Staatsrevolution in Frankreich warf man im Nationalkonvent die Frage auf: Welche Todesstrafe für einen freien Bürger die schiklichste sei? Die meisten Antworten fielen dahin aus — das Köpfen wäre unter allen Todesarten die anständigste — und machte sogleich diesen Conventsschluß dem Scharfrichter bekannt. Dieser wollte sich dazu nicht verstehen, weil er leicht vermuthen konnte, daß des Blutvergiessens kein Ende sein würde. Dieses Weigern veranlaßte ein Mitglied des Convents, Namens Guillotin, welcher Doctor der Arzneygelehrsamkeit war, übrigens aber in einem nicht

besondern Ansehen stand — dem Convent die Köpfmaschine vorzuschlagen. Sein Antrag fand Beifall, und ihre Einführung wurde decretirt — an alle Departements ergieng der Befehl, dergleichen Mordmaschinen anzuschaffen, und schon im November 1792 waren für vier Millionen Livres Guillotinen errichtet, deren Anzahl sich in der Folge aber noch vermehrte. Guillotine hatte nicht nur die Ehre, daß man dieses Instrument nach seinem Namen nannte, sondern das Unglück, unter demselben sehr ungern sein Leben zu verlieren.

Tab: XIX.



Riesen- oder Körperkraft.

Tab. XX. Fig. 50.

Louis de Bouflers, mit dem Zunamen der Starke, der in der Mitte des 16ten Jahrhunderts lebte, war sehr stark und behende. Wenn er beide Füße zusammengestellt hatte, so konnte ihn kein Mensch einen Schritt weder vor noch rückwärts stoßen. Er zerbrach ein Hufeisen mit leichter Mühe, und konnte einen Stier bei dem Schwanze überall hinziehen. Er hob ein starkes Pferd in die Höhe, und trug es auf seinen Schultern fort. Er sprang in voller Rüstung auf ein Pferd, ohne es mit den Händen zu berühren, und ohne den Fuß in die Steigbügel zu setzen. In einem Laufe von 200 Schritt kam er dem schnellsten spanischen Pferde zuvor.

Ein gewisser Barsabas, Major in französischen Diensten, besaß eine solche Stärke, daß, wenn er zu Pferde fest saß und anschloß, er dem Pferde die Knochen zerbrach. Er kam einmal in eine Schmiedte, und brachte dem Schmied ein starkes Stück Eisen zu bearbeiten. Als dieser sich etwas entfernte, nahm Barsabas den Ambos, und verbarg ihn unter seinem Man-

tel. Der Schmied, welcher das Eisen auf demselben schmieden wollte, erstaunte sehr, als er ihn vermißte, und noch mehr, als er sahe, daß dieser Offizier den Ambos ohne Schwierigkeit wieder an seine Stelle sezte. An der Tafel seines Generals nahm Barsabas eine silberne Schaale, in welcher sich Wein befand, und drückte sie in der Hand zu einem Becher so zusammen, daß der Wein bis über seinem Kopfe in die Höhe sprizte. Ein Gasconier, den er in einer Gesellschaft beleidigt hatte, überreichte ihm eine Ausforderung. „Sehr gern antwortete Barsabas, allein fühlen Sie einmahl hieher! Der Gasconier reichte ihm die Hand, welche der Major so drückte, daß alle Knochen zerquetscht wurden, und er also ausser Stand gesezt wurde, sich mit ihm zu schlagen.

Es gab ehedem ausserordentlich grosse und starke Leute in der Mark Brandenburg. Zu diesem gehört Joachim von Schapelow, der zu den Zeiten des Churfürsten Georg, in der Mitte des 16ten Jahrhunderts lebte. Dieser muste sich einst auf Befehl des Churfürsten mit einem andern, ebenfalls sehr grossen und starken Manne, der sich eben in Berlin aufhielt, in einen Kampfe einlassen. Schapelow warf diesen sogleich nieder, dann ergriff er ihn wieder, hielt ihm die Hände fest, und hatte nichts weniger im Sinne, als ihn aus dem Fenster zu werfen; doch dieses wurde nicht verstattet. Der Churfürst erlaubte ihm einst, so viel Wein aus seinem Keller zu nehmen, als er mit einemmal heraustragen könnte. Schapelow nahm ein volles Faß (man sehe das Kupfer) unter den rechten, und eines unter den linken Arm, dann faßte er mit den vier Fin-

gern einer jeden Hand eines beim Spundloche, und also zusammen vier Fässer, und so gieng er mit der grösten Schnelligkeit davon. Der Churfürst rief ihm nach: „Schapelow, Schapelow! diesmal mag's geschehen, „wir werden dich aber wohl nicht sobald wieder in un„sern Weinkeller schicken."

La Hire sahe zu Venedig einen jungen Menschen, welcher sich auf einen Tisch stellte, zwei starke Locken Haar über das Gesicht herunter hängen ließ, und dieselben an einem Strick fest machte, welcher einen erwachsenen Esel um den Leib gebunden war. Wenn er nun alles fest angeschnürt fand, so hob er den Esel, der sehr zappelte, in die Höhe, blos durch Aufrichtung seines Kopfs, und hielt denselben beinahe eine Minute lang in der Luft.

Milo aus Crotona hat durch beständige Uebung seine Kräfte vermehrt. Er trug alle Tage ein Kalb einige hundert Schritte weit. Da das Kalb indessen anwuchs, und zu einem schweren Ochsen geworden, so hatte er unterdessen so an Stärke zugenommen, daß er auch den Ochsen zu tragen im Stande war. Dieses sein Kunstwerk wies er bei den olympischen Spielen zu gröstem Erstaunen von ganz Griechenland, und trug den Preis davon. Da aber dieser Riese an Stärke einst eine vom Blitz gespaltene Eiche ganz entzwei reissen wollte, soll er mit beiden Armen eingeklemmt und von Wölfen zerrissen worden seyn. Stärke ohne Vorsichtigkeit und Verstand ist freilich oft mehr schädlich als nützlich, indem sie verwegen und tollkühn macht.

Des Kaiser Maximins Stärke ist auch ungewöhnlich. Man weiß, wie lang, dick und zähe die Wurzeln der mehresten grossen Bäume sind; sie stellen viele dicke und starke Stricke vor, mit welchen der Baum an die Erde fest gemacht wird. Dennoch soll er solche mit vielen mächtigen Wurzeln befestigte Strünke von freier Hand aus der Erde gerissen haben.

Ein andrer, mit Namen Heinrich von Kottwiz, war so stark, daß er mit der rechten Hand einen grossen Mühlstein in der Mitte fassen, und bis an den Kopf in die Höhe heben — und an einem Hebel auf den Schultern tragen konnte.

Geschichte eines Spielers.

Tab. XX. Fig. 51.

Ein gewisser Obrister fand ein grosses Vergnügen daran, jungen Menschen und Offizieren guten Rath zu geben, wie sie es macheu müßten, um in ihrem Stande vergnügt und glücklich zu werden. Vornehmlich warnte er sie vor dem Spiele, und erzählte ihnen dann gemeiniglich folgende Geschichte von sich selbst, um ihnen zu zeigen, daß ein wenig Entschlossenheit diese thörichte Leidenschaft besiegen könne.

„Während dem Kriege unter der Königin Anna Regierung stand ich als Fähndrich bei der englischen Armee, die damals in Spanien lag. Aber die Spielsucht hatte sich meiner so bemächtigt, daß mir jedes Geschäft, welches mich abhielt, dieser Leidenschaft nachzuhängen, unerträglich war."

„Kaum konnt' ich mich entschliessen, einige Stunden vom Spiele abzumüßigen, um sie der Ruhe zu widmen; und wenn ich schlief, so sah ich im Traume Kartenhaufen, und hörte das Geprassel der Würfel."

„Meine Mahlzeiten versäumte ich; oder wenn ich sie abwartete, so sah ich es als einen solchen Zeitver-

lust an, daß ich die Speisen mit der größten Eilfertigkeit verschluckte, um nur wieder zum Spieltische zu kommen. Ausser den Karten und Würfeln hatte nichts auf der Welt mehr einigen Reiz für mich. Der schönste Frühlingstag, der angenehmste Sommerabend, die herrlichste Gegend, kurz alles, was die Natur schönes und bewundrungswürdiges hat, wurde von mir entweder gar nicht, oder mit Kaltsinn wahrgenommen. Selbst gegen Freundschaft und Liebe ward meine Seele unempfindlich. Wer nicht mit mir spielte, dessen Gesellschaft war mir beschwerlich, und wär er auch mein Vater gewesen. Daß ich, bei einem so sehr verwilderten Gemüthe, niemals mit Freudigkeit an Gott denken konnte, brauch ich nicht erst zu sagen."

Eine Zeitlang spielte ich mit so grossem Glücke, daß ich oft — man sehe, wie eine solche Leidenschaft den Kopf verrükt — einen ansehnlichen Gewinnst auf die Erde schüttete, und mich auf demselben herumwälzte, damit die Leute im eigentlichsten Verstande von mir sagen möchten: er wälzt sich im Golde. So war mein Leben eine geraume Zeit beschaffen; aber — glaubts mir, ihr jungen Freunde! — es war der elendeste Theil desselben, den ich noch jezt in diesem meinem Alter mit meinem Alter, mit meinem Blute zurückkaufen mögte, weil das Andenken daran, mich noch auf dem Sterbebette beunruhigen wird.

Nach Verlauf einiger Zeit ward ich auf Werbung ausgeschickt; ein Geschäft, welches ich lediglich meinen Unteroffiziers überließ, um unterdessen meine Lieblingsneigung befriedigen zu können. Der Unteroffizier brachte 150 Rekruten auf; ich aber war indessen so unglük-

lich im Spiel, daß ich nicht nur alles eigene Geld, sondern auch den für die Rekruten bestimmten Sold und Handgeld verlor, (welches mir der Unteroffizier in einem Schreiben überreichte.)

Meine Verlegenheit war nun unbeschreiblich groß. Ich wandte mich an einen Hauptmann eben dieses Regiments, der sich immer sehr freundschaftlich gegen mich bewiesen hatte, und bat ihn, mir 10 Guineen (englische Goldstücke, wie die Louisd'or. Sie gelten ungefähr sechs Thlr.) zu leihen.

Wie? antwortete dieser: ich sollte mein Geld einem Spieler von Handwerk leihen? Nein, mein Herr! Sie werden mich entschuldigen. Eins muß ich jezt freilich verlieren, Ihre Freundschaft oder mein Geld; ich möchte doch aber lieber mein Geld behalten.

Mit dieser spöttischen abschlägigen Antwort begab ich mich in mein Quartier, und warf mich äusserst niedergeschlagen aufs Bette, um während der Tageshitze meine Sorgen zu verschlafen. — Ich schlief ein; aber ein Fliegenstich weckte mich bald wieder auf. Und nun stellte sich mir mein trauriger Zustand in den schwärzesten Farben dar. Ohne Geld, ohne Aussicht etwas zu erhalten, ohne Freund — wie sollt' ich die Rekruten zum Regiment schaffen? Und wenn ich sie nicht dahin schaffte, und wenn es bekannt würde, daß ich die Regimentsgelder verspielt hätte: was konnt ich anders erwarten, als mit Schimpf und Schande kassirt zu werden. Natürlicher Weise führte diese Noth mich dahin, daß ich über das, was mich zum Spiel gebracht hatte, ernstlich nachdachte, und dies war.

wie ich gleich merkte — Müßiggang. — Die Ursache meiner Krankheit hatte ich jezt gefunden, die Heilung aber fehlte noch immer. Etwas muste geschehen; ich muste eine Lebensart anfangen, bei der mir keine Zeit zum Spielen u. s. w. übrig bliebe. Bei diesen Gedanken fiel mir ein, daß die Adjutantenstelle beim Regiment verkauft werden sollte, und ich entschloß mich, sie zu kaufen, als eine Stelle, bei der ich vermuthlich eine hinreichende Beschäftigung finden würde. Ich hatte nämlich Wechselbriefe in Händen, von denen ich zu meiner Beförderung bei der Armee, aber auch zu keinem andern Gebrauche, so viel ich wollte, aufnehmen konnte. Aber ehe ich diese Gelder heben konnte, mußte ich mit meinen Rekruten beim Regimente sein; und woher nun das nöthige Geld zu diesem noch ziemlich langen Marsche? Indem ich in der äussersten Verlegenheit darüber war, trat mein sogenannter Freund, der Kapitain, der mich kurz vorher so hönisch abgefertigt hatte, in mein Zimmer, um mir einen Besuch abzustatten. Ich empfieng ihn mit dem grösten Kaltsinn, und mit sichtbaren Merkmalen der Verachtung; er hingegen schien ganz und gar nicht darauf zu achten. Er fragte mich, wie ich mich aus meiner Verlegenheit loszumachen gedächte? und ich erzählte ihm kurz und ziemlich mürrisch, was ich mir zu thun vorgenommen hätte, wenn ich nur erst wüste, wie ich mit meinen Rekruten zum Regimente kommen sollte?

Sogleich stand der Kapitain auf, umarmte mich mit einer Innigkeit, die mich in Erstaunen sezte, und sagte: Theuerster! Ich schlug Ihnen diesen Morgen Ihre Bitte auf eine kränkende Weise ab, um Sie da-

durch zum Nachdenken über die unseeligen Folgen der Spielsucht zu bewegen! Ich freue mich herzlich, die Absicht bei Ihnen erreicht zu haben. Fahren Sie fort in Ihrem löblichen Vorhaben! Denn glauben Sie mir: Müßiggang und Spiel sind der jungen Leute Verderben. Mein Ansehen, mein guter Rath, mein Vermögen, alles steht zu ihrem Dienste. Da, fügte er hinzu, indem er mir seinen Geldbeutel reichte, nehmen Sie diese Kleinigkeit, und bedienen Sie sich derselben zu Ihrer eigenen Bequemlichkeit, und zur Fortschaffung Ihrer Rekruten.

Mit Erstaunen sah ich nunmehr, wie falsch ich das Betragen dieses Mannes gegen mich erklärt hatte, und sprang auf, ihn zu umarmen. Dann eilte ich mit meinen Rekruten zum Regimente, bemühte mich um die Adjutantenstelle, und erhielt sie.

Von dieser Zeit an lag ich lediglich meinen Berufsgeschäften ob, und da ich Karten und Würfel ganz und gar nicht mehr anrührte, so verloren sie auch in kurzer Zeit allen Reiz für mich.

Seht, jungen Freunde! pflegte der Obrist am Ende dieser Erzählung hinzuzufügen, so wahr ist es, daß man dieser, wie jeder andern Leidenschaft, wenn man nur ernstlich will, mit Gottes Hülfe wiederstehen kann, und daß Vermeidung des Müßiggangs das sicherste Verwahrungsmittel gegen diese und jede andere Thorheit sei.

Freundschaft.

Der Freund, der mir den Spiegel zeiget,
Den kleinsten Flecken nicht verschweiget,
Mich freundlich warnt, und ernstlich schilt,
Wenn ich nicht meine Pflicht erfüllt:
Das ist ein Freund,
So wenig er es scheint!
Doch der, der mich stets schmeichelnd preiset,
Mir alles lobt, nie was verweiset;
Zu Fehlern mir die Hände beut,
Und mir vergibt, eh ich bereut:
Das ist ein Feind,
So freundlich er auch scheint!

Jugendlicher Fleiß, oder etwas von Thoma's Platter *).

Tab. XX. Fig. 52.

Ungeachtet des Hungers und der Dürftigkeit, womit Platter unabläßig zu kämpfen hatte, sezte er seinen Entschluß zu studiren, standhaft durch. Oft hatte er mehrere Tage nicht einen Mundvoll Brod zu essen, stillte oft seinen Hunger mit einer Brühe von Wasser und Salz, oder er half, ohne andern Lohn, als daß er etwas zu essen bekam, Holz tragen. Auch ließ er sich brauchen, auf die Meile einen Batzen, über Feld zu gehen. Vorzüglich diente er Zwingli und Myconius, oft nicht ohne Lebensgefahr, zu ihrem Briefwechsel in die fünf Orte, welcher die Ausbreitung der Wahrheit zur Absicht hatte. Die Nächte durchwachte er großentheils beim Studieren. Er nahm kaltes Wasser oder Sand in den Mund, um sich des Schlafs zu erweh-

*) Platter war aus Gränchen, einem Dorfe im Wallisserlande gebürtig, wo er im J. 1499. das Licht der Welt erblikte.

ren. Im Lateinischen übte er sich unter Myconius, den er oft seinen lieben Vater nennt. Im Griechischen war er sein eigner Lehrer. Er las mit Hülfe einer Uebersetzung den Lucian und Homer. Auch das Hebräische zu lernen, bekam er jezt Lust. Von Bibliander lernte er erst lesen; dann schrieb er dessen Grammatik, während daß er des Myconius Zimmer einfeuerte, allmählig vor dem Ofen ab. Eine Krone, die er von seinem väterlichen Erbgut übrig hatte, wandte er auf eine hebräische Bibel. — Platter fand dennoch für gut, sich einem ordentlichen Beruf zu widmen. Collinus, ein gelehrter junger Mann, kam von Lucern auf Zürich. Auf Zwinglis Anrathen hatte dieser statt nach Costanz auf die Weihe zu gehen, das Sailerhandwerk gelernt. Zu diesem ging Platter in die Lehre. Den Tag über arbeitete er. „Des Nachts,“ so schreibt er, „wenn der Meister wähnt, ich schliefe, „stand ich heimlich auf, entschlug ein Licht, und hatte „meinen Homer und heimlich meines Meisters Versines.“ Einst, als wir zu Nacht aßen bei dem Wasserkruge, sprach Platter: wie fängt Pindarus im Griechischen an? (der Elemente bestes ist das Wasser) lachte er und sprach: So wollen wir dem Pindarus folgen, und Wasser trinken. Dieser Collinus ward nachher Professor der griechischen Sprache in Zürich.

Von ihm kam Platter zu einem andern Meister nach Basel. Er hatte wöchentlich einen Batzen Lohn. Dafür kaufte er Lichter, um Nachts zu studiren. Crander, ein Buchdrucker, hatte ihm einen Plautus geschenkt. Den nahm er Bogenweise, heftete ihn auf den Hanf, (man sehe das Kupfer) und las ihn wäh-

rend des Seildrehens. Nach und nach gerieth er mit jungen Studierenden, worunter auch einige Schüler von Beatus Rhenanus waren, in Bekanntschaft. Rhenanus und Erasmus besuchten ihn einst bei seinem Sailsdrehen. Der leztere machte ihm den Antrag, ihn einem Bischoff oder irgend einem grossen Herrn zu empfehlen. Platters edle freie Seele schlug es aus. „Ich wollte so fürfahren, schreibt er — und bald darauf: „mit grosser Mühe und Arbeit mußte ich den Winter über erfrieren, schlecht essen und nicht genug, denn der Meister ward ein untreuer Schwab.“ Platter ward nun auch aus einem Schüler ein Lehrer. Oporinus, ein gelehrter Mann, bat ihn, er möchte ihn im Hebräischen unterrichten. Er entschuldigte sich damit, daß er selbst wenig verstünde, und überdies keine Zeit dazu hätte. Aber als jener unausgesezt anhielt, konnte Platter es von seinem Meister erhalten, daß er ihn wöchentlich eine Abendstunde frei lies. Oporinus schlug hierauf, ohne Platters Wissen, einen Zettel an die Kirchthüren, daß jemand erbietig wäre, die Anfangsgründe der hebräischen Sprache zu lehren. Als nun Platter in seiner Sailerschürze ins Zimmer trat, fand er ihrer 18 feine gelehrte Gesellen, wie er sie heißt, bei einander. Beschämt wollte er zurücktreten. Operin überredete ihn zu bleiben. Er las mit seinen Schülern die Grammatik, und hernach den Propheten Jonas. — Noch eine Anekdote aus diesem Zeitpunkt mit Platters eigenen Worten. „In demselben Jahr kam ein Franzos, von der Königin in Navara ausgeschickt, hebräisch zu lernen; der war köstlich gekleidet mit einer güldnen Haube, hatte einen eigenen Knecht, der trug ihm einen Mantel nach, wann es regnete, oder ich

weiß nicht warum. Der kam auch in die Schule, und wie ich hineingieng in meinen schlechten Kleidern, sezte ich mich hinter den Ofen, war ein fein Sizlein, und ließ die Studenten bei Tisch sitzen, so sagte der Franzos: Quando venit noster Professor? (Wann kommt unser Professor? Operin zeigte auf mich; da sahe er mich an, und verwunderte sich, vermeinte ohne Zweifel, ein solcher sollte anderst gekleidet sein, als so schlecht. Da die Lection aus war, nahm er mich bei der Hand, führte mich über das Brücklein aushin, und fragte mich, wie das zugienge, daß ich so schlecht käme? sagte ich: mea res ad restim rediit. Mir bleibt nichts übrig, als der Strick — womit ich auf mein Sailerhandwerk anspielen wollte — da sagte er: wenn ich es verlangte, so wollte er für mich der Königin meinethalben schreiben: ich sollte ihm nur folgen. Aber ich wollte ihm nicht folgen. Der hörte da auch meine Lection, bis er hinwegzog. Platter, der bisher mit Hunger und Mangel, und allen Arten von Hindernissen, deren Ueberwindung einen unermüdlichen Eifer und eine mehr als eiserne Standhaftigkeit erforderte, gerungen hatte, schlug sich dennoch glücklich hindurch, und sah und genoß am Ende noch die Früchte seines Fleisses. Nach einigen mehr oder weniger wichtigen Veränderungen, die sich mit ihm vereinigten, ward er Professor der griechischen Sprache im Pädagogium zu Basel. Er errichtete nachher eine Buchdruckerei, hielt Tischgänger, und widmete sich zulezt, auf Antrieb der Baslerischen Patrioten, von neuem dem Schulunterricht, wobei er bis an sein Ende geblieben ist. Er starb den 26 Jenner 1582, nachdem er von einem Falle neun Wochen lang zu Bette gelegen hatte.

Ein ähnliches Beispiel von einer ausserordentlichen Begierde nach Weisheit und Geschicklichkeit, zeigt uns folgende Geschichte.

Kleanth, ein junger Athenienser, hatte von Jugend auf einen langsamen Kopf gehabt, und dabei war er blutarm. Dennoch hatte er eine unersättliche Begierde nach Kenntnissen; die Erwerbung derselben mogte ihm auch noch so sauer werden. Damals lebte zu Athen ein weiser Mann, Namens Zeno, der sich ein Geschäft daraus machte, junge Leute zur Weisheit und zur Tugend anzuführen. Gar zu gern hätte nun Kleanth dieses Zeno's Unterricht genossen: aber wovon sollte er leben, wenn er sich nicht durch Arbeit seinen Unterhalt erwarb? Und wenn er, wie ein Taglöhner, arbeiten mußte, wie konnt' er dann in Zenos Schule gehen? Kleanth wußte sich zu helfen. Bei Tage hört er den Zeno, und des Nachts trug er für einen Gärtner Wasser, oder mahlte für eine Frau auf einer Handmühle. Dadurch erwarb er sich in jeder Nacht so viel, als er am folgenden Tage zu seinem Unterhalte brauchte; und dabei war er gesund und stark.

Das nahm nun die Leute nicht wenig Wunder. Wovon sagten sie, mag der junge Mensch sich nähren, da er gar nicht arbeitet? Einer gieng so weit, ihn bei den Richtern ordentlich zu verklagen, daß er so gut bei Leibe wäre, und man doch nicht sähe, daß er sich etwas erwürbe.

Die Richter ließen ihn vor sich kommen. Da nun Kleanth hörte, worauf es ankäme, holte er den Gärt-

ner und die Frau, für die er bisher gemahlen hatte, herbei, damit sie bezeugten, daß er sich seinen Unterhalt zur Nachzeit erwerbe. Da wurden denn die Richter nicht wenig gerührt über die edle Lernbegierde des jungen Menschen, und beschloßen einmüthig, ihn durch ein Geschenk von 1000 Rthlr. zu belohnen.

Aber sein Lehrer Zeno verbot ihm, dieses Geld anzunehmen: und warum mag er das wohl gethan haben?

Denket darüber nach, junge Freunde, und wenn ihr den Grund gefunden zu haben glaubt, so zeiget mir ihn an, so will ich euch sagen, ob ihr es getroffen habt.


Tab: XX.
fig 50.
fig 51.
fig 52.

Ehret eure Lehrer — sie bilden euch zu Menschen.

Tab. XXI. Fig. 54.

Unter den rohen Steinen eines Marmorbruches fand der Steinbrecher ein Stück von vorzüglicher Grösse und Schwere. Er verkaufte ihn an einen geschikten Bildhauer, welcher daraus eine schöne menschliche Gestalt bildete, die allgemein und öffentlich bewundert, gerühmt und hochgeschätzet wurde. Auch der Steinbrecher sah diese Verwandlung seines gelieferten Steines, und eignete sich das Verdienst der Bewunderung desselben zu. „Ohne mich,“ sagte er laut, „wäre der Stein zu keiner solchen öffentlichen Ehre gelangt; ich habe ihn ans Tageslicht gebracht; ich habe ihn erhalten, und in seiner gehörigen ganzen Grösse geliefert, da ich ihn zerstückeln konnte!“ Schweig, rief jezt die Volksstimme laut und bedeutend ihm zu, ohne diese Bildung, welche ihm der Künstler erst gab, wäre er nichts weiter gewesen und geblieben, als ein unförmiger Klumpen, den kein Auge bewundert und kein Mund gelobt haben würde.

Ein ähnliches Beispiel.

Aus Paros Mamorbrüchen brach ein Arbeiter ein trefliches Stück Marmor, und Phidias in dessen Händ' es fiel, bildete daraus einen Jupiter, vor welchem ganz Griechenland ehrfurchtsvoll niederfiel.

„Das hast du mir zu verdanken, rief der Steinbrecher, als er einst bei dem Bilde vorübergieng, denn ich wars, der dich aus deiner Schlucht hervor ans Tageslicht brachte.“

„Und der mich doch, fuhr der steinerne Gott „fort, ziemlich so ließ, wie er mich fand, als einen „unförmigen Klumpen, den Griechenland sicher nicht „angebetet haben würde. Erst dieser Bildung, die „Phidias mir gab, gebührt mein jetziger Ruhm, und „also auch mein gröster Dank.“

* * *

Eltern, wenn ihr nichts als Eltern seid, wie wollt ihr euch mit würdigen Lehrern messen?

Mit diesen Erzählungen unterhielt ein Bildhauer die wißbegierigen Kleinen, welche aus edler Neugierde seine Werkstätte besuchten. Liebreich nahm er sie auf, und zeigte ihnen die vollendeten und unvollendeten Arbeiten seiner bildenden Hand. Lehrreich entließ er sie seiner Arbeitsstätte, daß er jenen Erzählungen die gute Ermahnung hinzufügte: darum ehret eure Lehrer, sie bilden euch zu Menschen!

Beschreibuug des Affenfangs.

Tab. XXI. Fig. 55.

Die Affen sind äusserst possierliche Thiere, welche den Menschen am meisten ähnlich sind. Sie ahmen auch gern, und nicht selten auf eine verkehrte Weise und zu ihrem Schaden alles, was der Mensch thut, nach. Eben diese dumme Nachahmung ist es auch, welche der vernünftige Mensch zu benutzen wuste, um sie dadurch zu fangen.

Es gibt in der Natur dreierlei Affen, nämlich ungeschwänzte, kurz- und langeschwänzte. Die erstere Gattung sind die eigentlichen Affen, die andere heissen Pavian und die dritte werden Meerkatzen genannt. Alle Arten von Affen sind sehr künstlich und sinnreich in allem, was sie vornehmen. Gleich lebhaft, wenn es ihnen wohl gehet, oder wenn sie in Noth sind, geben sie ihre Leidenschaften zu aller Zeit durch ihr Stampfen mit den Füßen und Veränderung der Gesichtszüge aufs nachdrücklichste zu erkennen. Sie seufzen, wehklagen, weinen, zischen, lachen, je nachdem sie Entsetzen, Zorn oder Verspottung ausdrücken wollen. Sie wissen so lächerliche Stellungen anzunehmen,

bei deren Anblick der schwermüthigste Mensch sich des Lachens nicht würde enthalten können. Unter sich selbst beobachten diese Thiere eine gute Disciplin. Kömmt es darauf an, ein beträchtliches Melonenland zu verwüsten, so gehen sie in starker Anzahl nach dem Garten. Hier stellen sie sich so in Reihe, daß zwischen zweien nur ein mittelmäßiger Zwischenraum bleibet, und ihre Linie sich gewöhnlich auf einem Berge endiget. Ist diese kluge Anstalt getroffen, so werfen sie sich die Melonen von Hand zu Hand zu (reife wie unreife) Jeder von ihnen fängt die ihm zugeworfene Melone geschikt, und mit ausserordentlicher Geschwindigkeit auf. Alles dieses geschiehet unter dem tiefsten Stillschweigen. Sie mögen nun aufs Plündern ausgehen oder sonst arbeiten, oder auch nur truppweise schlafen, so sind immer einige dabei zu Wachen ausgestellt. Sobald diese Wache durch ihr höchst sonderbares Geschrei ein Zeichen gibt, fliehet alles. Die Jungen, welche das Laufen noch nicht recht gewohnt sind, steigen auf den Rücken der Aeltesten, worauf sie sich auf eine kurzweilige Art fest halten. Doch vertheidigen sie sich bei einem Ueberfalle auch gemeinschaftlich. Ihre Waffen bestehen in Baumästen, die sie zerbrechen, in Kieselsteinen, welche sie sammeln, und in ihrem eigenen Unflathe, den sie in die Hände nehmen. Im Nothfall werfen sie dieses alles ihrem Feinde nach dem Kopfe. Auf dem flachen Lande laufen sie sehr schnell, und springen, wo es angehet, sehr geschwind von einem Baum auf den andern, wobei ihnen der Schwanz oft als ein fünftes Bein dienen muß. Wird einer unter ihnen verwundet, so machen sie, unter Verdoppelung ihres hülfreichen Eifers, das entsezlicheste Geschrei.

Ihre Nahrung sind Früchte, vornemlich Weintrauben, Aepfel auch Reis, Blumen u. s. w.

Durch die Gefangenschaft scheinen diese Thiere von ihren natürlichen Fähigkeiten nichts zu verlieren. Man trift sie in den Häusern so listig, kühn, schelmisch und spöttisch an, als in der Freiheit. Beim Essen setzen sie sich (aber nur die Orang-Utang) auf ihren Hintern, und halten die Nahrungsmittel in der Pfote. Man kann sie leicht lehren auf dem Sail zu tanzen, das Rad zu schlagen, sich zu putzen, Feuer anzuzünden, die Handkarren zu brauchen, die Trommel zu schlagen, Gläser auszuschwenken, einem zu trinken zu geben u. s. w. Auch sollen sie zuweilen gar sich selbst mit zum Tische hinsetzen, sich ausschöpfen, und mit Messer, Gabel und Löffel essen, zu trinken einschenken, sich ihr Bett selbst machen, sich der Länge nach darein legen, die Decke über sich herziehen, des Nachts aufstehen, und in ihr eigenes Nachtgeschirr pissen, ob doch auch mit unter, wenn es ihnen nicht gelegen ist, aufzustehen, und sie die Noth zu oft ankömmt, alles ins Bett gehen lassen: will man sie dafür züchtigen, so heulen und schreien sie fast wie ein Kind. Siehe Trapauds Erdbeschreibung von Pulo Pinang oder des Prinzen von Wales Insel in Ostindien etc.

Unstreitig haben, wie schon bemerkt, die Affen, besonders einige ungeschwänzte Gattungen derselben, unter allen vierfüßigen Thieren die meiste Aehnlichkeit mit dem Menschen, allein es finden sich doch, auch schon in der äussern Bildung viele Unterschiede. Ihre Bildung hat bei weitem das Edle, Anständige und

Harmonische nicht, das in der Struktur und Stellung des Menschen hervorleuchtet. Ihr Scheitel ist weit flächer, der Vorderkopf stehet viel weiter hervor, die Augen sind gegen den Kopf zu klein, das Maul steht zu weit von Nase ab, auch zu weit vorwärts; die Lippen sind ungerändet, die Nase ist zu platt, das Kinn zu weit zurückgezogen, und die Gesichtszüge so runzlig, wie sie nur bei den ältesten Menschen zu sein pflegen. Dem Leib fehlt ebenfalls das Ebenmaaß des menschlichen, er ist verhältnißmäßig länger, und zieht sich unterwärts zusammen, ohne sich bei der Hüfte wieder zu erweitern. Den Füßen fehlen die Waden, und sie gleichen mehr Händen als Füßen, indem sie lange Zehen und keine Fersen haben.

Vom Fang derselben.

Die Affen lebendig zu fangen, ist und wird mancherlei List erdacht, denn sie können erstaunlich springen, und sehr geschwind und flink auf die Bäume klettern, von welchen sie dann abgebrochene Zweige u. s. w. auf die verfolgenden Menschen werfen. Die Affenjäger setzen sich in der Gegend des Baums, auf welchen sie Affen erblicken, nieder, und ziehen sich ihre Schuh oder Stefeln mehrmals aus und an, und lassen dann beim Weggehen, einige kleine dazu verfertigte Stiefeln, die inwendig mit klebendem Harze angefüllt sind, daselbst liegen. Der neugierige Affe, welcher dem allen aufmerksam und genau zugesehen hat, steigt alsdann, wann er den Menschen nicht mehr sieht, vom Baume herab und versucht es nun nachzumachen, was jener ihm vorthat. Er zieht sich die Stiefeln an, und — siehe da! sein rauher Pfoten

Tab XXI



bleibt darinn kleben, so, daß er nicht mehr frei springen und wegklettern kann, er ist gefangen. Weil man auch weiß, daß sie gern Mais oder Maiz, eine Art Getreide, welches auch wohl türkischer Waizen genannt wird, sehr begierig fressen, so sezt man ihnen, in der Gegend, wo sie sich auf den Bäumen aufhalten, ein oder mehrere Gefässe mit einem engen Halse mit etwas Mais angefüllt hin. Die naschhaften, gefrässigen und gierigen Affen, steigen sodann von ihrer Höhe herab, zwingen ihren Pfoten in den engen Hals der Gefäße, und nehmen mit unersättlicher Begierde den Pfoten so voll, daß sie ihn unmöglich durch die enge Oeffnung wieder zurückziehen können.

Aus Unwissenheit und Gierigkeit lassen sie das Mais nicht aus den Pfoten fallen, sonst könnten sie denselben wieder zurückziehen, und sich durch die Flucht befreien. Dies thut er aber nicht, er hält seinen Mais fest und wird dabei gefangen. Bemerkenswerth ist es aber, daß derjenige Affe, welcher entweder durch Zerbrechung der Flasche oder einen sonstigen ihn begünstigenden Zufall, wieder frei geworden ist, sich auf ähnliche Weise nicht wieder fangen läßt. Er ist durch Schaden klug und vorsichtig geworden. Eine alberne Freude bezeugen sie, wenn sie ein Feuer, welches die Neger verlassen haben, ansichtig werden. Sie setzen sich und hüpfen auch rings um dasselbe herum; weil sie aber zu dumm sind, dasselbe durch nachgelegtes Holz bewahren zu können, so müssen sie den Gegenstand ihrer Freude bald erlöschen sehen.

Der ungeschwänzte Affe am Baume (auf der Abbildung) ist zufällig noch davon gekommen, und doch zeigt er noch, statt Freude, eine boshafte Wuth in

seinen Mienen, vermöge welcher er die ihn nachsehenden Menschen, gerne zerzausen und wehe thun möchte. Der Kurzschwanz mit den Stiefeln muß sich gefangen nehmen lassen, so verzweifelt er auch die beneidenswerthe Flucht des andern nachsieht, aber nicht nachkommen kann.

Der dritte, ein Langschwanz quälet sich mit seiner Flasche, er mögte seine Pfoten gar gern frei haben, aber seine Dummheit und Gierigkeit macht ihn zur Beute des vernünftigen Menschen.

Lernet Kinder! was es sei, Vernunft haben, durch sie macht ihr euch zum Herrn aller Geschöpfe dieser Erde: durch sie seid ihr freie Geschöpfe, die von keinem andern Thiere — nur von eures Gleichen, wenn sie vernünftiger oder mächtiger sind — beherrschet, geleitet, geschützet, oder angewiesen werden können.

Lernet Kinder eure Vernunft gebrauchen, dadurch daß ihr euch mit nüzlichen Kenntnissen und Wissenschaften bereichert, daß ihr eure Wißbegierde unterhaltet, bestmöglichst zu befriedigen sucht; daß ihr mit den Dingen und Sachen, die ihr in der Welt sehet oder höret, zugleich auch ihre Kräfte und Wirkungen, ihren Nutzen oder Schaden, erlernet, und nicht blos, so wie die Affen und Dummköpfe, anstaunet und bewundert; daß ihr ferner eure Begierden mäßiget, eure Leidenschaften bezwinget, und endlich, daß ihr mit stiller, ruhiger und aufgeklärter Vernunft prüfet und überleget:

Was für euch gut oder böse sei.

Verbesserungen.

Seite II. Vor. Lin. 2. v. unt. lese man nach wie schön ist der Preis.
— III. — — 2. v. ob. statt die lies den.
— III. — — 6. v. ob. lies nach mitgetheilt, werden.
— 6. Lin. 17. statt den lies dem.
— 6. — 20. st. und l. um.
— 18. — 1. st. Konstituios- l. Konstitutions-
— 21. — 6. v. ob. st. welcher l. welchen.
— — — 14. —— st. wie l. wenn.
— 26. — 18. —— st. seiner l. ihrer.
— 29. — 18. —— st. einem . l. ein .
— 30. — 7. —— st. ander l. andere.
— — — 1. v. unt. st. Wolle l. Erze.
— 44. — 7. v. ob. st. nochmals l. nachmals.
— 50. — 11. v. unt. st. Bürgerdruks l. Bücherdruks.
— 68. — 11. v. ob. ist nach war, wurde noch hinzuzudenken.
— 80. — 12. ist nach Kontrast das Wort aus wegzustreichen.
— 84. — 7. v. ob. ist nach verschüttet wurden auszustreichen.
— 86. — 4. —— st. Kallew l. Kalw.
— 105. — 3. —— st. was wir an andern übertroffen, l. worin andere ihn ꝛc.
— 131. — 1. v. unt. st. Lermäischen l. Lernäischen.
— 133. — 4. —— st. sie l. sich.
— 145. — 13. v. ob. st. Norwall l. Narwall.
— 164. — 9. v. unt. st. Sangen l. Säugen.
— 165. — 5. v. ob. st. Silbertöne l. Silbentöne.
— 176. — 11. st. strebe l. strebt.
— 181. — 1. v. ob. st. dieser l. diesem.
— 183. — 1. —— st. be l. bei.
— 186. — 14. —— nach der, nicht.
— 197. — 5. v. unt. st. überschwommten l. überschwemmten.
— 198. — 8. v. unt. st. den Fall l. der Fall.
— 207. — 9. —— st. Karten l. Katen.

Seite 253. Lin. 14. v. unt. muß nach dem Wort: vollständigste, Abbitte hingedacht werden.
— 254. — 10. v. unt. soll stehen nach feindlichen das Wort: Gesinnungen.
— 267. — 3. v. unt. Oestelsheim l. Ostelsheim.
— 279. — 3. —— st. die l. der.
— — — 2. v. ob. wird nach dem Wort wird dieses *) zu der unten stehenden Note hinzugedacht.
— 282. — 8. v. unt. st. hinunterfallen l. herunterfallenden.
— 283. — 16. st. haten l. hatten.
— 289. — 13. v. unt. nach Wasserfälle, bald.
— 290. — 6. v. ob. st. Sphaereid l. Sphaeroid.
— — — 13. st. Nordpol l. Südpol.
— 301. — 14. st. Betrachtung l. Beobachtung.
— — — 15. st. Stage l. Stange.
— 307. — 11. st. blüthen l. blühten.
— 312. — 14. v. unt. st. ein l. in.
— — — 11. —— st. Küchen l. Kirchen.
— 314. — 11. —— st. daß l. die.
— 316. — 2. v. ob. st. des l. der.
— 324. — 1. —— st. ist l. war.
— — — 5. —— st. Ramen l. Namen.
— 333. — 9. v. unt. st. Operin l. Oporin.
— 342. — 5. v. ob. von Nase l. von der Nase.
— 344. — 1. —— st. ihn l. ihm.
— — — 12. —— st. zum l. zu.



